Th.

thias

hen wir
Sohn
min?

M.

Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?

Ein Buch für deutsche Väter und Mütter

von

Dr. Adolf Matthias,
Direktor am städt. Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

München 1898
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Meiner lieben Frau

und treuen Erziehungsgefährtin

gewidmet.

Vorwort.

Dieses Erziehungsbüchlein fürs deutsche Haus geht in die Welt hinaus unter dem Titel: „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?“ Damit nicht beständig in blassen Allgemeinheiten gesprochen werde, ist der Name Benjamin gewählt, mit dem wir den jugendlichen pädagogischen Helden bezeichnen möchten, um den sich die ganze Tragik und die ganze Freude der Erziehungskunst zusammenziehen soll. Benjamin dürfte der passendste Name sein. War er doch Jakobs jüngster und liebster Sohn, der ihm die meisten Sorgen und das größte Leid bereitete, aber auch die größte Freude und Seligkeit, der Sohn, „an des Seele seine Seele hing“. Rahel nannte ihn Ben-Oni, den Schmerzenssohn, aber sein Vater hieß ihn Ben-Jamin, den Glückssohn. So ist jeder Sohn ein Ben-Oni, so lange die Sorgen um sein Werden erziehender Eltern Herz erfüllen; es sollte aber jeder Ben-Oni ein Ben-Jamin, ein Glückssohn, werden durch gute und gesunde Erziehung. Dazu möchte dieses Büchlein beitragen nach

seinen besten Kräften. Allerlei Ratschläge, die hier und da gesammelt sind in Haus und Schule, allerlei Fragen, die sich früher oder später dem Verfasser aufgedrängt haben im Drange der Erziehung, allerlei Betrachtungen, zu denen eigene und fremde Erziehungsfehler angeregt haben, werden hier in harmloser Form und zwangloser Weise niedergelegt; freudiger Ton ist in ihnen Grundakkord, weil er die Hoffnung des Gelingens stärkt, die doch bei aller Erziehung die Hauptsache ist. In diesem Sinne ziehen die verschiedenartigsten Erziehungsratschläge aus dem Engeren und dem Weiteren hinaus ins deutsche Haus:

Was eine lange, weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt hier unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Düsseldorf, im Juli 1896.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Zum zweiten Male zieht mein schlichtes Erziehungsbüchlein hinaus, nachdem es erst vor Jahresfrist seine erste Wanderung begonnen hat. Aus den zahlreichen zustimmenden Besprechungen und freundlichen Briefen, die aus der Nähe und Ferne an mich gelangt sind,

darf ich mit einiger Befriedigung schließen, daß im ganzen deutschen Vaterlande, auch bei unsern österreichischen Stammesgenossen, empfängliche Leser das Buch lieb gewonnen und ihm seine Fehler nicht übel genommen haben, weil es auch Tugenden zu haben scheint. — Der neuen Auflage sind zwei neue Kapitel (12. und 13.) eingefügt: Was soll Benjamin lesen? und: Wie erhalten wir unsern Benjamin gesund? Sie sind veranlaßt durch Wünsche, die sich in liebenswürdigen Rezensionen fanden. Ich würde sie schon der ersten Auflage beigegeben haben, aber ich fürchtete mich davor, weil ich nicht recht wußte, wie ich sie kurz und ohne Langeweile zu erregen ausgestalten sollte. Ob es mir gelungen, sie auf den richtigen Ton zu stimmen und ihnen angemessenen Umfang zu geben, mögen die Leser freundlich beurteilen, denen sie für ihren Hausgebrauch willkommen sind. — In einigen Kreisen hat mein Buch nicht ganz gefallen. Emanzipationsfreundliche Damen haben gefunden, daß ich den Wert der Mütter unterschätzt und die Kraft der Väter überschätzt habe. Da ich aber auch von zornigen Vätern gehört habe, die unzufrieden mit mir sind wegen ihrer Wertschätzung, so mag ich doch wohl die goldene Mitte gehalten haben. — Auch hat mein Buch nicht gefallen in manchen reichen Häusern, wo man komplizierte Erziehungsweisheit der einfachen vorzieht. Ich gestehe gern zu, daß es auch auf diese Weise geht, da ja viele Wege, wie nach Rom, auch zu richtigem Erziehungsziele

führen. Nur möchte ich verwickelter Erziehungsweise gegenüber einen Dichterspruch anführen, der, pädagogischer Weisheit voll, mir aus dem Herzen gedichtet ist:

'S ist eben manchen Leuten eigen,
Daß ihnen Schlichtes nicht gerät:
Sie müssen immer ins Fenster steigen,
Auch wenn die Hausthür offen steht.

Düsseldorf, den 1. November 1897.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel.

Benjamin in der Wiege; die ersten Erziehungssorgen.

Daß unser Benjamin schon in der Wiege und den Windeln erzogen werden könne, wollen viele Eltern nicht recht glauben. Denn sehr oft hört man die Behauptung, in den ersten Jahren könne von Erziehung keine Rede sein; es handle sich hier nur um körperliche Aufziehung, die geistige Erziehung mache sich von selber; es sei pedantisch, kleinlich, ja herzlos, kleine Kinder erziehen zu wollen; Unarten verlören sich schon von selber. Weil eine solche Anschauung der Bequemlichkeit und dem Egoismus der Eltern Vorschub leistet, findet sie ihre zahlreichen Anhänger, finden wir so viele unklare Grundsätze der Erziehung oder gar keine Grundsätze. Kleine Kinder giebt man in besseren Familien dem Hausarzte anheim, in weniger gut situierten Kreisen dem Schicksal; daß dem Kinde auch ein Seelenarzt gut thäte, sieht man nicht ein. So geht es das erste, zweite und dritte Jahr. Unarten (so meinen die meisten Eltern) haben die Kinder noch nicht in dieser Zeit; was andere Leute, die objektiv sehen, für Ungezogenheiten halten, nennen die Eltern originell, reizend, entzückend. Kommt mit der Zeit das Originelle als kräftige

Unart zu Tage, so pflegen meist zwei Fälle einzutreten. Der energischere Teil will strafen, der sanftmütigere (meist die Mutter, doch giebt es auch unter den Vätern schwache Gemütsmenschen) will es nicht. Setzt der strengere Teil seinen Willen durch, bestraft er unsern Benjamin, so protestiert der sanftere Teil gegen solche Grausamkeiten und wird unter Umständen zur schützenden Hyäne. Auch nach theoretischen Gründen sieht sich die Sanftmut und Schwäche um: Man dürfe doch ein Kind nicht eher strafen, als bis es den Unterschied zwischen Gut und Böse kenne, als bis es sich seines Thuns und Lassens voll bewußt sei. Der Erziehungszwist beginnt damit, und er wiederholt sich von Tage zu Tage, er wächst von Woche zu Woche. Was der Vater verbietet, erlaubt die Mutter; was diese untersagt, gestattet der Vater; was der eine gut findet, findet der andere schlecht. Und das geht meist vor sich unter den Augen und vor den Ohren Benjamins. Er wird entweder irre, er weiß nicht recht mehr, was er soll; oder aber — und das ist häufiger der Fall, denn die Menschen haben einen feinen Sinn für die Schwäche des Nächsten — Benjamin erkennt schon in seinen ersten Lebensjahren die Schwäche des Vaters oder der Mutter und weiß sie so schlau zu benutzen, daß er den Streit und die Meinungsverschiedenheiten ausbeutet und sich zum Kommandanten des Hauses macht. Auch ein anderer Fall kann eintreten. Beide Eltern können unklar und schwach sein. Dann lagert sich Leichtsinn, sittliche Stumpfheit und Trägheit über das Erziehungswerk, und der wohlfeile Grundsatz, man müsse bei Kindern Kleinigkeiten unbeachtet lassen, dehnt sich dahin aus, daß man alles für Kleinigkeiten hält, daß man auf gar nichts mehr achtet, alles laufen läßt und das Kind dem

Dienstmädchen, der Kinderfrau, dem Fräulein oder Gott weiß wem überläßt; diese mögen sehen, wie sie mit den Kleinigkeiten fertig werden, die der klar urteilende Beobachter als das erkennt, was sie in Wirklichkeit sind: als offenbaren Ungehorsam, als Eigensinn, Unwahrhaftigkeit und Frechheit. Dieselben Eltern aber, die die größten Unarten als Kleinigkeiten ansehen, können wild werden bei wirklichen Kleinigkeiten; lautes, lebhaftes Spielen und Umherlaufen, während Mama einen Roman oder Papa die Zeitung liest; Flecken oder Löcher in den Kleidern, die möglichst difficil in Farbe und Machart gewählt sind, weil's die Mode heischt; Zerbrechen von Sachen, die leicht verletzbar sind und sich trotzdem im Machtbereiche unseres lebenslustigen Benjamins befinden — kurz echt kindliche Lebendigkeit und naturberechtigtes kindliches Wesen bringen Bestrafungen ein, die Gedankenlosigkeit im Bunde mit Egoismus und gestörter Bequemlichkeit erzeugen. Und derselbe Egoismus verfällt, wenn's ihm anders beliebt, wieder auf allerhand Zärtlichkeiten, die auch meist übel angebracht sind. Wie widerwärtig berührt den verständigen Erzieher oft das überzärtliche Kosen, das affenartige Puppenspiel mit Kindern. Wer so durch eigenes Beispiel sein Kind zum Egoisten erzieht, der mag im Alter sich nicht wundern, wenn die Kinder egoistisch und lieblos sind; der rechnet umsonst auf Dankbarkeit, da er für seine Affenliebe keinen Anspruch darauf hat. — Also Vorsicht in der Erziehung des ersten und der ersten Jahre; es rächt sich bitter, wenn man zuviel dem späteren Leben überläßt. „Das Schicksal ist ein vornehmer, aber teurer Hofmeister. Ich würde mich lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten.“ So ur-

teilt Goethe, und wir schließen uns ihm in Bezug auf die erste Erziehung an. — Vom ersten Tage, vom ersten Atemzuge des Kindes an sollte man Ordnung und gute Gewöhnung walten und als erste Erziehungsmacht auf das Kind einwirken lassen, schon frühe sollte man erzieherische Einwirkung auf das geistige Gefühl des Kindes ausüben, denn schon frühe hat das Kind ein instinktives Bewußtsein, daß auf ein bestimmtes Gebahren eine bestimmte Rückwirkung, daß beispielsweise auf ein bestimmtes Schreien, das man sehr leicht als ein unartiges und eigensinniges erkennen kann, eine bestimmte Art von unangenehmer Wirkung erfolgt. Sicherlich lernt schon im 5. oder 6. Monat das Kind an den Blicken, Gebärden, Worten, vor allem am Ton der Stimme, ob die Erwachsenen ernst oder freundlich, ob sie zufrieden sind oder drohen. Man sollte diesen Zeitpunkt aufmerksam beachten und sich zu nutze machen; man sollte durch gute Gewöhnung das Kind zum Richtigen leiten, vom Falschen abhalten und ihm das Rechte und Gute zur zweiten Natur machen, so daß es nichts anderes weiß und kann, als das Gute thun und das Böse lassen. Mit liebevoller Aufmerksamkeit sollte man beobachten, wann niedere Triebe sich bemerklich machen im Kinde, und man sollte diesem beispringen und die erste Versuchung überwinden helfen — wenn's sein muß, durch einen gutgemeinten und wohlwollenden Klaps, der manche Tracht Prügel späterer Jahre unnötig macht. Läßt man aber falsch gerichtete Gewohnheit einwurzeln, so setzt man das Kind der Gefahr aus, daß es später, wenn es mehr und mehr ausreift zur Erkenntnis des Besseren, nicht mehr die Kraft hat, das Gute zu thun und das Böse zu lassen. Auch für das Gebiet der Willensbethätigung gilt

das Wort: Früh übt sich, wer ein Meister werden will. Da aber das Kind zur Übung eigener Kräfte noch zu schwach ist, muß unsere Hilfe ihm dargereicht werden, um Selbstübung zu ersetzen und zu stützen.

Vor allem wird im ersten Jahre des Lebens die Grundlage gelegt für den Gehorsam des Kindes. Diesem hilflosen Wesen ist Unterwerfung unter Autorität Bedürfnis, ihm ist Gehorsam natürlich; es übt ihn schließlich gern und es fühlt sich glücklich, wenn es ihn üben kann. Nichts ist verkehrter als jene schwächliche und geradezu läppische Art, die, anstatt zum Kinde in freundlicher Hilfsbereitschaft herabzusteigen, um es emporzuziehen, das liebe Kleine in seiner kindischen Unfertigkeit als etwas absolut Liebenswürdiges, Reizendes, Bewundernswertes hätschelt und selbst kindisch wird. Man rede ja nicht beständig von Kinderunschuld, wo es sich um das Wollen und Begehren des Kindes handelt; dieses ist auf Befriedigung selbstsüchtiger und eigenwilliger Wünsche gerichtet, deren Berechtigung es nicht beurteilen kann. Solchen Wünschen gegenüber soll die elterliche Vernunft aussondernd und wählend sich verhalten, um den Willen des Kindes in die richtige Bahn zu lenken. Dabei soll man streng, aber nicht tyrannisch, drückend, erdrückend und erbitternd verfahren; man beschränke die Freiheit des Kindes nur insoweit, als sie des Kindes Erhaltung und Ausbildung zum Guten in Gefahr bringen kann oder der Freiheit anderer lästig im Wege ist, als sie in unberechtigter Weise große Leute belästigt. Laune, Willkür, Eigensinn und subjektive Gereiztheit bleibe dem Erzieher fern. „Das Elternhaus soll eine schirmende Freistatt, kein einengender Kerker sein. Der heitere, lebensfrische, wohl auch bisweilen etwas

kecke und ausgelassene Sinn des Hauses ist die sicherste Bürgschaft für das Vorhandensein einer gesunden Lebensluft, wie sie Leib und Seele des Menschen bedürfen. Es giebt auch eine ernstere, trübselige, grämliche Weise, die nirgend das Kind im Spiel und Ernst seines Daseins froh werden läßt. Es giebt einen ungestümen Poltergeist der Väter, es giebt eine kleinlich pedantische Tadelsucht der Mutter, die schon manches Kind mit wahrem Lebensüberdrusse erfüllt hat. Was der Apostel den Eltern in der ernsten Mahnung vorhält, die Kinder nicht zu erbittern, wird nach der gewöhnlichen Erfahrung entweder nicht verstanden oder nicht beherzigt." Also Erziehung zum Gehorsam soll schon frühe beginnen, wenn Benjamin noch in den Windeln und der Wiege liegt und im Spielstuhle thront.

Aber auch die Erziehung zur Ordnung, zur Regelmäßigkeit, zu gesunder Enthaltsamkeit. Hiergegen wird schon arg in den ersten Monaten gesündigt. Mit der Art der Ernährung und mit ihrer Einteilung beginnt's. Der eigenen oder des Kindes Laune folgt man, nicht einfachen und gesunden Grundsätzen. Man sollte schon hier streng auf angenommene und festgesetzte Stunden halten, man sollte sich nicht durch Schlafen des Kindes oder durch sein Schreien irre machen lassen, damit die Natur sich früh an Ordnung und Regelmäßigkeit gewöhnt. Einen großen Teil der Sorge, Mühe und Belästigungen, welche die Mütter mit ihren Kindern haben, schaffen sie sich selbst durch Unordnung und Unregelmäßigkeit. Bedenklich spielt die Elternlaune mit, besonders in den besseren Ständen, wenn das arme Kind schon früh mit Nahrung überfüllt wird, wenn bei jedem Schrei die Flasche herbeigeschafft oder Nahrung dargereicht wird

und der arme Benjamin so lange gestillt wird, bis er von Wonne, Milch und Wehmut überfließt. Und schlimmer noch wird's, wenn er eben sitzen kann. Dann holt man ihn mit an den Tisch der Erwachsenen, läßt ihn alles kosten und freut sich, wie der süße Kerl Dinge treibt, die er besser nicht triebe und wovon ihn Elternvernunft besser fern hielte. Leckerbissen der Erwachsenen ziemen nicht dem Säugling. Wer sie ihm bietet, verzieht ihn zu Unregelmäßigkeit und Völlerei. — Ordnung sollte man unsern Benjamin in seinem kleinen Wirkungskreise auch sonst üben lassen und sorgsam anerziehen. Man sollte ihn, wenn er gespielt hat, anhalten, daß er selber die Spielsachen dahin schafft, wohin sie guter Ordnung nach gehören; auch wo er etwa mit Papierschnitzeln und anderen Dingen um sich geworfen und Unordnung geschafft hat, sollte er selber für Herstellung von Ordnung und Sauberkeit sorgen und nicht von Erwachsenen sich bedienen und eine Pflicht abnehmen lassen, deren Ausübung von großer, erziehlicher Wirksamkeit ist. So könnte man auf viele andere Dinge hinweisen, wo zur Aufrechthaltung der Ordnung das Wort gelten sollte: „Selbst ist der Mann". Verständiger Elternsinn wird solche Gelegenheit beachten und sie sich zum besten der Erziehung ihres Benjamin zu nutze machen.

Und dann noch eins! Auch die Sprache des Kindes sollte früh genug in Zucht und Ordnung genommen werden. Sie ist das wichtigste Bildungsmittel des menschlichen Geistes. Wortlose Gedanken, wortverkehrte Gedanken verhalten sich zu den wortgeformten und wortrichtigen wie Dämmerungsschimmer und Halbdunkel zum hellen Lichte des Tages. Deshalb sollte man auf Richtigkeit und Klarheit des Gedankens und Richtigkeit der Aussprache rechten Wert

legen. Man kann sich immer in der kindlichen Sphäre halten, man braucht nicht pedantisch zu sein, man soll nicht den Standpunkt verrücken, indem man von Kindern verlangt, was man erst von Großen beanspruchen kann. Aber hüten soll man sich alles, was das Kind an kindlichem Kauderwelsch hervorbringt und was ja oft recht lustig und belustigend klingt, ins Kraut schießen zu lassen und gar nachzuahmen; wer sich zu des Kindes Sprache herabläßt und in ihr mit dem Kinde beständig redet, macht sich leicht kindisch und verletzt die Keuschheit kindlicher Sprache, die dem Kinde in seiner Naivität oft so reizend steht, die vorübergehend sein Eigenrecht sein mag, die aber abgewöhnt werden muß und nicht abgewöhnt wird, wenn auch der Große sie sich angewöhnt.

Wem liegen nun die ersten Erziehungspflichten ob? Der Mutter oder dem Vater? Die Antwort wird meist der Mutter gelten, weil sie um die Wiege die erste Sorge entfaltet und weil unser Benjamin auf ihrem Schoße die meisten Tage seines ersten Jahres verbringt oder doch — verbringen sollte, weil sie „süßen Schlummer dem Liebling kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt und mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme und mit Sorge selbst sich für die Sorge belohnt". Und doch würde ohne die Einwirkung des Vaters die Mutterliebe leicht in zu große Weichheit und Nachgiebigkeit gegen das Kind ausarten, und den Kindern würde oft genug der nötige Ernst, die nötige Kraft und geistige Überlegenheit fehlen. Diese Pflichten objektiven Ratgebens und ruhigen Eingreifens sollte sich der Vater nicht nehmen lassen. In vielen Häusern aber steht es leider so, daß er sich um nichts bekümmert und daß deshalb das innige Einverständnis fehlt zwischen Vater und

Mutter, das am meisten wirksam ist auf das heranwachsende Kind. Vom Vater geht die erziehende Kraft aus. Wenn er befiehlt, so fühlt das Kind nicht nur die Strenge der Anordnung, sondern auch die Überlegenheit der Kraft, die einer Milderung bedarf. Deshalb soll von der Mutter die erziehende Liebe ausgehen, welche mehr sorgt und fühlt, als denkt und voraussieht. Ist so das richtige Verhältnis hergestellt, so wird man die Erfahrung machen, daß das Sprichwort: „Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen" mit gutem Grunde der Umkehrung fähig ist. Wer mit seinem kleinen Kinde sich große Sorge macht und diese nicht kleinlich ausübt, sondern mit gesundem Blick zu unterscheiden weiß zwischen Regungen und Äußerungen, die natürlich und kindlich sind, und zwischen solchen Äußerungen, die zu Unnatur und Unart führen, der wird sein Kind, wenn anders nicht ganz unheimliche Anlagen in ihm sind, so erziehen können, daß es ihm später Freude macht. Bequem sind ja solche Sorgen nicht; Kindererziehung in den ersten Jahren ist Selbstüberwindung und kostet für die Erziehenden immer Opfer, die sie ihrer schwachen Natur abgewinnen sollen. Nur echte Liebe und willige Erziehungskunst vermag sie zu bringen. Die Sorgen aber, die man sich für das körperliche wie geistige Wohl der Kinder in den ersten sechs Jahren macht, sind die bestangewandten, sie lagern ein Kapital ab, das sich im Leben vortrefflich verzinst. Was in diesen ersten Jahren nicht erzogen ist, können alle übrigen Erziehungsjahre, kann keine noch so vortreffliche Schule, kann das Leben mit seiner erziehenden Wirkung nimmer gut machen. Deshalb nehme es Vater und Mutter in inniger Gemeinschaft recht ernst, halte sich beim Werke Großmütter,

Tanten, Kindsfrauen, Kinderfräulein und Kindermädchen fern, dann werden sie etwas von der Freude des Winzers am „eigenen Wachstum“ in späteren Jahren empfinden. Je älter der Jahrgang wird, um so besser wird er werden, und das eben erwähnte Sprichwort wird in seinem zweiten Teile lauten: „Große Kinder, kleine Sorgen.“

Zweites Kapitel.

Benjamins erstes Spiel und erste Spielsachen. Kindergarten und Kinderstube.

Lavater sieht in der Beobachtung folgender fünf Regeln den Grund der ganzen Erziehung: 1. Die Kinder in guter Laune erhalten. 2. Sie an Ordnung gewöhnen. 3. Unerlaubte Dinge bestimmt abschlagen. 4. Hingegen so viel als möglich gestatten und nicht am Verbieten Freude haben. 5. Sie immer in Beschäftigung erhalten. — Die mittleren drei Regeln hat das erste Kapitel erörtert oder doch gestreift, die erste und letzte liegt diesem zu Grunde; denn es soll vor allem handeln von des Kindes Spiel, von der dem Kinde zukommenden Beschäftigung, die es in guter Laune erhalten soll, so lange es noch nicht der Schule, sondern dem Hause und der Kinderstube allein angehört. Des Kindes Spiel enthält hohen Sinn und tiefe Bedeutung. Es schützt unsern Benjamin vor der Langeweile, die launisch und verdrießlich macht und wie der Müßiggang allerhand Unarten nach sich zieht; es ist die erste Beschäftigung des Kindes, die seine Einbildungskraft hebt und belebt, seine geistigen Kräfte übt und entwickelt und seine Freiheit voll entfaltet. Haben wir es

nicht selber oft gesehen, was Madame Necker de Saussure so schön schildert? „Ein dreijähriger Knabe brachte einen Teil des Tages damit hin, den Kutscher zu spielen. Seine Pferde waren zwei Stühle, die er vermittelst eines Bandes zum Gespann vereinigte. Er auf einem dritten Stuhle sitzend, die Zügel in der einen und die Peitsche in der andern Hand, lenkt seine friedlichen Renner. Sobald sich nun jemand vor jene Stühle hinstellte, störte ihn die Unbeweglichkeit dieses Hindernisses, indem es ihn aus seiner Illusion riß, auch in seiner Lust. Er geriet in Zorn und klagte trostlos, daß man seine Pferde am Vorwärtsgehen hindere. Ein anderer Fall. Ein Vater hört von seinem Fenster aus, daß seine Kinder im Garten mit dem Bogen schießen. Einer ist Schiedsrichter, andere wollen seine Entscheidung nicht anerkennen; sie streiten, schreien und zanken sich. Besorgt steigt der Vater in den Garten hinab und sieht die Knaben glühend und in größter Aufregung alle Pantomimen des Schießenden nachahmen; aber weder Bogen noch Pfeile noch eine Scheibe waren vorhanden; eine Mauer war das ganze Material ihrer Übung.“ Kindliche Phantasie in voller Freiheit schafft sich selbst eine Welt, wie sie sie haben will. Ein Stuhl oder Stock wird ihr zum Pferd, ein Stab zur Flinte, ein Stück Holz zum Schwert, jedes Bündelchen zur Puppe, des Vaters Stiefelknecht zu irgend einem Untier, jeder bescheidene Winkel zur Hütte oder zum Palast. An das Wirkliche knüpft das Spiel nur an, um die Einbildungen in Bewegung zu setzen, die Vorstellungen beweglich zu machen, um die ersten Anfänge fruchtbarer Geistesthätigkeit zu erzeugen. Das ist ein Segen für des Kindes späteres Lernen, für die spätere höhere Geistesthätigkeit, zu welcher das Kind die Fähigkeit mit-

bringen muß, seinen Vorstellungsverlauf von dem sinnlich Gegenwärtigen bis zu einem gewissen Grade unabhängig zu machen. Daß die Phantasie das Kind von der Wirklichkeit allzusehr entferne, ist nicht zu fürchten, denn die wirkliche Welt sorgt schon dafür, daß die Bäume kindlicher Phantasie nicht in den Himmel wachsen. Außerdem hat das Kind, wenn es nicht krankhaft überreizt ist, stets das Bewußtsein des Gegensatzes von Wirklichkeit und Einbildung und beschränkt sich, wenn es gesund ist und in Ruhe gelassen wird, schon selber. —

Wertvoll ist das Spiel des Kindes auch deshalb, weil es die erste Übungsschule der Selbständigkeit und freien Selbstthätigkeit bildet. Nirgendwo kann das Kind seine Freiheit so selbständig entfalten; bei aller übrigen Thätigkeit, mag es nun essen, trinken, in Gesellschaft Großer sich bewegen, spazieren gehen oder sonst etwas treiben, ist es gebunden und muß bestimmten Rücksichten sich fügen und bestimmten Anordnungen folgen. Beim Spiel allein heißt's: Selbst ist der kleine Mann. Wo der Geist solch freien Spiels in Kindheit und Jugend sich nicht kräftig genug entwickelt, da fehlt es an der Kraft selbstthätig persönlichen Lebens; träge und feige Kinder spielen nicht gern; regsame und mutige Kinder dagegen ergehen sich gern in zügellosem Spiel. Wo verkehrte Erziehung, elterliche Angstmeierei oder überkluge und greisenhafte Weisheit das selbstthätige Spiel dem Kinde versagt, da unterdrückt man den Geist selbstthätigen Aufschwungs und gefährdet die Keimentfaltung tüchtiger Charakterbildung und geistiger Entwicklung. Denn im Spiel der ersten Jahre arbeitet und lernt sich das Kind spielend in das Leben hinein, das später in ernsteren Formen seine

Anforderungen stellen wird. Wenn wir in der Schule diesen oder jenen Schüler „spielend“ lernen oder im späteren Ernst des Lebens einen tüchtigen Mann „spielend“ seine Arbeit verrichten sehen, so dürfen wir überzeugt sein, daß das spielende Kind des arbeitenden Mannes Vater war. Wo wir aber sinnliche Interessen vorwalten sehen, wo wir Mangel an Initiative, an Mut zum Entschließen, wo wir Unbehilflichkeit, ängstliche Pedanterie oder Schlaffheit sehen, da können wir gewiß sein, daß auch beim Spiele das freie Thätigkeitsinteresse von vornherein gefehlt hat oder von thörichter Erziehung eingeengt oder beschränkt war. Was das Spiel im kleinen für die Kleinen ist, das ist die Arbeit im großen für die Großen, ja für die Menschheit überhaupt. Der Erwachsene bildet sich nicht, wenn er abhängig bleibt von dem Vorgefundenen; Jäger und Nomaden bleiben unkultiviert, weil sie in dieser Abhängigkeit verharrten, stumpf und dumpf und phantasielos. Als der Mensch die erste Wiese in ein Feld verwandelte, als er sein erstes Haus baute, ließ er seine Phantasie spielen und er wollte das Spiel der Phantasie verwirklichen. Das wiederholt sich in all unserm Thun tagtäglich: ein Abbild im großen von dem Bilde des Spiels im kleinen. In diesem Sinne gilt Schillers Wort: „Der Mensch ist nur der ganze Mensch, wo er spielt.“

Bereitet so das Kind im Spiele sich auf den Mann vor, so zeigt sich nicht selten beim Spiele im gewissen Sinne bereits der Mann. Auf ganz bestimmte Talente, die eine bestimmte Hinweisung geben könnten für den zukünftigen Beruf, wird man nur mit Vorsicht aus den Spielen der Kinder schließen dürfen. Je jünger diese sind, desto oberflächlicher und wechselnder sind ihre Neigungen und Bestrebungen.

Und wenn dein Benjamin heute auf einem Stuhle predigt, so denke nicht in elterlicher Eitelkeit, es werde einmal ein Pfarrer draus. Er kann ebensowohl einen Komödianten abgeben, wie das schon vorgekommen, oder aber auch keins von beiden. Nicht immer hat das Spiel eine so ausgeprägte prophetische Bedeutung wie beim jungen Canova, der, als er noch Küchenjunge war, in der Speisekammer, wo ihn sein Meister eingesperrt hatte, zur Unterhaltung eine Löwengestalt aus Butter bildete. Aber auf bestimmte Neigungen und Eigentümlichkeiten wird man schließen können; denn im Spiele zeigt sich in der Regel die eigenste Natur des Kindes wahrer und unverhüllter als in aller Thätigkeit, wo Pflicht und nicht so sehr eigene Neigung das Szepter führen, wo ein gewisser Zwang obwaltet, wo eine gewisse Scheu, sich gehen zu lassen, das Kind hindert, sich so zu geben, wie es wirklich ist. In der Schule sitzt mancher Musterknabe, der beim Spiel sich unendlich langweilig, pedantisch, ungeschickt, unverträglich und geradezu — unausstehlich gibt. Und Kinder, bei denen man, wenn sie lernen sollen, verzweifeln möchte, zeigen beim Spiel Eigenschaften, Eigentümlichkeiten und Neigungen, die uns versöhnlich stimmen, Hoffnung machen und beherzigenswerte Winke für ihre Zukunft, ja nicht selten für die Wahl ihres Berufs geben.

Das alles mußten wir vorausschicken, um zu der Frage Stellung nehmen zu können, wie wir uns Benjamins Spiel gegenüber zu verhalten haben, wie wir seine Spielsachen auswählen, wie wir über Kindergärten und Kleinkinderschulen denken sollen.

Der Erwachsene soll sich dem kindlichen Spiel gegenüber zurückhaltend benehmen. Das Kind sei für sich selbst; über=

wachen soll man es nur, so viel als eben nötig ist, um es vor Schaden, vor verkehrten und bedenklichen Abwegen zu bewahren; aushelfen nur, wo das Kind mit seinem Spielgeräte nichts anfangen kann. Was darüber ist, ist vom Übel; kindlichen Einfällen sollen wir nicht vorgreifen, denn das Spiel muß freie Produktion bleiben. Mischt man sich ins Spiel, so nehme man es ja eben so ernst wie das Kind und suche mit ganzer Teilnahme dabei zu sein; kann man das nicht, so lasse man die Hand vom Spiel; man würde nur stören und niederdrücken. Anfang und Art des Spiels regele man nicht durch strengen Befehl, wie etwa: „So spiel doch endlich mal, Benjamin!“ Wird Benjamin zum Spiele genötigt, so ist es kein Spiel mehr, sondern pflichtmäßige Arbeit, wie sie dem kindlichen Alter noch nicht zukommt. Statt dessen lasse man das Spiel möglichst aus der eigenen Lust des Kindes entstehen; man bringe die Kugel ins Rollen; das Nachlaufen wird Benjamin schon selber besorgen. Mit rechter Lust und rechtem Frohsinn spielen Kinder doch nur dann, wenn sie selber spielen wollen, wenn sie sich ungehindert ihrem eigenen Wesen, ihren eigenen Gedanken und Einfällen überlassen können, wenn sie nur den von sich selbst gegebenen und anerkannten Gesetzen sich zu fügen und unterwerfen haben. Aller Zwang wirkt lähmend und nimmt dem Spiel seinen poetischen Charakter. Die schlimmsten Schädiger des Spiels und die lästigsten Leute sind ängstliche Erzieher und liebevolle Mütter, die des Kindes Selbstthätigkeit ersticken, indem sie nachzuhelfen glauben. Deshalb haben vornehmer Leute Kinder, denen beim Spiel schon beständig nachgeholfen wird durch Gott weiß welch überflüssige Stützen der Erziehung, im späteren Leben bei ernster Arbeit so viel

Nachhilfe nötig, so viel Privatstunden, so viel Bonnen, Gouvernanten und Hauslehrer. Diese Kinder sind eben schon im Keime verdorben in der Kinderstube und im Kindergarten. Sie sind fortwährend beim Spiel von Erwachsenen umgeben, sind ankommandiert, angenörgelt und unterbrochen. So ist ihnen schon früh der Spaß verdorben, schon frühe sind sie gestört bei der nötigen Vertiefung in die unbelebten Gegenstände, weil es zu belebt um sie her war; ihre Umgebung war zu laut, deshalb konnte die eigene Stimme nicht laut werden. Also laß unsern Benjamin in Ruh; der junge Eichbaum muß sich selber durch den Sturm der Jugendtage hindurch helfen; je mehr er hin- und hergeschüttelt wird, um so kräftiger senkt sich seine Wurzel in selbsteigener Kraft in den Boden hinein.

Nur wo es an eigenem Leben (und das kommt doch nur selten vor) dem Kinde fehlt, greife man ein und rege an. Auch Abwechslung gestatte man; nur wo Benjamin sich gar zu veränderlich und gar zu flüchtig zeigt, bremse man. Das Kind neigt ja noch zum Wechsel und zum Abspringen seiner ganzen Anlage nach; es hat für alles noch etwas kurzen Atem und wenig Ausdauer. Ist diese jedoch zu wenig vorhanden, so helfe man mit weisen Mitteln unmerklich nach, anfangs, indem man dem Verlangen nach Wechsel scheinbar nachgiebt, aber das Kind auf einem Umwege zu dem Gegenstande zurückführt, den es verlassen hat oder doch verlassen wollte. Je öfter man das wiederholt, um so mehr wird das Kind sich interessieren lernen, wird es haften bleiben und sich an größere Gleichmäßigkeit und Beständigkeit gewöhnen.

Dem Spiel verwandt sind die spielenden Fragen unseres Benjamin. Was wird da nicht alles gefragt: Was

ist das? Wie heißt das? Woher kommt das? Weshalb ist das so? Wozu dient das? Weshalb ist das so und nicht anders? u. s. w. u. s. w. Solche Fragen sind oft lästig; sollten's aber für uns nicht sein; sie scheinen unbedeutend, sind's aber in Wahrheit nicht. Denn unser Benjamin will sich offenbar in der unendlichen Fülle der Erscheinungswelt zurechtfinden, er will sich Aufklärung schaffen und vielleicht auch schon einen etwas geordneten Zusammenhang der Dinge. Da das ganz berechtigt ist, da es sogar wünschenswert ist, Benjamins Forschungstrieb wach zu halten, so weise man ja den Fragenden nicht ab, weil er lästig und unbequem wird, sondern man schenke ihm geduldige und liebevolle Beachtung. Weist man den Fragenden ab, so nimmt man ihm die Lust am Fragen und beeinträchtigt ihm ein wesentliches Mittel zur Beförderung der eigenen geistigen Entwicklung. Ebenso verkehrt ist es aber, mit pädagogischer und methodischer Gründlichkeit auf alle Fragen einzugehen. Benjamin verlangt sie auch gar nicht und versteht sie noch nicht; man würde ihn durch Pedanterie nur zu einseitiger Ausbildung der Reflexion verführen, man würde die Unbefangenheit kindlicher Wahrnehmung und kindlicher Auffassung stören und die Naseweisheit in Zeiten fördern, wo er noch das unbedingte Anrecht hat, ein herzlich dummer Junge zu sein. Auf die Bescheidenheit seiner Alters- und Erkenntnisstufe wird man also beim Antworten Rücksicht nehmen und, wo es notthut, hinweisen. Wo aber Fragen kommen, die zu dumm und zu oberflächlich sind, da wende man ein Mittel an, das auch erwachsenen Dummheiten gegenüber angebracht ist. Wenn mich ein Mensch ohne alle Berechtigung mit einer lästigen oder oberflächlichen oder gar dummen Frage

belästigt, so suche ich geschickt und höflich, aber möglichst eindringlich zurückzufragen. Und unter 100 Fällen gelingt es neunzigmal, den Fragenden zu veranlassen, daß er in sich geht und sich seiner eigenen Ungeschicklichkeit oder Dummheit still bewußt wird. Mache das auch so mit Deinem Benjamin! Frage ihn, so oft es die Umstände nur immer zulassen, wieder, examiniere ihn gewissermaßen über seine eigene Frage! Hat er ohne Wunsch nach Belehrung gefragt, so wird er sich ebenso belästigt fühlen, wie er Dich belästigt hat. War aber Wunsch nach Belehrung der Grund der Frage, dann wird Benjamin durch Deine Frage auf den Weg eigener Belehrung geführt, er wird sich im Denken und Nachdenken üben, er wird über das, was er fragen wollte, zur Besinnung kommen und, je öfter er gefragt wird, um so rascher sich gewöhnen, sich erst zu besinnen und dann zu fragen. Die spielende Frage wird auf diese Weise wie das Spiel freie Selbstthätigkeit erzeugen und fördern, wenn Du sie geschickt in den Dienst der Erziehung und Erkenntnisförderung zwingst.

Und nun zu Benjamins Spielsachen! Wie sollen wir sie auswählen? Vor allem schütze den armen Benjamin vor dem Zuviel! Weise Sparsamkeit und umsichtige Auswahl ist sehr von nöten. Beides fehlt, wenn bei Weihnachtsfesten, Namenstagen, Geburtstagen und Verwandtenbesuchen die Eltern, Tanten, Onkel, Großmütter und sonstige liebe Nächste über den Benjamin mit überreichen Gaben ohne Wahl herfallen. Man überbürdet damit den armen Jungen, macht ihn verwirrt und erreicht, anstatt ihn angemessen zu beschäftigen, das gerade Gegenteil, man stört seine ruhige Selbstthätigkeit. Glücklicherweise ist die Kindernatur meist so geartet, daß sie den richtigen Weg findet und aus dem

Vielerlei sich selbst das Richtige heraussholt und das andere beiseite schiebt und, mag es auch noch so prächtig sein und viel Geld gekostet haben, fast keines Blickes mehr würdigt. Aber nicht immer hilft sich die gesunde Natur, und auch der beste Junge wird verdorben, wenn immer neue Fülle auf ihn einströmt; auch die gesundeste Phantasie verwelkt schließlich am Überfluß.

Und wie vorm Überfluß, so schütze Deinen Benjamin vor raffiniertem und überfeinertem Spielzeug, gerade in unserer Zeit; denn sie hat eine starke Richtung zur Überfeinerung und zum Luxus. Es fehlt leider vielfach an dem Einfachen, Naiven und dem kindlichen Sinn und kindlichen Vorstellungen Entsprechenden. Besonders sehen wir das am Spielzeug für Mädchen, an der Eleganz der Puppen, Puppenstuben und Küchen. Die Puppen sind zu Damen, stellenweise zu Damen der Halbwelt geworden, die Puppenstuben zu Salons und Ausstattungszimmern, zum Abklatsch des überfeinerten und faden Lebens unserer besser situierten Kreise mit allem Zubehör an Pianinos, Toilettentischen und Toilettensachen intimer und allerintimster Natur bis hinab zum Brenneisen und Schminketöpfchen. Aber auch die Knabenspielsachen ahmen in bedenklichem Maße eine raffinierte Zivilisation nach und fließen von Luxus über. Kein Sport ist so albern, daß er nicht schon ausgenützt würde für die Knabenspielsachen. Nicht lange wird's dauern, und irgend eine Tante beglückt unsern Benjamin mit einem Frisiersalon oder mit einem Herrenmagazin, voll von Bügelhosen und Gehröcken neuesten Schnitts. Welcher Luxus haftet den Spielsachen an, die früher so einfach und naiv gestaltet waren, jenen Schäfereien mit all den komplizierten Gerätschaften,

deren Verwendung unserem Benjamin durchaus unbekannt ist, den Pferdeställen mit Heuboden, Winden und allem Zubehör bis zur Kutscherbettstelle, den Materialwarenläden mit reichem magenverderbendem Inhalt, den Burgen und Landschaften und all dem anderen luxuriösen Spielzeug, an dem nichts fehlt als die Hauptsache, als der wahre Wert echten und rechten Kinderspielzeugs? Denn was sollen die Kinder damit anfangen? Was bleibt dem eigenen Erfindungsvermögen und der eigenen Schöpferfreudigkeit? Was bleibt eigener Thätigkeit und eigener Phantasie? Nichts anders als aufstellen, wie es stehen muß, nichts anders als sich freuen, daß man so schöne und reich ausgestattete Sachen hat. Sonst kann das Kind nur immer wieder dieselben geist- und phantasielosen Prozeduren vornehmen, wenn es nicht etwa auf den gescheiten Gedanken kommt, das nichtsnutzige und langweilige Spielzeug zu zerstören, um doch nun endlich etwas Variationsfähiges in die Hand zu bekommen. Nun ist doch Abwechslung da. Nun dringt man doch von der äußeren, sich ewig gleichbleibenden Erscheinung und Oberfläche in das Innere des Dinges und weiß, was in und hinter der Sache steckt. —

Komplizierte Spielsachen tragen noch eine andere Gefahr in sich, besonders wenn diese Kompliziertheit Dinge einschließt, die das Kind noch gar nicht kennt, weil es sie im Leben und im Gebrauche noch nicht gesehen hat. Da das Verständnis fehlt, sind die komplizierten Dinge eine tote Masse; die Aufmerksamkeit und das Interesse wird dadurch nicht angeregt, weil die Phantasie nicht frei, sondern gebunden ist. Die vielen Einzelstücke, von denen jedes wieder pedantisch genau ist, zerstreuen und lassen die Gedanken ab-

springen, ohne daß ihnen eine bestimmte Richtung gegeben werden könnte, die die poetische Phantasie sich selber giebt. Auch an reicher, vielgestaltiger Wirklichkeit verarmt und verwelkt die Phantasie des Kindes. Am besten ist's, wenn Spielsachen nur Typen sind und in Umrissen gestaltet sind, wenn sie nur den Keim des Spiels in sich tragen, nicht ein vollendetes Spielzeug sind, wenn sie Stoff und Anregung für das Spiel abgeben, nicht aber Schaustücke für thatlose und erschlaffende Bewunderung bilden. Die einfachsten Bauklötzchen und Kartenblättchen unterhalten mehr und regen mehr an zum Häuserbauen als ein fertiges Haus, auch wenn es noch so schön ist; und wiederum sind einzelne rohe Häuschen, wie sie die alten Jahrmarktsbuden ordnungslos boten, die man beliebig bald so, bald so zur Stadt gruppieren konnte, von größerem Spielwerte als eine fertige Stadt, die man nur auf eine Weise und nicht anders aufrichten und zusammenfügen kann. Das am wenigsten Bestimmte ist für das Kind das Angemessenste. Mit gutem Grunde hält Jean Paul reinen Sand für ein Universalspielmittel, der an sich in Hinsicht auf Form nichts ist, der von dem Kinde aber zu den allerverschiedensten Zwecken geformt und verwandt werden kann. Deshalb sind auch alle Spielsachen, die das Kind sich selbst verfertigen oder vervollständigen kann, wie Papp- und Holzarbeiten, so wertvoll, weil der schaffenden Einbildungskraft keine Grenze, sondern immer neue Anregung geboten wird. Auch alle Spiele, die zu sehr mathematisch-mechanischer Natur sind (dahin gehören manche Fröbelschen Spiele), werden auf die Dauer dem Kinde nicht gefallen, weil die Hemmungen damit verbunden sind, die mathematisch geschulte alte Köpfe ihnen gegeben haben. Kein

Kind würde auf solche Spiele geraten. Und wenn man gesagt hat, an solchen Spielen könne das Bedeutendste, sogar der pythagoräische Lehrsatz, spielend gelernt werden, so legt man eben in das vor der Schule liegende Spiel etwas hinein, was ihm fern bleiben sollte, man nimmt ihm die freie Entfaltung der Kraft, die zu selbständiger Produktivität führt, und setzt dem Kinde Daumschrauben auf, die in der Schule noch früh genug kommen. Man greift über das Spielalter hinaus und macht es zum Lernalter; man macht das Kind vor der Zeit klug und bahnt damit der Altklugheit den Weg. Wir können in der Kinderstube täglich die Erfahrung machen, daß die Kinder am schnellsten und am vollständigsten des künstlich ausgearbeiteten und methodisch ausgedachten Spielzeugs überdrüssig werden; daß sie sich sehr bald an solchen Dingen satt spielen, weil der Trieb zur Selbstthätigkeit erstickt wird. Man sollte sich deshalb nicht wundern, wenn das Kind aus reichen Häusern, das mit all dem verkehrten Spielwerk beschenkt wird, so oft von Langeweile angekränkelt wird, daß es auf allerlei Unarten verfällt, die es „doch im guten Hause gar nicht sieht." Es denkt sie sich eben aus, weil es bei seinen Spielsachen sich nicht viel ausdenken kann, weil es nicht einfach und natürlich spielen kann wie Kinder in bescheidener Umgebung.

Aber, so sagt man, das Kind soll doch seinen Geschmack an Spielsachen bilden; deshalb gebe man ihm geschmackvoll bis ins Feinste kunstvoll ausgearbeitete Spielsachen in die Hand. Aber ist denn das Formlose, das weniger bestimmt Gestaltete, das der Phantasie Spielraum bietet, gleich häßlich? Dienen ideal schön gemalte Tiere, ideal vollendete Soldaten, die andere geschmackvoll geschaffen haben, mehr

der Geschmacksbildung als ein Haufen Sand, als ein Baukasten, als Kartenblätter, aus denen des Kindes eigene Thätigkeit geschmackvolle Gebilde zusammenstellt? Kinder halten sich am liebsten an gröbere Umrisse, die feineren Nuancen fassen sie erst später auf; sie machen noch gar nicht die Ansprüche der Erwachsenen; was diese fordern, ist dem Kinde meist vollständig gleichgültig. Weshalb findet denn eine zerbrochene Puppe, ein altes abgebrauchtes defektes Spielzeug so oft des Kindes Beifall? Die Gestalt ist ihm eben gleichgültig, sie tritt hinter den eigenen Gedanken und Gefühlen zurück, die ihre freie Entwicklung verlangen und sich nicht bewegen lassen wollen durch unkindliche Weisheit und grämliche Reflexion. —

Auch bei der Wahl der ersten Bilderbücher sollte man gleiche Erwägungen walten lassen. Sie sind kein eigentliches Spielzeug, aber sie dienen noch der spielenden Bewegung der Kinderphantasie. Man sollte auch hier auf Einfachheit und kräftige Umrisse sehen und peinliche Feinheiten fern halten; kräftige Linien und kräftige Farben behagen dem Kinde am meisten, weil sein Auge daran festen Halt gewinnt und der Phantasie freier Spielraum gelassen wird, Einzelheiten hinzuzudenken aus der reichen umgebenden Wirklichkeit. Daher mag auch die Vorliebe so vieler Kinder für unkolorierte, aber kräftig gezeichnete Bilderbücher stammen, z. B. für die prächtigen Hey-Spekterschen Fabeln. Die Farben trägt eben die eigene Phantasie und die farbengebende Selbstthätigkeit hinzu; ihr ist's genug, wenn sie Anknüpfungslinien hat; weiter braucht die keimkräftige Einbildungskraft nichts. —

Und nun zu den Kindergärten und den Kleinkinderschulen! Diese Einrichtungen, die unsern Benjamin

vor dem schulpflichtigen Alter in Schulung nehmen wollen, verdanken ja einem menschen- und erziehungsfreundlichen Gedanken ihre Entstehung. Der Familienerziehungsnot sind sie entsprossen. Wo Vater und Mutter fehlt, wo die Eltern selbst an Mangel der Erziehung leiden, wo ihre soziale Stellung, ihr Kampf ums Dasein ihnen keine Zeit und keine Kraft läßt zur Erziehung, oder wo in ihnen in schöner Selbst-erkenntnis das Bewußtsein mahnend sich regt, daß sie nicht erziehen können, daß sie von Erziehung nichts verstehen, daß ihr ganzes Thun auf diesem Gebiet ein ratloses Probieren und Experimentieren ist, da sind Kindergärten und Klein-kinderbewahrschulen ein Segen und ein Ersatz für die Kinder-stube; da muß eben aus der Not eine Tugend werden. Segensreich für die Kinderstube sind diese Kindergärten auch dadurch gewesen, daß sie manch schönes Mittel ausfindig ge-macht haben, um den Drang des Kindes nach Thätigkeit so oder so zu befriedigen, daß sie nach angemessenem Wechsel in der Kinderbeschäftigung gesucht und daß sie dieser und jener heranwachsenden Tochter, dieser oder jener jüngeren oder äl-teren unbeschäftigten trefflichen Jungfrau eine Bildungs- und Beschäftigungsstätte geboten haben. Jedenfalls haben die Kindergärten anregend auf die Kinderstube gewirkt; denn das dort geschickt betriebene Bauen, Täfelchenlegen, Stäbchenlegen, Flechten, Durchstechen, Ausnähen, Bildausschneiden, Stift- und Knetüben ist vorbildlich geworden und wird heute frisch und frei auch in mancher deutschen Kinderstube getrieben. Ob die Erziehung zur Gemeinschaft durch Gemeinschaft. die die Kindergärten ebenfalls erzielen wollen, ein Segen für unsern Benjamin ist oder nicht, ob die Notwendigkeit vorliegt, ins Herz des kleinen Burschen schon so früh die Keime zum Ge-

meindemitgliede und zukünftigen Staatsbürger einzusenken, ob der von den Begründern und Lobrednern der Kindergärten gewünschten Einigung der Stände, der Ausgleichung von arm und reich, von vornehm und gering wirklich in den Kindergärten vorgearbeitet wird, möchten wir vorläufig dahingestellt sein lassen.

Hier kommt es darauf an, festzustellen, ob für unsern Benjamin Kindergarten oder Kinderstube das Bessere ist. Die Beantwortung dieser Frage wird abhängen von mancher Vorfrage, von der Erörterung dieses und jenes Bedenkens. Je nachdem wir zu solchen Vorfragen Stellung nehmen, werden wir uns für oder wider entscheiden müssen. Vor allem müssen wir uns klar sein, ob nicht die eigene Bequemlichkeit den Ausschlag giebt, wenn wir unsern Benjamin dem Kindergarten übergeben. Es ist ja für manche Mutter bequem, die Kinder „gut aufgehoben" zu wissen, im Hause nicht geniert zu sein durch weniger gut oder gar nicht erzogene Kinder, freie Hand und freie Zeit zu gewinnen für ungestörtes Hauswirtschaften, für Toilette oder gar für „gesellschaftliche Pflichten". Bequem ist's ja auch, anderen Leuten, die dafür bezahlt werden, die Erziehungssorgen aufzuladen, selber aber frei sein und das Kind „genießen" zu können, wenn's heimkommt; bequem ist's, sich die Stimmung nicht verderben zu lassen durch peinliche Erziehungsmaßregeln; das besorgt ja nun alles Kindergarten und Kleinkinderschule. Kitzelt nicht auch die Eitelkeit manche Eltern, wenn sie ihr Kind in den Kindergarten schicken? Nachbars Fritz geht ja auch dahin und kann allerhand schöne Sachen auswendig, mit denen er so prächtig paradieren kann, wenn Verwandte oder Bekannte oder Kaffeeschwestern sich im Hause einfinden. Ist es nicht herrlich,

dem Kinde schon so früh allerhand beigebracht zu sehen, was andere Kinder nicht können? Sind es nicht ganz erstaunliche und geistreiche Gedanken, die das Kind entwickelt, wenn es aus dem Kindergarten heimkehrt? Damit haben wir schon eine andere Frage berührt. Ist die Erziehung in jenen Frühschulen nicht vielfach zu doktrinär? Läuft's nicht manchmal hinaus auf künstliche Abrichterei, auf Dressur, auf übergroßen Bildungseifer, auf frühreife Abstraktionen, auf Überschreitung der natürlichen Grenzen des zarten Alters? Wird nicht statt der stillen Freude des Schaffens und der Bescheidenheit der Kinderstube in dem kleinsten Jüngelchen unbescheidener Wahn und Selbstgefühl erzeugt auf etwas, was denn doch schließlich nur „angeäfft" ist? Wird nicht das, was in der Kinderstube vom Glanze kindlicher Poesie und Phantasie umstrahlt ist, in den Kindergärten vernüchtert und verblaßt? Wird nicht das ahnende und gefühlsmäßige Anschauungsleben des Kindes zu sehr in reflektierende und verstandesnüchterne Betrachtungsweise gedrängt? Und dann — wie steht's mit der Individualität? Man macht ja gerade heute unseren höheren Schulen so vielfach den Vorwurf, daß sie uniformieren, daß sie der Individualität keinen Raum und keine Entfaltung lassen. Verdirbt man die Individualität nicht schon, ehe das Kind überhaupt die Schwelle dieser Schulen überschreitet? Bringt man diesen überhaupt Individualitäten? Ist nicht die uniformierende Beaufsichtigung und die Behandlung der Kindergärten der erste Nagel zum Sarge frischer Individualität? Ist eine solche Einengung angebracht gerade in den Jahren, wo die schönsten Keime der Eigentümlichkeit sich schüchtern hervorwagen? Ist denn die Erziehung zur Gemeinsamkeit durch Gemeinsamkeit in einem so zarten Alter

bereits angebracht? Soll denn der arme Benjamin schon darunter leiden, daß sich unsere moderne Gesellschaft nicht anders freuen kann als herdenweise? Muß er auch schon unter der unheimlichen „Sozialpädagogik“ seufzen und als Nummer einer Summe erzogen werden? Ist es denn nötig, daß auch auf die zarte Kinderpflanze der Meltau des Gemeinschaftslebens und der Vereinsmeierei fällt? Alle diese Fragen beantworte Dir vor Deinem väterlichen oder mütterlichen Gewissen, bevor Du Benjamin in den Kindergarten schickst. Wie ich sie mir bei meinen Kindern beantwortet habe und noch heute beantworte, habe ich stets gewußt und weiß es auch jetzt noch. Die Antwort schloß allemal mit dem innigen Segenswunsche: Gott schütze und segne immerdar die bescheidene, lebens- und liebesreiche, wohlige, gemütliche, phantasiereiche und poetische deutsche Kinderstube!

Drittes Kapitel.

Benjamins Temperament.

Ob Benjamin dermaleinst an Wissen und Verstand glänzen, ob er ein guter Mensch und ein tüchtiger Charakter werden wird, das läßt sich nicht beurteilen, so lange sein Thun und Treiben noch in der Kinderstube sich abspielt. Wohl aber können wir bereits sein Temperament erkennen, aus dieser Erkenntnis Schlüsse für sein späteres Leben ziehen und uns mit unserer Erziehung frühzeitig angemessen einrichten. — Was wir unter Temperament zu verstehen haben, macht eine philosophische Definition, auch wenn sie noch so klug und weise gefaßt wäre, nicht so klar als ein Blick in das Leben unserer Sprache, deren Geist das Wesen, das wir Temperament nennen, mit Bezeichnungen reich und mannigfaltig ausgestattet hat. Man spricht von lebhaftem, offenherzigem, heiterem, frohsinnigem, munterem, lustigem, reizbarem, hitzigem, stürmischem, flüchtigem, zerstreutem, veränderlichem, unbedachtem, wandelbarem Temperament; will man das andere Extrem zeichnen, so gebraucht man die Eigenschaftswörter ernst, gelassen, kaltblütig, ängstlich, sorglich, vorsichtig, bedächtig, verschlossen, mißmutig, verdrießlich.

Wieder eine andere Art, in der sich Lebhaftigkeit und Ruhe mischt, bezeichnen wir als mutiges, kühnes, zuversichtliches, besonnenes, beharrliches, festes, lenksames, empfindsames Temperament. Auch zu Glück und Unglück sucht die Sprache Beziehungen, wenn sie von einem glücklichen und unglücklichen Temperament spricht. Ja, wir gebrauchen das Wort „Temperament“ schlechthin, ohne daß wir eine Eigenschaft hinzuthun, indem wir von jemandem, dessen Seelenregungen recht kräftig zu Tage treten, sagen: er hat Temperament, er ist ein temperamentsvoller Mensch, und von dem seelischen Gegenfüßler, er habe, wie Peter Schlemihl, keinen Schatten, gar kein Temperament, er sei temperamentslos, also ein unglückliches Wesen, das ganz im Gegensatz zu Peter Schlemihl, der seinen Schatten gegen Ruhelosigkeit eintauschte, das Temperament eingelöst habe gegen die Grabesruhe seelischer Regungen. Diese zahlreichen Eigenschaften könnte man aus der Mannigfaltigkeit des Sprachgebrauches noch vermehren um immer neue Wendungen; die schillernde Vielseitigkeit des vielgestaltigen Wesens würde dabei gewinnen, aber das Vielerlei würde schließlich verwirrend wirken auf unsere Erziehungsmaßregeln. Man thut deshalb gut von der Vielheit zur alten Vierheit der Einteilung zurückzukehren, zu der Lehre von den vier Temperamenten, die von den Physiologen und Ärzten des griechischen Altertums aufgestellt und vertreten ist. Diese hatten die Anschauung, daß Leben und Gesundheit des Menschen abhängig sei von der gehörigen Mischung von vier Flüssigkeiten, dem Blut, dem Schleime, der Galle und der schwarzen Galle, und daß darnach vier angeborene Konstitutionen oder Temperamente zu unterscheiden seien, nämlich das sanguinische, das phlegmatische, das cholerische und das

melancholische. Die Ableitung der Temperamente aus jenen vier Flüssigkeiten ist ja veraltet; an sie glaubt kein Philosoph und kein Physiologe mehr; trotzdem ist die aus unbefangener Beobachtungsgabe entsprungene einfache Einteilung nicht übel und noch heute annehmbar und für die Erziehung verwendbar, wenn man es vermeidet, die Temperamente als krankhafte Zustände zu fassen und wenn man sich hütet vor karrikierten Zeichnungen dieser Grundstimmungen. Geht man davon aus, daß dieses oder jenes Temperament weder zur Tugend noch zum Laster führt, weder Lob noch Tadel verdient, daß dieses oder jenes Temperament mit jeder geistigen Begabung (mit Dummheit und Klugheit), mit jedem Charakter (unter Charakter verstehe ich festgewordene Willensrichtung) verbunden sein kann; versteht man also unter Temperament Seelenzustände und Grundstimmungen, die jeder für seine Lebenszeit oder doch für größere Lebensabschnitte in sich trägt, es müßte denn temperamentslose Stupididät vorliegen; nimmt man an, daß diese Seelenzustände gewissermaßen gewohnheitsmäßige und charakteristische Merkmale der Art sind, wie die einzelnen Seelen sich geben, so kommt man mit der alten Einteilung ganz gut zu wege; nur kann man nicht schlankweg jeden Menschen in diese oder jene Klasse einreihen; man wird aber doch gewisse Mischungen sich selber konstruieren können, wenn man Beobachtungsgabe für seelische Regungen besitzt. Die Temperamente sind nun Naturanlagen, aber keine unabänderlichen Naturgewalten, denen der Mensch sich auf Gnade oder Ungnade unterwerfen müßte. Ihnen gegenüber können die freie Selbstbestimmung und der freie Wille ihre Macht geltend machen. Das ist von Wichtigkeit für die Erziehung. Naturnotwendigkeiten haben wir nur

da, wo körperliche oder seelische Krankheiten und Zerrüttungen als unabänderlich und unheilbar die Seele belasten. Aber die Willensfreiheit und damit unsere erziehliche Einwirkung haben bei den Temperamenten ihre Grenze. Wir können ein Temperament nicht völlig umwandeln, wir können unserm Benjamin kein neues Temperament anerziehen, ebensowenig wie wir ihn aus seiner Haut in eine völlig andere jagen können. Aber in Zucht und Disziplin das Temperament nehmen, alle Auswüchse beschneiden, zumal wenn diese andere belästigen, das können wir. Wir dürfen das Kind niemals damit entschuldigen, daß „es nun einmal so sei". Das öffentliche Strafrecht hat noch niemals auf ein Temperament hin auf mildernde Umstände erkannt, und die Anschauung der gebildeten Welt schließt mit Recht auf recht schlechte Erziehung, wo ein Temperament zügel- und zuchtlos sich in seinen Unarten bemerkbar macht. Denn alle Erziehung beruht auf der Annahme, daß zur Charakterbildung beides gehöre: Einwirkung auf das, was der Mensch will, auf den Inhalt seines Willens, und Einwirkung auf die Form und die Art, wie der Mensch will und wie er sich in seinen Willensäußerungen giebt. Die zehn Gebote zu befolgen, die allgemeinen Vorschriften der Religion und der Moral zu beachten und zu beherzigen gilt als selbstverständlich; daß diese für alle bindend sind und daß jeder rechte Mensch gegen Unsittlichkeit zu kämpfen hat, gilt für ausgemacht unter gesitteten Menschen; in diesem Kampfe steht der ganze Waffenapparat, den die Religion geschaffen, die Moral gebildet, die Sitte erzeugt und die Staatsgesetze aufgeschichtet haben, hilfreich uns zur Verfügung. In der Beherrschung des Temperaments ist jeder sein eigener Meister und Bundesgenosse;

hier beginnt die sittliche Kleinarbeit des zur Vollkommenheit strebenden Menschen; und im kleinen, wo kein Menschenauge zusieht, getreu zu sein ist gemeiniglich schwerer als im großen, wo viele uns beobachten. Wohl dem, der in diesem kleinen Krieg alle die kleinen bösen Geister, die im Temperament und in den Stimmungen wohnen und die uns so gern meistern, beherrschen und fesseln möchten, zu bekämpfen und womöglich zu besiegen stets entschlossen ist und der dabei auch alle guten Geister, die ebenfalls im Temperament und in den Stimmungen hilfreich uns zu Gebote stehen, als Bundesgenossen herbeiruft, um jene schlimmen Gewalten zu bekämpfen. Armselig der, der diesen Kampf scheut, weil er glaubt, sich nicht ändern zu können. Ihm kann man mit Humor und Wehmut nur den Rat erteilen, sein sittliches Sein zur letzten Ruhestätte zu bringen und einen Leichenstein auf dem Grabe seiner sittlichen Habe zu errichten mit der Inschrift: „Ich war nun einmal so".

Damit nun unser Benjamin nicht ein solch verfahrener und unglücklicher Mensch werde, müssen wir ihm schon frühe behilflich sein, den guten Kampf gegen Temperamentsunarten aufzunehmen; thun wir es getreulich, so tragen wir viel zu unseres Kindes Glück bei. Denn unstreitig hängt Menschenglück und Seelenfrieden sehr innig mit der Frage zusammen, wie der einzelne es gelernt hat, sein Temperament zu beherrschen und zu leiten. Damit wir nun mit Erfolg unseres Benjamin Temperamentserziehung leiten und fördern, gehen wir nach der alten Vierteilung die Temperamente durch, indem wir Art und Beschaffenheit, Unart und Abart und schließlich die Behandlung des einzelnen Temperaments ins Auge fassen.

Beim sanguinischen Kinde, bei dem das Nervensystem und die Sensibilität vorherrschen, kommen und gehen Gefühle und Affekte im raschen Wechsel; es bleibt kein Raum zum Entstehen bleibender Stimmungen; der Sanguiniker ist gelehrig, bildsam, biegsam, nachgiebig, leicht zu überreden, zu rühren und zu Entschlüssen zu bestimmen. Er lebt ganz in der Gegenwart, die immer offenen Poren seiner Seele saugen genießend das bunte, wechselvolle Leben des Augenblicks in sich ein; über das aber, was die Zukunft bringt, macht er sich nur für den Augenblick Sorge, sonst kümmert er sich wie die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel nicht um den kommenden Morgen. Da aber beim Sanguiniker die Eindrücke nicht tief gehen, so droht ihm die Gefahr, falls er an sich oder anderen keinen sittlichen Halt hat, leichtfertig zu werden; wie er leicht lernt, vergißt er auch leicht, verspricht viel, hält wenig; er ist bald zu überreden, aber auch zum Schlechten; bei ihm hat meist der Recht, der mit ihm am letzten sprach. Auch neigt dieses Temperament in seiner Abart zur Zerstreuung, Zersplitterung, Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und Schwatzhaftigkeit. Es ist, wie man sieht, das richtige Kindertemperament. Das ist des Kindes Glück, kann aber auch sein Unglück werden. Wir müssen dankbar sein, daß eine glückliche Naturfügung dem Kinde die schöne, reiche Empfänglichkeit für jeden Eindruck verliehen hat. Denn die Vorstellungsbereicherung der Kinder in ihren ersten Lebensjahren geht weit über alles hinaus, was ein gleicher Zeitraum des späteren Lebens noch hinzulehrt. Am weitesten verbreitet ist dieses Temperament in großen Städten und guten Familien, in denen das moderne Leben am stärksten, unruhigsten, „nervösesten“ wogt und

alle Genüsse der Großstadt und der besseren Stände reizend und aufreizend, ungesucht, aber mit Herrschgewalt auf das Kind eindringen. Bei diesem Temperamente ist Behandlung nicht leicht. Denn die Fehler des kindlich sanguinischen Temperaments sorgsam zu bessern, ohne die Vorteile, die es dem Kinde bietet, zu opfern, ist die Aufgabe der Erziehung, die nicht zu viel und nicht zu rauh eingreifen soll in ein Temperament, das sich selber in gewisser Beziehung auslebt. Wer hier zu arg dazwischen fährt, gleicht dem Gärtner, der die Blüten vom Baume schlägt aus Zorn darüber, daß es erst Blüten und noch keine Früchte sind. Man gönne deshalb dem sanguinischen Kinde seine Fröhlichkeit, so lange diese unbefangen und kindlich ist. Nur wo es die Grenzen des Erlaubten überschreitet, wo dreister Übermut sich zeigt, zeige man ruhig seine Autorität. Der sanguinische Junge ist niemals wie der cholerische ein rabiater Flegel; er sündigt vielmehr im kleinen und ist gewissermaßen naschhaft den kleinen Versuchungen und Übertretungen gegenüber, während der kleine Choleriker mehr aus dem Großen heraus über die Schnur haut. — Beim Unterricht ist das sanguinische Temperament schwer zu behandeln. Es interessiert sich für alles Neue, schweift aber auch überall rasch wieder ab. Deshalb muß man alles abhalten, was die Aufmerksamkeit fern hält. Selbst die Fliege an der Wand kann ableitend wirken. Der sanguinische Junge ist eben unaufmerksam, weil er zu aufmerksam ist auf alles, was ihm ins Blickfeld gerät. Das größere Interesse muß deshalb das geringere überwiegen; deshalb muß ihm der Unterricht interessant gemacht werden. Solchen Naturen aber alles zu bieten, was die leicht erregbare Seele anzieht, ist ebenso gefährlich wie ihnen alles zu

entziehen, was sie reizt; recht viel Thatsächliches, Konkretes, inhaltlich Wertvolles ist die beste Kost, um den Sanguiniker an den Ernst der Sache zu gewöhnen und nicht der Gefühlslust ihn preiszugeben, der er immer wieder zustrebt. Da rasche Auffassungsgabe ihm eigen ist, da diese aber neben ebenso raschem Vergessen liegt, so hüte man sich, den Tag vor dem Abend zu loben; wie gewonnen, so zerronnen. Heute „sitzt“ etwas, morgen verfliegt's; es wird gut angefangen, aber das Ende weiß vom guten Anfang nichts mehr. Durch Scheinwissen und Scheinleistungen soll man sich bei diesem Temperament nicht täuschen lassen, sondern mit rechter Ruhe und Beständigkeit festhalten, was es gelernt hat. Deshalb halte man fleißig und immer wieder unermüdliche Wiederholungen ab. Da feste Regel und ruhige Ordnung ihm lästig ist, gewöhne man dieses Temperament konsequent daran. Man enthalte solchen flüchtigen Geistern so lange ein neues Buch vor, bis das alte wirklich gelesen. Denn es sind Lesenäscher, die gern viel überschlagen und überfliegen, um rasch ans Ende zu kommen. Sanguinische Kinder neigen auch zum Fabulieren, zum schwatzhaften Renommieren und zu hohler Eitelkeit. Diesen oberflächlichen und liebenswürdig aussehenden Neigungen darf man keinen Vorschub leisten durch Bewunderung, sondern muß ihnen ruhige Nüchternheit entgegenstellen; man muß solche Kinder an ruhiges Hören, Horchen und zuhörendes Gehorchen gewöhnen; sonst giebt es Aufschneider, Gewohnheitsrenommisten und schließlich gewohnheitsmäßige Lügner. Schwierig ist auch deshalb hier die Behandlung, weil die Sanguiniker vielfach zu liebenswürdig glatt sind, um faßbar zu sein. Lob und Tadel muß man gleichmäßig verteilen; der Ehrgeiz ist mit Vorsicht zu be-

handeln, damit er nicht in Selbstgefälligkeit ausarte, damit er aber auch nicht in Verzagtheit sich wandle. Denn der Sanguiniker ist nach hohen und tiefen Tönen leicht zu stimmen. Strenge Härte ist bei ihm nicht angebracht, sondern milde, gleichmäßige Strenge und Geduld; denn Unbeständigkeit und rasches Blut verdirbt oft in einer Stunde, was Wochen aufgebaut haben. Geduld macht sich aber auch wieder belohnt durch rasch sich einstellende liebenswürdige Dankbarkeit, die diesem Temperamente besonders eigen ist. —

Wie der Sanguiniker ist auch der Choleriker leicht reizbar, leicht erregbar; aber er tritt mit Klarheit und Entschiedenheit aus sich heraus; rasches und zugleich starkes Wollen und Empfinden ist seine Art. Angenehm ist es, wenn das in guter Richtung verläuft; besonders das starke Wollen kommt dann der Selbsterziehung zu gute; denn es dringt ein in das Wesen der Dinge, auch in Zweifel und Einwendung und selbstthätiges Denken. Das cholerische Kind liebt die Bücher nicht so wie das sanguinische. Geht es aber daran, so geschieht es mit Gründlichkeit, Eindringlichkeit, lernbegierigem Wissensdrang, mit energischem Erfassen der Gedanken. Überall muß der cholerische Junge der erste sein; beim Spiel will er bestimmen und herrschen. Kraftspiele sind am meisten nach seinem Geschmack; Gefahren sind ihm lieb; Unfälle pressen ihm wenig Schmerzenslaute aus; Thränen sieht man selten bei solchen Eindrücken. Geht dieses Temperament nicht in guter Richtung, so haben wir an ihm viel Mühe, Arbeit und schwere Sorgen; aus ihm rekrutieren sich die ungezogensten und ungezügeltesten Rangen und Schlingel, die ihren Übermut stark explodierend schießen lassen und die dümmsten Streiche mit Nachdruck machen. Wohl uns, wenn

es nur solche Streiche sind; denn man kann sie begreifen, weil sie trotz alledem Jugendkraft und Leben zeigen. Schlimmer ist's, wenn diese dummen Streiche ins Gebiet der Schlechtigkeiten hineinspielen. Dann ist kräftiges Einschreiten nötig, aber möglichst frühzeitig, gleich beim ersten Fall, damit man biegen kann, solange man noch biegsames Material hat. Versäumt man das, so muß man schließlich brechen, und dann giebt's Herzeleid. Denn da das cholerische Kind am meisten zu Wut, Trotz und heftigem Zorn neigt und da es gegen Unterwürfigkeit sich sträubt, so kann es durch seine Eigenwilligkeit, Heftigkeit und Starrheit dem Vater und der Mutter leicht das Heft aus der Hand reißen. Solchen Kindern gegenüber zeigt sich leider am meisten Erziehungsschwäche; denn der Erzieher „will sich nicht aufregen", er fürchtet sich gewissermaßen vor dem eigenen Kinde; mit erziehungsschwacher Elistimme bändigt man aber keine cholerischen Naturen. Dem cholerischen Kinde gegenüber giebt es nur ein Erziehungsmittel: man muß ihm imponieren; es kann nicht nur eine größere Strenge als die anderen Temperamente vertragen; es braucht sie sogar. Aber dennoch dürfen gewisse Grenzen nicht überschritten und der Bogen nicht überspannt werden; nicht ungerechtes und rücksichtsloses, sondern durchaus gerechtes und rücksichtsvolles Erzwingen ist am Platze. Sonst stößt man auf Widerstand, Widerwilligkeit und macht den Jungen störrisch und hinterhaltig. Das ist aber gerade beim cholerischen Temperament übel angebracht, da es meist bereit ist, frei und furchtlos die Wahrheit zu sagen. Dem cholerischen Jungen thut außerdem ein Erziehungsmittel gut, das zu selten angewandt wird; es hat heilsame Wirkung, wenn man ihn einmal ge-

hörig „anrennen“ läßt, wenn er durch Schaden klug wird. Wie der Mensch sich im allgemeinen den Verhältnissen leichter fügt als fremdem Menschenwillen, so thut das der Choleriker ganz besonders. Gebranntes Kind scheut's Feuer, vor allem das cholerische.

Den beiden Temperamenten, denen Ruhe nicht gerade eigen ist, stellen wir das Temperament der Ruhe, das phlegmatische, gegenüber, das am meisten verkannt, am meisten verurteilt, am meisten mißgedeutet wird; und zwar deshalb, weil man aus der Abneigung gegen äußere Regsamkeit, aus dem Mangel sichtbarer Erschütterungen durch Leidenschaften und aus dem Ausbleiben von Gefühlsausdrücken auf Trägheit der Gedanken und Gleichgültigkeit des Herzens schließt. Aber Ruhe ist vieldeutig, auch die Ruhe des Phlegmatikers, die recht erfreuliche Gründe haben und hohen Wert ausmachen kann. Einen großen Vorsprung vor den anderen Temperamenten hat das phlegmatische durch die maßhaltende Empfindungsfähigkeit und das ruhige Gleichmaß, durch die heitere Harmonie mit sich selbst, durch die schöne Gabe, sich nicht leicht reizen, nicht durch Leidenschaften verblenden und zu keiner Unbesonnenheit hinreißen zu lassen. Seine Widerstandskraft ist zähe, nachhaltig, sein Verstand meist klar und nüchtern; es ist schwer zu täuschen, aber auch schwer zu rühren; in keiner Weise neigt es zu Gedankensprüngen; sein Leben gestaltet sich vielfach zu schöner Behaglichkeit, beim Kinde insonderheit zur Behaglichkeit und Beschaulichkeit des Spiels; diesem Temperament ist am meisten die schönste deutsche Tugend, die Treue, eigen. Daß man diesem Temperamente so viel Unrecht gethan hat, daran ist seine Kehrseite, sind seine Ausartungen schuld, die leider gar häufig

sind. Das Festhalten an dem einmal Ergriffenen führt hier zu Faulheit, Trägheit und behaglichster Unaufmerksamkeit. Der Phlegmatiker liegt lieber, als daß er sitzt; daher die Neigung, auf der faulen Haut zu liegen; der Gleichmut wird bei ihm leicht zur Gleichgültigkeit, die Hartnäckigkeit seiner Gedanken zu stumpfem und dumpfem Eigensinn allerschlimmster Art, den die anderen Temperamente in dieser krassen Erscheinung nicht kennen; die Behaglichkeit führt auch zu Eigennutz, Selbstsucht, materieller Genußsucht und zu Geiz.

Die Erziehung wird sich nun die guten Regungen dieses Temperaments zu nutze machen; die fehlerhaften wird sie bekämpfen, aber mit Verstand und Maß. Denn leider finden phlegmatische Naturen wenig Freunde weder in der Schule noch in der Familie; sie machen sich Feinde, weil sie in der Schule nicht selten ein Hemmnis sind, weil sie im Hause viel Schwierigkeiten, Kopfzerbrechen und Ungeduld der Erzieher verursachen. Die erziehenden Mächte werden diesem Temperamente gegenüber zu leicht zur Ungeduld hingerissen. Alles und jedes wird gerügt, alles mit Wort, Hand und sonstigen Mitteln bestraft; eine Ermahnung, eine Drohung, eine Strafpredigt, eine Ohrfeige, eine Tracht Prügel löst die andere ab. Das stärkste Kontingent zu den Prügelknaben stellen die ausgearteten Phlegmatiker. Aber ihre Haut wird immer dicker, je mehr sie gegerbt wird. Auch Ehrgeiz ist dem Phlegmatiker minderwertiger Sorte fremd; er erhebt keine besonderen Ansprüche, fühlt sich nicht leicht zurückgesetzt, findet es vielmehr ganz in der Ordnung, daß ihm der letzte Platz gegeben wird, daß er hintenangesetzt wird; denn da ist's am ruhigsten. — Was macht man nun mit solchem Wesen? Unzweifelhaft muß es geweckt,

aufgescheucht, mobil gemacht werden. Das geschieht am besten, wenn man ihm in irgend einer Weise den behaglichen Genuß seiner Ruhe verkürzt, oder wenn man dieses genußbehagliche Temperament mit irgend einem Genuß anreizt. Man hat beobachtet, daß Phlegmatiker gern viel essen, aber ungern hungern, daß Knaben, die in ihrem Phlegma ungern eine Aufgabe leisteten oder eine Arbeit erledigten, durch Vorenthalten oder Hinausschieben einer Mahlzeit die Erledigung der Arbeit, die Lösung ihrer Aufgabe und die Erlösung von den Hemmnissen ihres Temperamentes gefunden haben. Das Sprichwort „Hunger lehrt geigen" hat vielleicht an die Phlegmatiker gedacht. Will man nicht gerade dieses Kraftmittel anwenden, so bedenke man doch, daß nur mit ruhiger Konsequenz und willensstarker Forderung, durch kräftige Erregung aller Körper- und Geisteskräfte diesem Temperament beizukommen ist; man halte solche Naturen, falls natürliche Beanlagung vorhanden ist, so lange fest, bis sie sich bequemen, das Geforderte zu thun; das wiederhole man unablässig, bis das Phlegma sich mildert; nur prügele man nicht beständig drauf los, denn Phlegmatiker haben große Tragfähigkeit, sie nehmen lieber Prügel, als daß sie denken. Bei manchem Phlegmatiker kommt man weiter mit Freundlichkeit und mit dem Versuche, das Geforderte zunächst möglichst leicht zu machen und den Knaben den Genuß und die Freude über die gelöste Aufgabe und den Erfolg möglichst lebhaft empfinden zu lassen. L'appétit vient en mangeant. Auch Belohnungen, maßvoll angewandt, können wirken. — Will man aber Strafen, strenge Strafen anwenden, dann strafe man selten, aber so gründlich, daß der Phlegmatiker in seinen tiefsten Tiefen aufge-

rüttelt und aufgeschüttelt wird und daß die Wellen dieser Bewegung noch lange nachzittern.

Langsam empfindet und will auch der Melancholiker, aber intensiv stark. Er verweilt gern hartnäckig im Kreise gewisser Empfindungen und Gefühle, etabliert sich gern in seinem Innenleben, interessiert sich mehr für Gemütsaffektionen nnd daraus entspringende Anschauungen als für Vorgänge und Begebenheiten der Außenwelt. Sein Wille geht auf zähes Festhalten solcher Empfindungen, nicht auf rasches Thun; er ist langsam, schwerfällig, bedächtig; er „wird nie fertig“, ist aber treu und zuverlässig. Leicht kommt bei ihm — und dadurch unterscheidet er sich vom Phlegmatikus — Unzufriedenheit mit seiner Lage, mit sich selbst, mit seinen Nebenmenschen und der Welt überhaupt hinzu; dazu gesellt sich nicht selten Selbstquälerei mit vorwurfsvollen Empfindungen. Zieht er unangenehmere Saiten auf, so belästigt er die Umgebung mit Argwohn und Mißtrauen und bildet sich ein, alle Welt habe einen „Pik“ auf ihn. Um solchen schwierig zu behandelnden Naturen beizukommen, ist zunächst alle Kunst und Freundlichkeit aufzubieten, um sich das Vertrauen des krankhaften Gemütes zu gewinnen und es dann zu überzeugen, daß es verkehrter Ansicht ist. Hüten muß man solche Kinder vor einsamer Zurückgezogenheit; auch nehme man es bei solchen Naturen nicht zu ängstlich, wenn sie Besorgnis für ihre Person einzuflößen suchen; denn das thun melancholisch angelegte Kinder leicht. Wo man es kann, vermittle man Freundschaften, damit solche Wesen unter fröhliche Altersgenossen und in heitere Umgebung kommen; die Einbildungskraft darf nicht zu stark angeregt werden, Thatsachen und klare Begriffe müssen vielmehr wirksam ge=

macht werden. Zu meiden ist vor allem Spott und Hohn, da diese Kinder argwöhnisch, mißtrauisch, für Scherz unzugänglich und leicht verletzlich sind. Da dieses Temperament leicht etwas Mürrisches an sich hat, soll man ihm seine Neigung nicht entziehen, wie das leider zu leicht geschieht; unfreundliche Behandlung verdüstert noch mehr. Viel Liebe, viel Mitleid, viel Geduld ist nötig, wo sich der Melancholiker krankhaft zeigt. Steigert sich trotz alledem die Ausartung dieses Temperaments, so ist es Zeit, daß man einen Arzt zu Rate ziehe; da in der größten Mehrzahl der Fälle Kindermelancholie krankhafter Art geheilt worden ist, so braucht man nicht mit Besorgnis in eines solchen Kindes Zukunft zu blicken. —

Diese Umrisse und Andeutungen werden genügen, um uns in den Stand zu setzen, unsern Benjamin in irgend ein Temperament einzureihen und die richtige Behandlung ihm angedeihen zu lassen. Bei dieser ist, wie schon gesagt, nicht von der Auffassung auszugehen, als ob die Temperamente lediglich Naturfehler seien und als ob Temperamentslosigkeit ein erstrebenswertes Erziehungsgut sei. Es sind eben Naturanlagen. Gegen diese kann auch der stärkste und klügste Erzieher nicht ankämpfen; sucht er sie zu brechen, so zerbricht er zugleich Charakter und Persönlichkeit. Verhüten wir nur, daß die Temperamentsanlagen zu schädlicher Einseitigkeit der Seelenentwicklung führen; dann thun wir genug und das Richtige. Daher dürfen wir uns auch nicht durch Abneigung oder Zuneigung, durch Vorliebe für dieses und durch Antipathie gegen jenes Temperament beeinflussen lassen und sollen uns nicht ärgern über etwaige seelische Mannigfaltigkeit unserer Kinder. Ärgern wir uns doch auch sonst nicht über

Mannigfaltigkeit in der Natur, und nehmen wir es doch der Rose nicht übel, daß sie andere Farben an sich trägt und anderen Duft als die Nelke. Es ist einfach eine Erziehungssünde, ein Kind für sein Temperament, das doch ein Geschenk der Mutter Natur ist, verantwortlich zu machen und den einen wegen seines liebenswürdigen sanguinischen Temperaments vorzuziehen, den anderen wegen seines weniger sich anschmiegenden phlegmatischen Naturells schlecht und stiefmütterlich zu behandeln. So schwer es auch manchmal sein mag, man muß es lernen, dem einen Kinde soviel Wohlwollen zukommen zu lassen wie dem anderen, solange beide innerhalb ihres Temperaments ihr Möglichstes thun. Dann werden wir Vertrauen und Zutrauen gewinnen und die erzieherischen Wirkungen erzielen, die jeder erreicht, der in der Welt nicht alles über einen Leisten schlägt. Auch die Menschennatur ist bei ihrer Erschaffung nicht über einen Leisten geschlagen; sie kann deshalb auch nicht über einen Leisten denken, empfinden, handeln und erzogen werden. Es ist ein feines Wort, das Goethe die Mutter Hermanns sagen läßt, als der cholerische Vater zürnt, daß sein phlegmatischer Sohn nicht gerade so geraten sei, wie er's sich ausgedacht:

„Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich."

Viertes Kapitel.

Ist Benjamin dumm? Über Altklugheit und Witz.

Um den Wert des Menschen zu bestimmen, pflege ich mir gemeiniglich drei Fragen vorzulegen: 1. Was will er? oder: Ist er gut oder schlecht? stark oder schwach? zielbewußt oder ziellos? 2. Was weiß er; was kann er? Ist er klug oder dumm? geschickt oder ungeschickt? praktisch oder unpraktisch? 3. Wie will er? Wie fördert er das zu Tage, was er kann und will und weiß? — Die letzte Frage ist im vorigen Kapitel beantwortet; in diesem soll auf die zweite Frage, so gut es geht, geantwortet werden, um aus der Antwort für die Erziehung Nutzen zu ziehen.

„Ist unser Benjamin dumm?" Wie oft ist diese Frage an unsere sorgende Beobachtung herangetreten! Hätten wir doch, um sie klipp und klar zu beantworten, nur recht gewußt, was denn überhaupt Dummheit ist! Eine Erklärung, eine schulgerechte Definition ließe sich da schon aufstellen so klug, weise und knapp, daß man seine Freude daran haben könnte. Aber anfangen könnten wir mit einer solchen philosophischen Definition wie mit allen derartigen Abstraktionen herzlich wenig, verwerten könnten wir sie nicht für die Er=

ziehung unseres Benjamin. Wir thun deshalb zunächst besser, wir werfen einmal einen Blick in Sprache und Leben, um von dort aus den Weg zur Klarheit zu finden. Die deutsche Sprache spricht bei Dummheit auch von Beschränktheit, die französische nennt den Dummen einen homme borné, wir haben uns „borniert" angeeignet, die englische Sprache spricht von narrownes of mind, of capacity, of comprehension, von Enge, Schmalheit, Beschränktheit des Verstandes. Vom Dummen sagen wir auch wohl, daß er „vernagelt" sei, sprechen also auch in diesem Bilde von stark beschränkendem Verschluß. Einfältig nennen wir ferner den Dummen, wollen also ausdrücken, daß starke Einseitigkeit mit der Dummheit verbunden ist, nicht Vielseitigkeit; es ist nur ein Centrum vorhanden, kein Radius, kein Umkreis, kein Gesichtskreis, eine Betrachtungsweise, die nur auf eine einzige Art alles ansieht. Den Dümmsten der Dummen, den nahezu Blödsinnigen nennen wir einen Idioten; das Wort entstammt der feinbeobachtenden griechischen Sprache und bezeichnet denjenigen, der sich auf seine Vereinzelung, seine Eigenheit, auf eine völlige Vereinsamung seines denkenden Ichs zurückzieht. Auch einen „hohlen Kopf" nennen wir wohl einen Dummen, und in Niedersachsen spricht man von „dumm wie Bohnenstroh". Bei Bohnenstroh fällt die Leere noch viel mehr auf als bei anderem Stroh, Bohnenstroh klappert mehr wegen seiner Hohlheit. Wir merken uns das für unsere weitere Betrachtung der Dummheit und sehen zunächst einmal zu, wie sich der Dumme im Gegensatz zum Gescheiten benimmt. Der Dumme spricht und urteilt unbedingt, allgemein, schlechthin, kategorisch, absprechend; der Gescheite bedingt, hypothetisch, problematisch, über den be-

stimmten Fall und nicht sofort allgemein, vorsichtig, unter zweifelndem Vorbehalt. Der Dumme spricht von „alle, immer, man, niemals, unter keinen Umständen“, der Gescheite von „einige, zweimal, dreimal, zuweilen, dieser und jener, unter gewissen Umständeu“. Der Dnmme verallgemeinert schnell, die Einfalt meint, wenn's vor ihrer Thüre naß sei, regnete es allenthalben; sie urteilt eben nur von ihrem lieben Ich aus, weil sie nicht viel in sich hat, womit sie auf die einzelnen Fälle Rücksicht nehmen könnte, weil sie nur in sich sieht, nicht aber auf die Welt draußen. Man kann nicht gerade von Übertreiben reden bei Dummen, sie sehen eben nichts anderes; es ist, als ob ihnen eine einseitig gefärbte Brille aufgesetzt wäre, durch die sie aber nichts anderes sehen als die eigenartige Färbung und — auch nichts anderes sehen wollen, weil sie diese Brille meist für einen besonderen Vorzug ihrer Anschauungsweise und Beurteilungskraft halten. Die Dummen sprechen wie die einfältigen Kinder auch gern über alles mit, auch über das, was sie nicht gründlich kennen, ohne sich ordentlich umgesehen zu haben. „Das thäte ich nicht, das machte ich ganz anders“ ist eine beliebte Wendung dummer Leute. Wo der Dumme in Aktion und in Handlung tritt, pflegt er roh und verletzend zu sein, weil er nicht weiß, wohin er tritt, während der Gescheite sorgsam sondert, wo er seinen Fuß ohne Schädigung fremden Eigentums, fremden *geistigen* Eigentums hinsetzen kann; der Dumme unterscheidet nicht bei seinem Zugreifen, der Gescheite dagegen weiß überall klaren Blicks zu scheiden und zu sondern.

Die Dummen finden wir nun nicht etwa nur unter den Leuten, die wenig wissen, sondern — leider oft allzuviel — auch unter den Leuten, die recht viel wissen. Der Schul=

meister oder Professor, der in einer Umgebung, wo er weder zu schulmeistern noch zu docieren hat, das dennoch thut, kann Katheder vom Salon nicht unterscheiden; er ist nicht gescheit, sondern dumm; ebenso geht's dem Arzt oder Juristen, der sein Publikum so arg vermengt, daß er in seiner Beschränkung nicht mehr Personen und Verhältnisse zu unterscheiden weiß. Das Unterscheidungs-, das Scheidungsvermögen spielt also bei der Dummheit eine wichtige Rolle, vor allem bei der Diagnose auf eigene Dummheit. Mit dem Bewußtsein unserer Einfalt geht diese verloren; von dem Augenblicke an, wo ich weiß, daß ich in irgend einer Beziehung dumm bin, thue ich den ersten erfolgreichen Schritt, um die Dummheit los zu werden. Darin lag des Sokrates hohe Weisheit, daß er die Selbsterkenntnis pries und daß er in allen Fragen der Erkenntnis zunächst den Standpunkt einnahm zu wissen, daß er nichts wisse. Der Entschluß, der eigenen Dummheit ins Auge zu sehen, ist der Anfang der Weisheit. Die Dummheit besteht eben darin, daß sie alles nach sich mißt, wie das Kind in der Kinderstube alles um sich her nach sich bemißt und unter seine subjektiveste Beurteilung stellt; es ist eben noch naiv und soll es sein; allmählich geht diese Naivität verloren, und sie soll verloren gehen, wenigstens bei dem, der ein Mann zu werden beabsichtigt. Denn Frauen behalten das Vorrecht, naiv zu bleiben bis in höhere Semester hinein; dieses Vorrecht ist allerdings mit dem Nachteil verbunden, daß der Verstand, wie ihn der Mann haben muß, nicht so scharf zur Ausbildung kommt (auch wenn noch so viel Kenntnisse in einem Frauenkopfe aufgetürmt werden), daß eben neben der Naivität ein klein wenig Dummheit bleibt. Aus dieser Beimischung soll man aber

dem schwächeren Geschlechte keinen Vorwurf machen, ebensowenig wie es vorwurfsvoll ist, wenn wir unsern Benjamin „einen dummen Jungen" nennen; er hat, so lange er kleiner ist, ein gewisses Anrecht auf diesen Kosenamen; besucht er erst die deutsche Hochschule, so wird er höchst empfindlich dagegen werden; mit Recht. Denn ein Mann, der dumm oder naiv genannt werden muß, ist keine männliche Erscheinung; naive Männer pflegt man in Verdacht zu haben, daß sie heucheln und männliche Koketten sind. Dummheit ist also — und damit kommen wir zur Definition dieses unheimlichen Wesens — Mangel an Welt- und Menschenkenntnis und Verständnis, Mangel an Begriffsfähigkeit, also derjenige Geisteszustand, in welchem der einzelne sich selbst und die Beziehung auf sich als einzigen Wahrheits-, Urteils- und Wertmesser gelten läßt, alles nur nach sich beurteilt. Wenn eines Geistes Horizont immer kleiner wird, wenn die Zahl der Gesichtspunkte immer kleiner wird, so kommt er endlich auf den Punkt, wo der Umkreis der Ideen mit ihrem Centrum zusammenfällt, wo also eine weitere Beschränkung, ein Nochdümmerwerden nicht möglich ist; wir haben dann die Kerngestalt der Dummheit; der Verstand sitzt in einer Isolierzelle, das Ich ist gebannt in sich selber. —

Damit kommen wir nun zur Erziehung unseres Benjamin, auf daß er nicht dumm bleibe. Daß wir dumm geboren werden, möchte nach unseren Auseinandersetzungen nicht bezweifelt werden; der ursprüngliche Gesichtskreis reicht vom Auge des Säuglings bis zum Rande der Wiege und der Decke der Wochenstube. Das Leben erweitert diesen Gesichtskreis um immer neue Vorstellungen, Begriffe, Urteile und Ideen; je mehr diese sich mehren, desto gescheiter wird Ben-

jamin. Daß „mit der Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen“, ist nur bedingt richtig. Sie kämpfen eben immer dann vergebens, so lange der Dumme für gescheit gelten, aber, da er sich für klug hält, dumm bleiben will, so lange der Dumme gegen Einwände hartnäckig sich wehrt, womöglich mit der „dummen“ Redensart: „das sei doch sonnenklar“, so lange ihm das Bewußsein der Dummheit fehlt und deshalb auch der Wille, sie abzulegen. Nicht nur Dummheit und Stolz, sondern auch Dummheit und Eigensinn wachsen auf demselben Holz. Daher die Erfahrung, daß so viele Menschen je älter je dümmer werden; je länger man es treibt, sich selber nur als Maßstab zu nehmen, je weniger kann man es lassen. Wer von Natur nicht dumm ist, kann es mit der Zeit werden, wenn er es unterläßt, seiner Urteilskraft Stoffe zuzuführen und sie dadurch zu schärfen. Wer nicht übt, kräftigt nicht; wer nicht sein Licht leuchten läßt, hellt die Dunkelheit nicht auf; diese verbreitet sich dann schließlich auch dahin, wo sie ursprünglich nicht lag, und vertreibt noch das vorhandene Licht. Daher kommt's, daß junge Lämmer vielfach gescheiter in die Welt sehen als alte Schafe.

Indem wir nun von der tröstlichen Überzeugung ausgehen, daß Dummheit kein unheilbares Übel ist, erhalten wir eine geeignete Operationsbasis für unsere Erziehung. Glücklicherweise ist nun nicht alles Dummheit, was leichthin so genannt wird; sondern manche nennen's nur so, um sich weitere Beobachtung und Erforschung zu sparen und sich der Mühe und Arbeit zu entziehen. Sorgsamer Erziehung muß es darauf ankommen, gerade hier sich klar zu werden und scheinbare Dummheit von wirklicher Dummheit zu unterscheiden; gerade bei dieser Thätigkeit wird so viel verfehlt.

Wie käme es denn sonst, daß so oft das harte Urteil gefällt wird: „Der Junge ist dumm; aus ihm wird niemals etwas Gescheites!“ (der Leser erinnert sich vielleicht bei dem kategorischen „ist“ und dem absprechenden „niemals“, was oben über die Dummen gesagt ist) und daß solche apodiktischen Urteile von der späteren Entwicklung des jungen Erdenbürgers nicht bestätigt werden, daß vielmehr viele „dummen Jungen“ noch recht Tüchtiges lernen und leisten, wenn sie in richtiger Art und Form dem Wissen und Können näher getreten sind? Wenn wir allerdings Kinder vor uns haben, die nichts festhalten können, die das Wenige, was sie fassen, verkehrt auffassen, bei denen trotz der kräftigsten Lernversuche keine Fortschritte bemerkbar sind und Festigung des Wissens sehr schwer oder gar nicht herzustellen ist, denen das Denken noch schwerer wird als das mühevolle gedächtnismäßige Lernen, denen es unmöglich ist, Vorstellungen zu bilden und zu verknüpfen und irgend einen ursächlichen Zusammenhang zu begreifen, dann liegt leider ein vollständiger Ausfall vor, dann ist's schlimm; die gewöhnlichen Schulen und die gewöhnliche Schulung werden hier nichts ausrichten; man wird sich umsehen müssen bei jenen segensreichen Einrichtungen, die die neuere Pädagogik für schwachbegabte Kinder geschaffen hat. Erfreulicherweise liegen nun die Dinge selten so schlimm, daß wir es mit totaler Dummheit, mit einem dem Blödsinn sich nähernden Zustande zu thun haben. Partielle Dummheit ist ungleich häufiger. Bei ihr ist Auffassungs- und Urteilskraft nur einseitig oder teilweise oder in ganz besonderer Art thätig. Kommen anschauliche Vorstellungen an solche Urteilskraft heran, so ist Blick dafür vorhanden; kommen jedoch abstrakte Vorstellungen oder Be-

griffe, so versagt der Verstand, der an Begriffsstutzigkeit oder Begriffsbeschränkung, an einer gewissen Scheu vor allem, was man nicht sehen und greifen kann, leidet. 2 × 6 wird einem solchen Jungen schwer auszurechnen; legt man aber 2mal 6 Kirschen hin, so weiß er, wie viel es im ganzen sind. — Verstandesschwäche, also ein Stückchen Dummheit, ist auch da vorhanden, wo die Vorstellungen nicht recht haften, weil das Fassungsvermögen nicht recht biegsam ist, keine Verknüpfungsfähigkeit besitzt und fast gar keine Eindrücke behält oder nur solche, die eingebläut, eingetrichtert oder eingepaukt werden. Bei anderen wieder haften die Vorstellungen zu fest, so daß sie nicht wieder an die Oberfläche und in Bewegung gelangen können, wenn man nicht eine Art Saug- oder Druckpumpe anlegt. Solche Schüler können nicht recht auf die Sache kommen, sich nicht besinnen, oder vielmehr die Gedanken können nicht recht herauf- und herauskommen.

Welche Mittel wenden wir nun gegen diese partielle Dummheit an? Vor allem Geduld und dann beständige Übung des Gedächtnisses und des Verstandes. Ist nur für einige Gegenstände Verständnis vorhanden, so muß man dieses auszubilden versuchen und von hier aus gewissermaßen Brücken schlagen nach anderen Verständnisgebieten. Nur wende man keine Gewalt und keine Prügel an. — Auch Nebenwege kann man einschlagen. Wo es an richtigen Begriffen fehlt, kann man durch Bilder, Anschauungsmittel und Umrisse den Begriffen sich nähern. Vor allem aber ist Beobachtung nötig, ob nicht der Knabe, den man für dumm hält, an anderen Fehlern leidet, die die Verstandesthätigkeit beeinträchtigen und der Dummheit Vorschub leisten, etwa an Denkfaulheit, Interesselosigkeit und Gleichgültigkeit. Hier

muß man alle möglichen Hebel ansetzen, um das Interesse zu wecken: Lob oder Tadel, Strafe oder Belohnung, Aussicht auf den Nutzen des Erlernten oder auf den Schaden der Unkenntnis. Auch an Denkmüdigkeit kann der Schüler leiden, besonders wenn er aus einem Hause kommt, wo sein Verstand verhätschelt und vernudelt wird und deshalb nicht regsam ist; der Geist wäre wohl willig, aber das viele Fleisch ist zu schwach. Hier wird vor allem das körperliche Schwergewicht erleichtert werden müssen, um dem Geiste Raum für Beweglichkeit zu schaffen. Denkmüdigkeit wird auch da zu finden sein, wo zu früh zu vieles den Kindern beigebracht ist und die Spannkraft des Geistes unter Frühreife leidet oder wo Kinder verlernt haben selbst zu denken, weil sie beständig einen Stellvertreter eigenen Denkens in Gestalt einer Großmutter, Mutter, Tante, eines Hauslehrers oder eines Fräuleins gehabt haben. Solche Knaben müssen möglichst bald auf eigene Füße gestellt werden, um die Freude an eigenem Arbeiten und eigenem Denken empfinden zu lernen. Auch eine gewisse Langsamkeit des geistigen Erfassens und des Denkens verwechselt man wohl mit Dummheit. Unsere Schulen sind darauf angewiesen, ein bestimmtes Pensum in einem vorgeschriebenen Zeitraum zu erledigen; dadurch wird ein bestimmtes Tempo des ganzen Unterrichts bedingt. Wer dieses nicht einhalten kann, „bleibt zurück“; hier und da entstehen Lücken des Verständnisses, die größer und größer werden, je mehr die besser beanlagten Schüler dem langsamen voraneilen. Hier ist nichts anderes zu machen, als Nachhilfe zu schaffen, die das, was in der Schule nicht verstanden ist, dem Verständnis zuführt; besser aber als Nachhilfe ist es in den allermeisten Fällen, daß man den langsamen Arbeiter

ein zweites Jahr in derselben Klasse läßt, damit er das Pensum, das beim ersten Male nicht vollständig haftete, gründlich und mit Erfolg wiederholt. — Nicht selten verwechselt man Flüchtigkeit mit Dummheit. Flüchtige Kinder haben Interesse, aber zu viel und zu wechselndes Interesse; die Gedanken eilen beständig zurück zum Spiel oder zum Vergnügen. Bei solchen Kindern springen die Vorstellungen immerfort um, besonders wenn nervöse Reizbarkeit die Flüchtigkeit noch steigert. Eigene Einfälle und eigene Gedanken sind noch zu mannigfaltig und mächtig und können nicht zurücktreten vor den Lernobjekten; sie überrennen und durchkreuzen sich auch wohl, so daß der eine Gedanke gleichsam über den anderen stolpert. Solchen Naturen thut Ruhe gut; man muß sie immer wieder unerbittlich anhalten, ihren Gedankengang in Ordnung zu halten; ist das im großen nicht möglich, so gewöhne man sie an möglichst kleinen geordneten Ganzen sich zu üben. Bei aller Arbeit sollen solche Faselhänse genaueste Ordnung und Zeiteinteilung wahren. — So paradox es klingen mag — auch tiefliegende Begabung kann wie Dummheit aussehen. Es giebt Kinder, die im stillen manches sammeln und eigenartig denken, die aber nicht die Fähigkeit haben, aus ihrem gesammelten Wissen sofort auf Wunsch und Befehl etwas herauf zu holen. Der große Scharnhorst fiel im ersten Examen bekanntlich durch: er war eine verschlossene Natur. In solchen Persönlichkeiten liegen Keime, die sich langsam entwickeln, nicht wie das Unkraut, das heute gesät wird und morgen ins Kraut schießt. Gründliche Naturen haben Zeit nötig zur Abklärung; sie können nicht wie die glücklichen Oberflächlichen ihr Wissen in rasches und gewandtes Können umsetzen; tiefere Durch-

dringung verhindert bei ihnen geradezu den raschen Umsatz und rasche Wiedergabe; daher denn die Befangenheit und Verlegenheit tiefer angelegter Naturen, die ihr Wissen erst dann von sich geben, wenn sie es völlig durchgearbeitet haben, die dem oberflächlichen Urteil „dumm“ erscheinen, so lange der Durchdringungsprozeß dauert, die langsam wachsen, weil ihr Wissen tiefere Wurzeln sucht. Verstand und Weisheit gebrauchen Zeit zu ihrer Entwicklung und Entfaltung, wirkliche Dummheit schwätzt früh in die Welt hinaus. —

Dasselbe thut auch die Altklugheit. Viele Väter und Mütter haben leider zu viel Affenliebe und zu wenig Vernunft und Einsicht, um in der dem Alter voraneilenden geistigen Entwicklung mehr Gefahr für die späteren Jahre zu sehen als Hoffnung. Der Gärtner wartet auf die Blüte und Frucht und weiß, wie es um zu frühe Blüten und um Treibhauspflanzen steht. Der Volksmund sagt: „Je früher reif, je früher faul.“ Aber unter den Erziehern verfrühen viele die natürliche Entwicklung mit künstlichen Reizmitteln, anstatt die Blüte möglichst lange in der Knospe zu halten, damit sie zur rechten Zeit um so voller und schöner sich gestalte. Wir rechnen zur Altklugheit nicht etwa die unschuldigen Bemerkungen unseres Benjamin, die er irgendwo bei Großen „aufgeschnappt“ hat und die er formlos, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, zu unserer Belustigung wiedergiebt. Das sind eben nur Reflexe, die so rasch vorübergehen wie das Bild eines Spiegels. Anders liegt die Sache, wo schon das Kind zu sehr nüchterner Verstandesmensch ist, wo es seine kindliche Natur und sein jugendliches Wesen verleugnet in einer Zeit, in der Unbefangenheit und Sorglosigkeit naturgemäß sind und die Phantasie vorwalten

sollte. Wenn Kinder schon zu besonnene Rücksichten auf wirkliche Verhältnisse nehmen, wenn bei ihnen schon praktische Bedenken überwiegen, wenn starke Nüchternheit des Gefühls vorwaltet, wenn nur ein beschränkter Kreis von Vorstellungen lebendig ist, die sich immer wieder in Beziehung setzen zu Nützlichkeit und Nutzbarkeit, dann soll man sorgen, daß auf das nüchterne Verstandeskind Wärme des Gefühls und Gemüts einwirke, damit nicht aus solchen Wesen jene widerwärtigen blasierten Gesellen sich entwickeln, die mit vorzeitiger Geringschätzung auf jede ideale Bestrebung sehen. Man sei also vorsichtig mit altklugen Kindern. Frühreife Kinder leben nicht lange, oder es werden Gecken daraus. —

Daß man altkluge Kinder zurückweisen soll mit ihren senilen Regungen, ist zweifellos. Wie soll man sich witzigen Kindern gegenüber verhalten? — Wenn der Verstand anfängt sich zu entwickeln, so kommen bei Kindern oft seltsame „Einfälle“ zum Vorschein. Welterfahrenheit ist ja noch nicht vorhanden, so daß verkehrte Urteile natürlich sind, da die richtige Beziehung der Dinge zu einander dem Kinde noch nicht geläufig ist. Trotzdem kommt es vor, daß der Zufall, der kindliche Instinkt oder eine eigentümliche Divinationsgabe Beziehungen herstellen und daß blitzartig witzige Bemerkungen dem Kindermunde entfahren, die uns in Erstaunen setzen. Ist es nun ratsam, Kinder zu solchen Äußerungen anzuregen? Jean Paul hat die vielfältige Übung des Witzes mit großer Wärme empfohlen. Als er eine Zeit lang die Erziehung von zehn Kindern seiner Freunde im Alter von 7 bis 15 Jahren zu leiten übernommen hatte, richtete er seine Bemühungen auf Erregung witziger Kombinationen und legte,

um dazu aufzumuntern, ein besonderes Buch unter dem Titel „Bonmots-Anthologie meiner Eleven“ an, in welches er jeden gelungenen Einfall vor den Augen der Kinder eintrug. Er giebt einige Beispiele: Ein Knabe von 12 Jahren, der beste Kopf, mit mathematischen und satirischen Anlagen, sagte folgendes: Der Mensch wird von vier Dingen nachgemacht, vom Echo, Schatten, Affen und Spiegel. Die Luftröhre, die intoleranten Spanier und die Ameisen dulden nichts Fremdes, sondern stoßen es aus. Das Kriechen der Griechen ins trojanische Pferd war eine lebendige Seelenwanderung. Die Dummen sollte man nicht Esel nennen, sondern Maultiere, weil nur ihr Verstand nicht menschlich ist. — Dessen schwächerer Bruder von zehn und einem halben Jahre sagte: Gott ist das einzige perpetuum mobile. — Die Schwester von sieben Jahren: Der Fensterschweiß ist im Grunde Menschenschweiß. Wenn der Puls schnell geht, so ist man krank, wenn er langsam geht, ist man gesund; so bedeuten die Wolken, wenn sie schnell gehen, schlechtes Wetter, wenn sie langsam gehen, gutes Wetter. — Ähnliche Aussprüche verzeichnet er noch mehr. Ein Teil dieser Erfolge ist ohne Zweifel dem hinreißenden Einflusse Jean Pauls zuzuschreiben, dessen Beispiel auf die Kinder wirkte. Jedenfalls waren es aber auch recht lebendige Kinder, die solche Einfälle produzierten. Und gerade bei solchen tritt eine Zeit ein, in der sie mit den erworbenen Vorstellungen mannigfach spielend witzige Zusammenstellungen bilden; das ist die Zeit, wo hoffnungsvolle Mütter von den bewunderungswürdigen Einfällen ihrer Kleinen erzählen und solche Bemerkungen als Vorboten glänzender Geistesentwicklung ansehen. Wir haben es ja hier zu thun mit Verstandesfunktionen, aber nicht mit

Funktionen willkürlicher Überlegung; es sind Einfälle aus dem Reich unbewußter Geistesbewegung; oft treffen solche witzigen Bemerkungen nur das auf der Oberfläche Liegende; sie begnügen sich mit einem glänzenden Schein, welcher bei genauer Betrachtung in nichts verschwindet. Auf der anderen Seite haben solche Witze etwas das Wohlgefühl des Kindes Prickelndes, besonders wenn noch die Freude über den Beifall Erwachsener hinzukommt. Man soll deshalb vorsichtig sein; was nur Nebensache und eine spielende Vorbereitung für Verstandesthätigkeit ist, wird häufig als wertvolle Hauptsache und Verstandesarbeit angesehen und kann gerade zum Hindernis geordneten Denkens werden, da es an sich regellos und zufällig ist. Vor allem rege man lebendigere Kinder, bei denen solches Verstandesspiel von selbst hervorbricht, nicht weiter dazu an; bei phlegmatischen und prosaischen Gedächtniskindern mag man nachhelfen durch witzige Erzählungen, Anekdoten und Rätsel. In jedem Falle lasse man aber nicht Beifall laut werden. Denn dieser wird berauschend wirken und Einbildung und Dünkel erzeugen. Man lege auch nicht mehr in solche Bemerkungen hinein, als das Kind sich selbst dabei gedacht hat, und lege witzigen Bemerkungen in allen Fällen weniger Bedeutung bei als solchen Gedanken, die vom Kinde mit bewußter Klarheit und in klarer Ordnung geschaffen werden. Verfährt man nicht vorsichtig, so kann man die Erfahrung machen, die ein deutsches Sprichwort kurz dahin zusammenfaßt: Früher Witz, baldiger Aberwitz. Der Winzer, der die üppigen Ranken früh wegschneidet, verhütet klug, daß sie den fruchttragenden Reben den gebührenden Nahrungsstoff entziehen.

Fünftes Kapitel.

Benjamins Wille und Charakter.

Auf zwei wichtige wertvolle Erziehungsfragen haben die beiden vorigen Kapitel geantwortet, auf die wichtigste Frage will dieses Auskunft geben, auf die nämlich, wie wir Benjamins Willenskraft auszubilden haben.

Von großer Bedeutung und hohem Wert ist der Wille für unser ganzes Dasein, für unser geistiges und körperliches Wesen und Werden. Unser gesamtes Denken und Fühlen steht unter der Macht des Willens, sie sind nur Hilfsgrößen für den Willen. Wer will, was er nach seiner innersten Überzeugung für recht, gut und wahr hält, der schöpft aus eigener Quelle; wer sich seines Willens nicht bewußt ist, wer nicht weiß, was er will, gleicht dem schwanken Rohr, das der leiseste Windhauch hin- und herbewegen kann. Wie der Wille für unser Denken von Bedeutung ist, kann man an sogenannten gedankenlosen Menschen sehen, die richtiger willenlos genannt würden. Infolge von irgend welchen zufälligen Gedankenverbindungen thun oder sagen sie etwas, was sie eigentlich nicht haben thun oder sagen wollen. That oder Wort ist ihnen wider Willen entschlüpft; ihre Seele

war zwar thätig, aber nicht als Wille, sonden als bloßer seelischer Mechanismus, als planlose geistige Bewegung; die Gedanken haben nur die Muskelthätigkeit angeregt, ohne daß bestimmtes Bewußtsein, ohne daß der Wille sie begleitete und leitete. Wegen dieser Bedeutung des Willens für unser Denken macht man in der Erziehungswissenschaft einen Unterschied zwischen unwillkürlicher und willkürlicher Aufmerksamkeit, d. h. zwischen der Gedankenzusammenfassung, die nicht unter der Macht des Willens, und derjenigen, die unter der Macht des Willens steht. Beispiele mögen das erläutern. Als Moses am Berge Horeb seine Schafe weidete, sah er plötzlich einen brennenden und sich nicht verzehrenden Busch. Das wirkte so mächtig, daß er alles andere vergaß und seine Herde verließ, willenlos in unwillkürlicher Aufmerksamkeit, gefesselt von dem unerwarteten äußeren Eindruck. — Wollen wir unsern Benjamin photographieren lassen, so lange er noch nicht Herr über seinen Willen ist und sich noch nicht beherrschen kann, um ruhig zu sitzen, so wird der erfahrene Photograph durch einen neuen und unerwarteten Eindruck auf den Willen Benjamins zu wirken suchen: ein Hampelmann, eine Puppe oder sonst ein Spielzeug werden die noch nicht vorhandene Kraft des Willens ersetzen. Das Neue und Unerwartete ziehen die Aufmerksamkeit Benjamins in ihren Bannkreis und fesseln sie, ohne daß der Junge es weiß oder will. In dem Schillerschen Gedichte „Die Kraniche des Ibykus“ werden die Zuschauer im Theater unwillkürlich von dem Verfolgen des Schauspiels abgelenkt, als man plötzlich von den höchsten Stufen des Theaters eine Stimme erschallen hört: „Sieh’ da, sieh’ da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus!“ Der Name des geliebten Sängers,

den ganz Griechenland beweint, ruft wie durch einen Zauberschlag den Gedanken und Gefühlen naheliegende Beziehungen hervor und lenkt die Aufmerksamkeit von dem bisher so packenden Bühnenschauspiel ab. Hier waren es also verwandte und bekannte Vorstellungen und die durch diese erweckten Gefühle, welche die Aufmerksamkeit ablenkten und sich stärker erwiesen als der Wille der Zuschauer, die unwillkürlich von ihrem eigentlichen Zweck und ihren eigentlichen Absichten, derentwegen sie im Theater erschienen waren, abgelenkt wurden. — Und nun ein ganz anderes Bild, das uns Robert Reinick in seinem bekannten Gedichte „Versuchung" gezeichnet hat: Ein Knabe sitzt im Kämmerlein gar emsig bei den Büchern; da lacht zuerst der lustige, blanke Sonnenschein herein und sucht den Knaben von der Arbeit wegzulocken; doch dieser spricht: „Erst laß mich fertig sein!" Der ersten Versuchung, dem ersten Angriff auf den Willen des Knaben folgt ein zweiter und dritter. Ein Vöglein pickt ans Fenster und ruft heraus dahin, wo der Wald so grün, der Himmel so blau und die Blumen so schön blühen. Doch der Knabe bleibt stark und schafft weiter, trotzdem daß zu Sonnenschein und Vogelruf der Apfelbaum mit seinen rauschenden Zweigen und reifen Früchten hereinguckt, den Knaben ob seines Fleißes verspottet und ihn ins Freie von der Arbeit fortzulocken sucht. Der Knabe arbeitet zu Ende, und als er fertig ist, packt er schnell die Bücher ein, läuft hinaus und springt vor Lust; denn „jetzt kann er lustig sein", so lautet der Schluß des einfachen Gedichtes, in dem tiefer Sinn und tiefe Weisheit verborgen liegt. Alle Versuchungen, alle sinnlichen Ablenkungen, alle Vorstellungen, welche die lieblichsten Gefühle im Knaben wachriefen, waren

nicht stark genug, seinen Willen zu bezwingen, seine Aufmerksamkeit zu stören, seine Gedankenrichtung zu beirren. Er arbeitete willensstark, er nahm sich zusammen, bis daß er fertig war. Er hatte damit eine Heldenthat des Willens vollbracht. — Aus diesen Beispielen kann man sehen, welche Bedeutung der Wille im Geistesleben des Menschen hat. Ein jeder von uns hat es erfahren, wie bei Gedankenarbeit, die uns Schwierigkeiten bietet und bedeutende Mühe macht, der Entschluß zur Arbeit seine Bedeutung hat, der Wille seine Macht äußert, wie schwer es oft ist, seine ganze Aufmerksamkeit einer Thätigkeit zuzuwenden. Und wer mit Erziehung in Haus und Schule zu thun hat, weiß, wie schwierig der Kampf gegen Zerstreutheit, gegen dieses unheilvolle Gegenteil willensstarker Aufmerksamkeit, ist. Bei dem Zerstreuten rauschen die Gedanken rasch und unbesehen vorüber; auf keinen Gegenstand richtet die Seele die Aufmerksamkeit ganz; sie ist die schlimmste Feindin alles Lernens und alles Fleißes, da sie es zu keiner ruhigen Betrachtung und Auffassung der Dinge kommen läßt.

Die Zerstreutheit, diese Willensschwäche der Gedankenrichtung, ist aber auch eine der schlimmsten Feindinnen der sittlichen Bildung; deshalb ist der Wille, der beim Kinde in seinem Fleiße und seiner Aufmerksamkeit sich geltend macht, nicht nur von Bedeutung für Lernen und Wissen, sondern für die Erziehung des Charakters überhaupt. Man redet heutzutage so viel davon, daß die Schule mehr erziehen, mehr den Charakter bilden solle. Was ist denn die strenge Gedankenzusammenfassung in jungen Jahren, die die Schule unablässig verlangt, anders als eine treffliche Vorschule für Übung und Stärkung des Charakters? Wer nicht seine Ge-

danken sammeln, nicht auf Gesagtes und Befohlenes achten kann, pflegt meist auch nicht zuverlässig in der Ausführung zu sein und sich zu den geringsten Geschäften unbrauchbar zu erweisen. Auch Gehorsam setzt aufmerkenden Willen voraus. Die geistige Zucht, welche willensstarke Aufmerksamkeit verlangt, läßt sich unser Benjamin noch nicht gern gefallen; er hat seine Freude noch mehr am bunten Wechsel der Erscheinungen; kann er erst diese Freude zurückdrängen, auf diesen Genuß verzichten, so hat er wie der Knabe in Reinicks Gedicht nicht nur eine That des Verstandes, sondern eine charaktervolle That gethan. — Der Wille ist aber auch zugleich ein wichtiger Wertmesser für alles Denken und Fühlen. Nur wenn Fühlen und Denken in willensstarker Bewegung sich äußern, wenn sie gewollt an die Oberfläche treten, kann man erkennen, ob das Gefühl rein und gesund, das Denken wahr und klar ist. Steht das Denken nicht unter der Macht des Willens, so bleibt es meist unklar, verworren, ja hohle Phantasterei; das ganze Lernen hat unverdautes und ungeordnetes Wissen zum Ergebnis, die Gefühle, welche die Eindrücke der Außenwelt aufnehmen, verzehren sich im Innern, ohne vom Willen beherrscht zu werden, und führen nicht selten zu unfruchtbarer und lähmender Sentimentalität, besonders in den Jahren, wo der Knabe allmählich zum Jüngling wird. —

Doch nicht nur für Denken und Fühlen des heranwachsenden Kindes hat der Wille Wert und Bedeutung, sondern auch für sein körperliches Dasein und Wohlsein. In welchem Maße der Körper unter die Macht des Willens gestellt werden kann, mögen Beispiele zeigen. Goethe äußert einmal in seinen Gesprächen, die uns von Eckermann auf-

gezeichnet sind, es sei unglaublich, wie viel der Geist (d. h. der Wille) zur Erhaltung des Körpers vermöge. „Ich leide", so sagt er, „oft an Beschwerden des Unterleibes, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im Gange. So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir." Ähnliche Proben von Willenskraft werden vom Philosophen Kant berichtet. Derselbe hatte wegen seiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und der Lunge wenig Spielraum ließ, eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, die in seinen früheren Jahren bis an Lebensüberdruß grenzte. Aber die Überlegung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung bloß mechanisch und deshalb nicht zu heben sei, brachte es bald dahin, daß er, wie er selbst bezeugt, über ihren Einfluß auf seine Gedanken und Handlungen Meister wurde durch Abkehrung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle. Auch seiner Schlaflosigkeit, einer Folge von gichtischen Zufällen, wurde derselbe Mann Herr, indem er seine Gedanken mit Anstrengung auf irgend ein selbstgewähltes gleichgültiges Objekt zu heften wußte. Auch wurde er oft von krankhaften Schnupfen- und Hustenanfällen beim Schlafengehen befallen. Energisches Atemholen durch die Nase mit festgeschlossenen Lippen bekämpfte das eine Übel, das andere Ablenken der Aufmerksamkeit vom Hustenreize. „Allerdings", so sagt er selbst, „ist dazu ein rechter Grad des festen Vorsatzes erforderlich gewesen, der aber darum auch um so wohlthätiger gewesen ist." Diese Beispiele könnte man noch reich vermehren; überall in der Geschichte, in der heiligen und profanen, begegnen wir Helden

des Willens, die beweisen, daß alle die, die in irgend einer Weise groß und tüchtig geworden sind, das nur durch angestrengte, feste, unverrückt auf ein Ziel gerichtete Willenskraft geworden sind. Daß diese zur rechten Zeit geübt werde, ist Pflicht der Erziehung. Nun herrschen aber gerade über die Zeit, wann der Wille zu pflegen sei, unglaublich verkehrte Anschauungen; man bedenkt nicht, daß, wenn man den Willen zur rechten Zeit zu pflanzen versäumt, sich sehr bald auf demselben Boden das Unkraut der Willenlosigkeit oder — des Eigensinns massenhaft hervordrängt. Man meint vielfach, die Erziehung des Willens könne verschoben werden, bis der Verstand so weit sei, daß er das Richtige erkennen und seine eigene Handlungsweise vollständig beurteilen könne. Das ist ein Irrtum, der mit der herrschenden Anschauung unserer Zeit zusammenhängt, die über der Pflege des Intellekts, des Verstandes, des Wissens die des Willens vernachlässigt. Das bloße Wissen macht unsere Kinder in den Schulen gleich, nivelliert sie, ertötet ihre Individualität. Alle diese Gelehrsamkeit macht sie nicht fähig, den Kampf im Strome der Welt kräftig zu führen. Es giebt heutzutage sehr viel praktische Opportunisten, „Je-nachdem"-Menschen, die sich anpassen dem Ort, der Zeit, den Verhältnissen, den herrschenden Personen, aber nicht dem inneren Gesetz, das uns befiehlt den Kern unseres Strebens in der Ausbildung einer sittlich gefesteten, freien und selbständigen Persönlichkeit zu sehen. Daher die Überschätzung des Wissens, die Unterschätzung der Ideale und des an Idealen sich stärkenden Willens. Der Wille ist aber wichtiger als alle Gelehrsamkeit; die Bildung des Willens, des Charakters ist daher die erste Aufgabe der Erziehung, die begonnen sein muß, bevor

die Schulgelehrsamkeit an unsern Benjamin herantritt. Der Wille muß früh gebildet werden; nirgendwo rächt sich das „Zuspät" so sehr wie hier. Bei Kindern tritt das Verlangen, Begehren, kurzum das Wollen in rohen und recht elementaren Formen und mit elementarer Gewalt früher, rascher und umfangreicher hervor als das Denken. Deshalb muß der Wille zeitiger und früher von den Erwachsenen beeinflußt werden als das Denken. Verstand kommt nicht vor Jahren, wohl aber der Wille, wenn die Erziehung die richtige ist. Gerade in Bezug auf Willensbildung hat das Wort seine tiefe Bedeutung, daß die Erziehung des Kindes im fünften Lebensjahre abgeschlossen sein solle, daß sie zum größten Teile verpfuscht ist, wenn sie nicht in Bezug auf den Willen das ihrige gethan hat. Aber wie wird gerade in diesem Punkte so viel gesündigt! Wie oft fehlt gerade in diesem Stadium der Entwicklung die feste und leitende Hand des Erziehers, welche allein die Launen des Kindes erfolgreich zu bekämpfen vermag! Wie manche Tracht Prügel, die auf ausgewachsene Rücken niederhageln, würde es weniger geben, wenn mehr wohlerwogene und wohlgezielte Klapse mit Sparsamkeit zur rechten Zeit ausgeteilt würden! Dagegen kann man tagtäglich die seltsamsten und wunderlichsten Dinge zu sehen und zu hören bekommen. Grobe Unarten und offenbare Ungezogenheiten kleiner Kinder verbietet man nicht und bestraft man nicht, sondern bemäntelt sie mit Redensarten, daß das Kind ja noch nicht wisse und einsehen könne, was es thue, daß es sich schon ändern werde, wenn es zu Verstand und Jahren komme. Selbstgefällige und affenliebende Eltern preisen wohl gar noch derartige Untugenden als originell und genial und sind im höchsten

Grade empfindlich, wenn solche „Genialitäten" und „Originalitäten" der Kinder von unbefangenen Beurteilern mit ihrem rechten Namen genannt werden. Wachsen nun die Kinder heran, die nicht gewohnt sind, sich in Zucht zu halten, weil sie nie in Zucht gehalten worden sind, so zeigt sich, daß sie nicht im stande sind ihren Willen auf ihre Pflichten zu richten; wo bei guterzogenen Kindern Willen ist, ist bei ihnen zerfahrenes Wesen, beständiges Schwanken zwischen Willensschwäche und Eigenwillen zu bemerken; sie können nicht fleißig sein, sie verstehen nicht ihre Gedanken zusammenzunehmen, sie lernen nichts Rechtes und thun nichts Rechtes. Dauert die Affenliebe der Eltern fort, wenn diese ungezogenen Wesen heranwachsen, so sind natürlich nicht die Kinder schuld daran, sondern die Menschen, welche Pflichtforderungen an die Kinder erheben, taugen alle nicht viel, weil sie des Kindes „Individualität" nicht genügend berücksichtigen, nicht richtig verstehen und angemessen behandeln. Dauert aber die Affenliebe nicht fort, kommen die Eltern zum Bewußtsein, daß sie Ungezogenheit vor sich haben, dann wird womöglich Tag für Tag auf das Kind losgeschlagen, so daß es kaum zu Atem und kaum zu Willenskräftigung gelangen kann. „Läßt man eben durch Nachsicht gegen die Kleinen und Verwöhnung ihre Fehler aufschießen, bis sie derb gewachsen und zahlreich sind und die Häßlichkeit derselben uns Scham und Ärger bereitet, dann greifen wir notgedrungen zu Pflug und Egge; Spaten und Haue müssen tief gehen, um zur Wurzel zu gelangen, und alle Gewalt, Klugheit und Sorgfalt, die wir anwenden können, reicht kaum hin, die verdorbene, mit Unkraut überwachsene Pflanzschule zu säubern und die Hoffnung auf Früchte, welche zu ihrer Zeit unsere Mühe hätten belohnen

sollen, zu retten“ (Locke). Wo man solche falsche Erziehung sieht, denkt man unwillkürlich an Jung-Bauschan, den Hund Jung-Jochens in Reuters „Ut mine Stromtid“, den sogenannten „Thronfolger“, der wegen seiner Ungezogenheiten vom Onkel Bräsig gründlich geprügelt wird und der nach seinem Sprung durch die Fensterscheiben dem schlechten Erzieher Jung-Jochen die zornigen und „ewig denkwürdigen“ Worte einträgt: „Da hätt’st du eigentlich dörchmüssen, Jung-Jochen! Denn was versteht die unverständige Kretur von Thronfolger davon? ... Schämen sollst du dir, Jung-Jochen! ... Wer is hier Herr in den Hauſ’, du oder Jung-Bauschan?“ Jede Tracht Prügel, die zu spät in der Erziehung erteilt wird, sollte dem Erzieher die mahnenden Worte Bräsigs ins Gewissen rufen: „Da hätt’st du eigentlich dörchmüssen!“

Welche Mittel stehen uns nun zu Gebote, den Willen unseres Benjamin zu pflegen? — Vor allem denke man nicht, daß es hier Universalmittel gebe, wenn auch von manchem kundigen Thebaner ein Mittel als solches gepriesen wird — nämlich Prügel. Als Medizin für Kranke mögen sie gut sein, wenn Roheit, Trotz, Eigenwillen oder grenzenlose Faulheit sich zeigen. Sonst wende man lieber einfachere Hausmittel an.

Vor allem, wie gesagt, beuge man frühzeitig falscher Willensrichtung bei dem ganz kleinen Kinde vor. Wo ungeordnete Neigungen, Eigensinn, Willensschwäche, Ungehorsam von Anfang an überwacht und die ersten Vergehungen, welche durch sie veranlaßt werden, durch ruhige Zurechtweisung und, wo das nicht hilft, durch kraftvolles Wort und ernste Vermahnung geahndet werden, da werden Prügel nur selten

nötig sein. So können alle Regungen, welche der Willensbildung schädlich sind, nacheinander, wie sie auftreten, in richtige Bahnen gelenkt werden, ohne daß ein deutliches Zeichen im Gedächtnis des Kindes davon bleibt, daß jene Regungen vorhanden waren. Solche richtige Bethätigung des Willens soll man immer wieder und wieder üben und dadurch zur guten Gewohnheit werden lassen. Dann macht Übung junge Meister, und gute Gewohnheit wird zur zweiten Natur. Unter solcher Erziehung fühlen sich die Kinder im Grunde auch glücklich; sie haben schon ein feines Gefühl dafür, daß es ein Segen für sie ist, wenn sie nicht dem eigenen, noch ungeläuterten und unsicheren Willen folgen dürfen, sondern dem geläuterten, festen und unbeugsamen Willen der Erwachsenen. Dieser muß sich aber in klaren, bestimmten und vor allem gerechten Befehlen äußern, die jedoch — und das ist auch von Wichtigkeit — selten erteilt werden müssen. Denn nichts wirkt entnervender auf die Willensbildung, als wenn sie beständig unter fremdem Einfluß gehalten wird und nie zur freien selbständigen Entfaltung gelangen kann. Erfolgreich wirkt man nur dann auf den Willen ein, wenn man dem Kinde die kindliche Fröhlichkeit nicht raubt. Dieselbe wird aber gestört durch beständiges Verbieten, Gebieten, Nörgeln, Modeln und Dressieren. Die Erziehung unserer besseren Kreise verschuldet um purer Bagatellen willen in dieser Richtung viel. Man verlangt hier oft viel zu früh den guten Ton, der für Erwachsene, aber nicht für Kinder natürlich ist. Also seltene Befehle, aber wenn sie erteilt sind, müssen sie unbedingt befolgt werden und müssen — und damit berühren wir das wertvollste Mittel der Willenserziehung — dem guten Bei-

spiel entsprießen. Durch gutes Beispiel der Erzieher werden viele Gebote und Strafen gespart. Wer verlangt, daß die Kinder nicht selbstsüchtigen Neigungen, sondern höheren Gesetzen pünktlich folgen, muß selbst zeigen, daß er seine Bequemlichkeit und seine Behaglichkeit hintansetzen kann, um sich seinem Berufe und den Pflichten gegen die Seinen gewissenhaft zu widmen. Wie mächtig das gute Beispiel wirkt, können wir erfahren, wenn wir uns in unserer Umgebung, in bekannten Häusern einmal umschauen. Da ist ein Haus, in dem der Vater seinen Berufspflichten nachgeht, ohne viel Aufhebens von seiner Arbeit zu machen und ohne seine Pflichten gegen seine Frau und seine Kinder zu vernachlässigen; die Mutter erfüllt ihre Pflichten mit derselben stillen Sorgsamkeit und Treue; die Kinder gehen ebenfalls ihren Arbeitsweg, wie einen selbstverständlichen Pflichtenweg, ohne daß viel Ermahnungen und Moralpredigten dazu nötig sind, sie anzutreiben. Pflichterfüllung wird als etwas Selbstverständliches angesehen. Das gute Beispiel willenskräftiger Persönlichkeiten in seiner schlichten Erkennbarkeit wirkt und überträgt sich in guter Gewöhnung. — Daneben ein anderes Haus! Die Eltern leben in den Tag und auch wohl in die Nacht hinein, wie es das unruhig-moderne Leben mit sich bringt. Des Vaters Thätigkeit absorbieren vollständig Berufspflichten und gesellschaftliche Anforderungen; von den Kindern hält er sich fern, weil Erziehung — und dazu gehört vor allem guter Wille — ihm unsympathisch war und unsympathisch ist. Die Mutter aber kennt den Begriff „häusliche Pflichten“ nicht und sieht Erziehung nicht als standesgemäß an; es wäre auch wenig fein, wenn sie sich um die ungezogenen „Panzen“, „Blagen“ oder „Krabben“ selbst be-

kümmerte. Dazu sind andere Kräfte da, nur nicht die eigene Elternkraft. Daß hier nicht erzogen würde, kann man nicht sagen; es fehlt eben nur der gute Wille, der allein von Vater und Mutter ausgehen kann. Hauslehrer, Fräuleins, Gouvernanten, Bonnen, Privatstunden, Musikstunden, dazwischen eine kräftige Moralpredigt im bunten Gemisch mit allerhand modernen Kindervergnügungen zerren die Kinder hin und her; nur kein schlichtes gutes Beispiel der eigenen Eltern wirkt auf sie ein. Und wie sind die Resultate? Dort in dem stillen und bescheidenen Hause geraten alle Kinder gut, weil ein und derselbe Geist und Wille des Werkes Seele ist und dem empfänglichen Nachahmungstrieb der Kinder vorleuchtet. Hier gerät kein Kind recht, weil das gute Beispiel fehlt und viele Köche den Brei verderben, weil die Erziehungsmächte zerstreuen, anstatt zu sammeln, und die Zerstreutheit der schlimmste Feind festen Willens ist.

Doch nicht nur die Beispiele charaktervoller und pflichtgetreuer Eltern und — setzen wir hinzu — tüchtiger Lehrer wirken auf die Jugend; die großen Charaktere der heiligen und profanen Geschichte entzünden in der Jugend den Enthusiasmus für das Große und Bedeutende und stählen unbewußt die Willenskraft, die ja in allem Großen und Bedeutenden das Bewegende ist. Deshalb mache man mit diesen Vorbildern die Jugend recht vertraut, man schütze sie dagegen vor jenen Sammlungen moralischer Erzählungen und salbungsvoller Beispiele des Guten, in denen das Gute, dessen Bethätigung sich von selbst versteht, als etwas Besonderes gepriesen wird oder in denen absolute Tugendhelden neben absolute Bösewichter gestellt werden und selten — wie das doch die meiste erziehende Kraft hätte — gezeigt

wird, wie das Gute und Böse in derselben Person im Kampfe liegt, so daß der endliche Sieg der einen oder anderen Kraft zur Ermunterung oder Warnung dient und Willensstärke durch anziehende oder abschreckende Beispiele fördert. Auch hüte man unsern Benjamin vor solchen erbaulichen Jugendgeschichten, die statt kräftiger Erbauung nur eine im eigenen Glanze sich sonnende religiöse Sentimentalität und eine Zartheit des Gefühls erzeugen, die wohl die Luft des Treibhauses, nicht aber die Stürme des Lebens verträgt. Durch solche Bücher wird die kindliche Phantasie auf falsche Bahnen gelenkt. Die Gefühle, statt in Willen und That sich zu bewähren, bleiben zu innerlich und verzehren leicht alle gesunde Kraft. Moralpredigten sind unpädagogisch; auch moralische Geschichten erzeugen wie Zuckerbrot und Süßigkeiten leicht moralische Fettleibigkeit; die Nerven und Sehnen des Willens kommen bei ihnen zu kurz. Ein arbeitsamer Robinson auf einsamer Insel, dem schlichtes Gottvertrauen innewohnt, bietet gesunderes Vorbild als jene Geschichten, durch welche Theaterhelden, Theaterwohlthäter und Theatertugendbolde geschaffen werden, die in Worten groß und mutig, im wirklichen Leben weichlich, empfindungsreich und thatenarm, engherzig oder gar feige sind.

Der Mut soll vor allem beim Knaben ausgebildet werden, geistiger und körperlicher Mut; das mit fester Hoffnung des Gelingens verbundene Streben, alles das, wozu richtiges Gefühl antreibt und klares Denken auffordert, allen Hindernissen zum Trotz zu verwirklichen. Deshalb ist frühe darauf zu achten, daß unsere Kinder durch überwiegendes Gelingen zu immer neuer Bethätigung ihrer Kraft angetrieben werden; mißlingt in den meisten Fällen des Knaben

Thun, so ist Gefahr vorhanden, daß wir zu früh Mißtrauen gegen eigene Kraft erwecken und durch dieses Mißtrauen den Trieb der Bethätigung hemmen. Gelingt der erste Gehversuch beim Kinde, so macht es sich fröhlicher und hoffnungsvoller an den zweiten; mißlingt die erste Probe, so ist die Willenskraft auf längere Zeit hinaus gelähmt. Ist Mut erweckt, so ist viel geholfen; denn der Mut stellt sich die Wege kürzer vor. Der Mut wird aber dann besonders gefördert, wenn er vom Gefühle körperlicher Kraft und Gesundheit getragen wird. Leibliche Ermüdung und Erschlaffung ist ein Hindernis für den Willen; Nerven- und Muskelkraft muß disponibel sein; dafür muß durch richtige körperliche Erholung nach geistiger Anstrengung, zweckmäßige leibliche Pflege, Bewegung in frischer Luft, Turnen und Spiele gesorgt werden, aber vor Übertreibung und Forcierung gewarnt werden, da auch zuviel Kraft verbraucht werden kann. Zu richtigem Erfolge gehört aber auch ausreichender Schlaf, der bei Kindern nicht durch abendliche Zerstreuungen verkürzt werden sollte. Zur Erholung gehört absolute Sonntagsruhe von jeglicher angestrengten geistigen Arbeit. Keine rechte Erholung gewähren Kindern Theater, Konzerte, Kinderkaffees und Kinderbälle; sie säen Unkraut, legen aber nicht Keime in den Boden, aus denen gesunde Willenskraft erwächst.

Die kräftigende Körperpflege darf aber nicht allzu weichlich und ängstlich gestaltet werden, sonst leidet die Willenspflege. Die Jugend — besonders die männliche — soll auch Gefahren gegenüber gewappnet sein. Furchtlosigkeit soll sie erfüllen, dann wird der Wille an Stärke wachsen. Treffend sagt deshalb der Genosse Jahns und Mitbegründer der deutschen Turnkunst Guts-Muths in seinem Turnbuch für

die Söhne des Vaterlandes: „Hier zu Lande steht gewöhnlich auf den Gräbern der Landleute: Hier ruhet . . . der wohlfürsichtige Nachbar N. Man setze dieses Lob auf den Grabstein der gar zu fürsichtigen Erziehung. Mit bloßer Fürsicht ist in dieser stürmischen Welt bei weitem nicht alles zu machen; wir sind im Meer und im Wasser; darum lerne ein jeder steuern und segeln und schwimmen. Laßt ihr aber den natürlichen jugendlichen Mut in der Ruhe und Stille und Gefahrlosigkeit des gewöhnlichen Haus-, Stadt- und Feldlebens durch Warnungen und Bedrohungen einschläfern und bis zur völligen Feigheit und Zahmheit beschwichtigen; laßt ihr kluge, ängstlich kluge Vorsichtigkeit immer den Zügel des Sohnes sein von der Wiege bis zur Waffe in Reih' und Glied, . . . wen stellt ihr auf jenem Wege auf zur Wehr des Landes? Den kühnen Verteidiger gewiß nicht. Was dieser oder jener allenfalls noch mitbringt, das ist ein Rest von Mut und Kühnheit, den ihr dem von Natur so muntern Kopfe durch eure Erziehung zu nehmen nicht vermochtet." Diese Warnung vor allzu ängstlicher Vorsicht gilt besonders den verweichlichten Kindern unserer sogenannten besseren Stände. Man kann hier nicht genug darauf hinweisen, wie viel besser es ist, daß das Kind sich entschließen, seinen Willen und Mut üben lerne, selbst auf die Gefahr hin, irgend einen ersetzbaren Schaden anzurichten oder am eigenen Leibe eine Schramme oder Beule davonzutragen, als daß das arme Wesen sein ganzes Leben hindurch willensschwach, willenskrank und todesfürchtig bleibe. Mut und Willenskraft geben uns nicht nur das Gefühl der Sicherheit in all den Gefahren, die uns im Leben umgeben, sie sind auch die beste Mitgift dafür, uns ein glückliches Leben zu schaffen.

Wenn so viel willensschlaffe Menschen nicht Sklaven ihrer Leidenschaften, ihrer Stimmungen, ihrer krankhaften Phantasie und eingebildeten oder nicht eingebildeten körperlichen Schwächen wären, sondern willensstarke Herrscher (wie z. B. Kant es war) über alle verkehrten Regungen des Gemüts und Miseren des Körpers, so stände es weit besser mit ihnen. Die Welt würde weit glücklicher und zufriedener sein, wenn sie nur glücklicher sein wollte. In des Menschen starkem Willen, insofern er für sich und für andere das Edelste und Beste erstrebt, liegt unendlich viel Menschenglück. Wollen wir unserm Benjamin nicht ein gut Teil davon zukommen lassen durch Erziehung zur Willenskraft?

Sechstes Kapitel.

Gehorsam, Befehl, Verbot und Eigensinn.

Als Goethe einmal im Stammbuche seines kleinen Enkels Wolf die Worte las, die Zelter hineingeschrieben: „Lerne gehorchen!“, bemerkte er lachend: „Das ist doch das einzige vernünftige Wort, was im ganzen Buche steht. Ja, Zelter ist immer grandios und tüchtig . . . Er ist genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf.“ Goethe war gewiß keine engherzige Philisternatur; auch er war genial und groß, und wir dürfen ihm deshalb ohne Bedenken zustimmen und zutrauen, daß er nicht servile Erziehungsweisheit predigt. Wer den rechten Gehorsam hat, hat eine treffliche Mitgift fürs Leben. Im Grunde ist nun Gehorsam ein Bedürfnis der Kindesnatur. Recht glücklich und zufrieden fühlt es sich erst dann, wenn diesem Bedürfnis Befriedigung gewährt wird. Hast Du Deinen Benjamin erst an rechten und echten Gehorsam gewöhnt, hast Du diesen ihm zur anderen Natur gemacht, dann hast Du den besten und schwierigsten Teil der Erziehung hinter Dir. Du kannst ihn dann ruhig der Zukunft überlassen. Viel Sorge wird er Dir kaum noch machen. — Zu rechtem und

echtem Gehorsam! Leicht gesagt, schwer gethan! Mit dem Wort, dem Befehlen ist's allein nicht geschehn. Die vorbildliche Persönlichkeit des Erziehers muß auch hier wieder das meiste thun. Wer strenge gegen sich selber ist, milde gegen andere, die er erziehen will, ist der richtige Erzieher; nicht aber der, der strenge, hart, barsch und tyrannisch gegen andere auftritt, sich selbst aber gehen läßt. Die Eltern müssen ihren Kindern zeigen, daß nicht eigene Bequemlichkeit, nicht die Selbstsucht sie bei ihren Befehlen leitet, sondern das Beste ihrer Kinder; sie müssen's zeigen in allen ihren Anordnungen, nicht nur sagen in langen rührseligen Moralpredigten. Überhaupt ist nichts bedenklicher, als Gehorsam mit vielen Worten und mit vielen Gründen erreichen zu wollen. Gründe verwandeln Gebot oder Verbot in Überredung und gestatten Gegengründe. Mit Gegengründen rückt man aber unsern Benjamin in die erziehende Sphäre und läßt ihn nicht in seiner natürlichen Stellung, in der Stellung eines Kindes, das noch erzogen werden soll und der Leitung bedarf. Gehorsam schließt Wahlfreiheit aus. Haben wir etwas als erzieherisch richtig und notwendig erkannt, etwas wohl überlegt, dann muß gehorcht werden. Es kommt natürlich sehr auf das Alter des Kindes an, ob man mit einigen begleitenden Worten der Einsicht des heranwachsenden nachhelfen will; aber man stütze seinen Befehl ja nicht durch Disputieren und setze ihn nicht mit vielen Worten unter Wasser. Je älter Benjamin wird, um so mehr wird man Befehl in guten Rat umwandeln und Gründe durchblicken lassen oder hinzufügen. Besser ist's aber auch hier, ohne weite Umschweife und ohne breite Begründung anzuordnen in kurzer und bündiger Form; am sichersten wirkt immer die Überzeugung, die

aus der ganzen Art der Forderungen auf die Gerechtigkeit und Billigkeit jedes einzelnen Befehls schließt. Unsere Kinder müssen fühlen, daß wir nur Vernünftiges thun und anordnen, daß wir ihr ganzes Dasein besser fassen als sie selbst und daß wir nichts Verkehrtes anordnen. Muten wir ihnen Ungerechtes oder über ihre Kräfte Gehendes zu, dann bringen wir einen Widerspruchsgeist hervor, der auch bei billigen und gerechten Forderungen erwacht und auf keinen Befehl mehr achtet. Das Prinzip, das man in vielen Familien hört: „Die Kinder haben keinen Willen, sie haben nur zu gehorchen" ist erst dann berechtigt und gesund, wenn der Zusatz hinzukommt: „falls die Eltern nichts anderes befehlen, als was sie zu befehlen gutes Recht und guten Grund haben."

Daß der Erzieher sich von Launenhaftigkeit, raschem Zorn und Leidenschaftlichkeit fern halte, ist selbstverständlich; ebenso soll auch der Ton aller Anordnungen bestimmt und ruhig sein und das Gepräge ruhigen und festen Willens an sich tragen. Schreien ist unnötig, da die Stimme der Erwachsenen für das junge Ohr wuchtig genug ist, auch ohne daß sie sich überspannt. Wer schreit, kommt leicht in den Verdacht, als ob er der Kraft seiner Anordnungen nicht recht traue und als ob ihm die innere Sicherheit fehle; auch die Stufenleiter der Verstärkung steht uns nicht mehr frei, wenn wir gleich fortissimo einsetzen und nicht piano oder mezzoforte. Daneben bewahre der Ton, wenn irgend möglich, immer ein gewisses Wohlwollen und das nötige Maß von Freundlichkeit, niemals sollen Schroffheit und mürrisches Wesen Grundton sein. Harmlose Jugendthorheiten weise man in milder Form ab; denn sie werden ja meist auch ohne Verbot zu rechter Zeit und in den richtigen

Jahren abgelegt. Bei weniger ernsten Dingen genügt auch schon die Form bestimmten Wunsches oder eines billigenden und mißbilligenden Urteils oder auch nur ein Blick und Wink; Kinder haben feine Augen für solche Dinge; sie sehen, besonders wenn sie etwas auf dem Gewissen haben oder befürchten etwas darauf zu bekommen, nach den Augen des Erziehers, der mit diesen Zügeln seine Lenkung ausüben kann. — Man hänge auch nicht seinen Anordnungen sofort Strafandrohungen an, da es doch als etwas ganz Selbstverständliches erscheint, daß Befehle auch ohne Drohungen erfüllt werden. Wer außerdem oft droht, ohne den Drohungen Folge zu geben, auf den hört das Kind bald nicht mehr. Auch ist Folgsamkeit aus Furcht vor Strafe nicht viel wert; sie erzeugt knechtische Gesinnung und leider vielfach Lüge und Verheimlichung. — Vor allem aber soll man in seine Befehle keine übertriebenen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Kinder legen. Man bedenke, daß man noch unfertige Menschen vor sich hat, deren Fehler ja nicht mit einem Male beseitigt werden können, sondern nach und nach in beständiger Hoffnung auf endliches Gelingen. Der Geist ist wirklich vielfach guten Willens, aber Naturell, Temperament, Fleisch und unruhige Gliedmaßen sind eben noch schwach. Rechte erzieherische Weisheit übersieht auch an rechtem Orte und zu rechter Zeit einmal Kleinigkeiten, wenn sie diese auch im stillen bemerkt und mit in Rechnung zieht beim Erziehungswerke. Vor allem befehlen kluge Erzieher nicht zu viel. So wenig Vorschriften und Anordnungen als nur möglich; lieber etwas zu wenig als zu viel; was man zu wenig befohlen hat, ist nachzuholen, das Zuviel muß man rückgängig machen; je mehr Vorschriften, um so schwie-

riger werden sie behalten. Pas trop gouverner ist nicht nur seine Politik, sondern auch seine Erziehungsweisheit. Die meisten Dinge verstehen sich doch auch von selbst und brauchen nicht erst befohlen zu werden. Geschieht es doch, so vermengt man unwichtige mit wichtigen Dingen und soll sich nicht wundern, wenn's unserm Benjamin schließlich braun und blau vor den Augen wird von all den Befehlen, die ihn umschwirren. Wer sparsam befiehlt, kommt auch weniger in die mißliche Lage, sich zu widersprechen. Und davor soll man sich sehr sorglich hüten; nur nicht heute erlauben, was man morgen verbietet, und nicht morgen vergessen, was man heute geboten oder verboten hat! Wohl überlegte Anordnungen müssen eben ausgeführt werden; man nehme sie nicht wieder zurück, sondern verfolge ihre Ausführung mit äußerster und unnachsichtlicher Konsequenz. — Nicht ganz leichte Zeiten für die Erziehung zu Gehorsam sind die Zeiten der Kinderkrankheiten. Man hat dann soviel Rücksichten auf körperliches Befinden zu nehmen, man hat mit Recht Mitleid mit den heimgesuchten Wesen, das Herz ist mehr bei dem Kinde als der Verstand, Teilnahme von Onkeln, Tanten, Großeltern, Geschwistern und Freunden umgeben das kranke Kind, alles will helfen, lindern und erheitern; so fühlt sich das Kind bald als Mittelpunkt und als Herr der Situation, verliert aber leicht die Herrschaft über sich und seinen Willen; herrisches und ungehorsames Wesen pflegen deshalb als seelische Nachkrankheit nach körperlichen Erkrankungen sich einzustellen. Hier die richtige Kur anzuwenden ist nicht ganz leicht. Deshalb sorgen verständige Eltern schon während der Krankheit dafür, daß das Kind nicht im Übermaß Mittelpunkt unruhiger Teilnahme werde, daß es möglichst in Ruhe und

Stille gehalten werde und die beste Medizin bei Krankheiten, Langeweile, in ausreichenden Dosen genieße; auch während der Höhe der Krankheit soll man sein Herz bezwingen und unter allen Umständen nicht nur alles, was dem Körper, sondern auch alles, was dem kindlichen Gemüte schädlich ist, fernhalten. Solange ein Mensch bei Sinnen ist, hat er Anrecht und Anspruch darauf, unter vernünftigen Regeln zu stehen; diese soll man auch während der Krankheit nicht beseitigen, wenn man auch mit aller Schonung und Freundlichkeit sie handhabt. Thut man es nicht, so bindet man sich eine Rute, deren Streiche empfindlicher werden, je größer das krankhaft verhätschelte Kind wird. —

Thut man alles in verständiger Weise, was den Gehorsam pflegen und dem Ungehorsam vorbeugen kann, so wird man nicht viel Last mit seinen Kindern haben; schwierig aber wird die Erziehung, wo sich aus Anlage und falschen Erziehungsmaßregeln die unangenehmste Form des Ungehorsams, der Eigensinn, im Kinde zeigt. Eigensinn hat man auch wohl schweren Sinn genannt; die Bezeichnung ist nicht unpassend, da besonders das phlegmatische und melancholische Temperament der beste Nährboden des Eigensinns ist; Eigensinn fährt sich am meisten fest in schwerem Boden. Es gab eine Zeit, da man ihn als eine Art von Erbsünde, ja geradezu als die Erbsünde ansah. Wäre diese Anschauung richtig, so hätten wir es im Eigensinn mit erblicher Belastung zu thun, von der keine Erziehungskunst je zu entlasten im stande wäre. Etwas Richtiges liegt in jener Meinung nur insofern, als die verschiedenen Gemütsanlagen, die Temperamente, einen geeigneten oder ungeeigneten Boden bieten für den Eigensinn; den Schein der Richtigkeit hat

ene Ansicht auch deshalb, weil Eigensinn nicht selten schon in der Wiege entsteht und dadurch der Glaube geweckt wird, als bringe das Kind diese Untugend mit auf die Welt; der Wille des kleinen, ja des kleinsten Kindes sucht eben schon sehr früh, jedenfalls viel früher, als die meisten Väter und Mütter sich träumen lassen, seine Ziele zu erreichen. Erreicht das kleine Wiegenwesen seine dem Naturdrange folgende Absicht durch sein Geschrei, so merkt es sich gar bald diese Erfahrung und schreit dann nicht nur aus Naturdrang, sondern in bestimmter Absicht und mit Bewußtsein, allerdings mit noch etwas dunklem Bewußtsein. Je häufiger nun Eigenwille und Erfolge aufeinander folgen, desto mehr wird das Kind alles Begehrbare auch als erfüllbar ansehen, bis sich schließlich an jeden, noch so launenhaften und vorübergehenden Wunsch der Wille als Eigensinn und Eigenwille hängt, der schließlich leidenschaftlich, tyrannisch, blind und verstockt wird. In und nach Krankheiten sind Kinder besonders eigensinnig, weil ihnen vielfach wahl- und überlegungslos jeder Wunsch erfüllt wird. — Kinder lernen auch — das ist interessant — eher nein als ja sagen. Wird dieser Neinsagetrieb sich selbst überlassen, giebt man jedem Wunsch und Willen des Kindes nach, so gelangt dieser bald zu rohester Ausgestaltung, so werden niedrige, selbstische Naturtriebe immer stärker, sie richten sich womöglich gegen den Urheber selbst, eigensinnige Kinder kratzen in Wut und Zorn sich selber; sie wünschen sich wütend das Schlechteste, wie jenes Kind, das dem Arzte, der ihm gut zu schlafen wünschte, eigensinnig entgegnete: „Nein, ich will nicht gut schlafen.“ —

Welche Mittel stehen uns nun zur Verfügung gegen

den Eigensinn? Vor allem soll man vorbeugen, unnützes Gebieten und Verbieten lassen, das Kind fern halten von allem, was Eigensinn fördert, von Verweichlichung, Verwöhnung, Überzärtlichkeit, Verzärtlichung und Nachgiebigkeit. Stößt das Kind auf unbiegsames, energisches, konsequentes Entgegenwirken eines Erziehers, der auch den Schein der Schwäche meidet, der nicht durch Wünsche und Bitten, nicht durch Versprechungen, Ermahnungen und eitle Drohungen den Gehorsam zu erreichen sucht, so lenkt sein Wille überhaupt nicht ein in das falsche Geleise des Eigenwillens. Ist aber der Eigensinn da, so beachte man ihn zunächst möglichst wenig. Eigensinn frißt, wenn man ihn nicht beachtet, sich oftmals selber auf. Dauert trotz aller Nichtbeachtung der Eigensinn fort, so muß man suchen, den Eigensinnigen durch Schaden klug zu machen; dem Eigensinn wird Ungemach, das er sich selber schafft, der beste Lehrer; bei kleinen Kindern, die Mienen, Worte und Gebärden noch nicht recht verstehen, wirke man durch die Rute, durch Prügel, wenn's not thut, durch recht gründliche Prügel. Die englische Erziehung liebt bekanntlich nicht sehr die Prügel; aber gegen Eigensinn weiß auch Englands großer Pädagoge Locke kein besseres Mittel als Prügel.

„Hartnäckigkeit", so sagt er, „und eigensinniger Ungehorsam muß mit Gewalt und Schlägen bemeistert werden; dafür giebt es kein anderes Mittel. Was man auch im einzelnen von seinem Sohne gethan oder nicht gethan haben will, man muß sicher sein, daß man Gehorsam finde; in diesem Punkte darf es weder Nachsicht noch Widerstand geben; denn wenn es einmal zu einer Probe der Geschicklichkeit oder zu einem Streite zwischen euch kommt darüber, wer Meister

sei, und dies ist der Fall, wenn du befiehlst und er sich weigert, so mußt du unter allen Umständen gewinnen, koste es auch noch so viele Schläge, wenn eben ein Wink oder Worte nicht durchschlagen: es sei denn, daß du für alle Zeit in Botmäßigkeit gegen deinen Sohn leben wolltest. Eine kluge und freundliche Mutter aus meiner Bekanntschaft sah sich bei einer solchen Veranlassung genötigt, ihre kleine Tochter, als sie eben von der Amme zurückgenommen war, an dem nämlichen Morgen achtmal hintereinander zu schlagen, ehe sie ihre Hartnäckigkeit bemeistern und Folgsamkeit in einer sehr unbedeutenden und gleichgültigen Sache erlangen konnte. Wenn sie früher nachgelassen und beim siebenten Male mit dem Schlagen aufgehört hätte, so hätte sie das Kind für immer verdorben und durch ihre wirkungslosen Schläge die Widerspenstigkeit des Kindes nur bestärkt. Aber indem sie verständigerweise beharrte, bis sie seinen Sinn gebeugt und seinen Willen fügsam gemacht hatte, stellte sie ihr Ansehen schon bei der ersten Gelegenheit durchaus fest und erhielt immer nachher von ihrer Tochter eine durchaus bereitwillige Fügsamkeit und Willfährigkeit; denn wie dies das erste Mal war, so glaube ich, war es auch das letzte Mal, daß sie sie schlug."

Dieses Beispiel sollte uns zum Muster dienen. Hätte die Mutter sieben-, nicht aber achtmal geschlagen, so wäre es Roheit und Grausamkeit gewesen; das achte Mal machte die Strafe zur Wohlthat und Milde für alle Zeit; die sieben Male ohne Wirkung wären Ausgaben ohne Einnahmen gewesen, das achte wirkungsvolle Mal machte die Ausgabe der Prügel zu einem Kapital, das reiche Zinsen trug. Dieses Erziehungsmittel wird nun recht wirksam, wenn es in den

ersten Lebensjahren a tempo angewandt wird, wenn Ursache und Wirkung unmittelbar aufeinander folgen. In den späteren Jahren zögere man, um dem ruhigeren Nachdenken und Insichgehen Raum zu gewähren und der heilsamen Einwirkung, die die Erwartung des Unheilvollen, das da kommen wird, ausübt. Bei kleinen Kindern mache man auch nicht viel Worte; es beeinträchtigt die Wirkung, wenn zwischen Schuld und Strafe Unverstandenes liegt; es erhöht aber die Wirkung, wenn Schuld und Strafe ohne Störung und Trübung durch Moralpredigten in Verbindung treten. Ist das Kind älter und verständiger, so sind wenige und kräftige Worte zu genügender Vorbereitung wirksam, sie müssen aber den Ton annehmen, den dunkle Gewitterwolken tragen, denen bald Blitz und Donner entströmen sollen; lange und sentimentale Moralpredigten sind auch hier vom Übel. Also früh und kräftig muß eingegriffen werden; bei keinem Fehler rächt sich so furchtbar jedes Zuspät. Man thut auch gut, Kinder, die zum Eigensinn Anlage haben, recht viel in gute Gesellschaft zu bringen, d. h. unter Kinder, bei denen der Eigensinnige nicht dominieren kann, sondern sich schicken muß in andere. Die gefährlichste Kost für Eigensinnige ist Einsamkeit.

Wie dem Eigensinn, soll man auch allen Fehlern entgegentreten, die mit ihm zusammenhängen: Rechthaberei, Streitsucht, Widerspruchsgeist, Starrsinn, Trotz und Hartnäckigkeit. Hier können geradezu dämonische Erscheinungen sich zeigen, bei denen den Erzieher ein Grauen ankommt. Sind diese Untugenden nicht früh beseitigt, so kann man schließlich auch mit Gewalt nicht mehr durchdringen, sondern nur mit unermüdlicher Geduld und Liebe. Helfen auch diese

Erziehungsmächte nicht mehr, dann gilt das ernste Wort Walthers von der Vogelweide: „Selbstwachsen Kind, Du bist zu krumm; dich bieget keiner gerade mehr.“ Das letzte Mittel, das für solche in Eigensinn verwachsene und erwachsene Kinder noch übrig bleibt, ist die Zeit mit ihren Schickungen und ihren ernsten Lebensfügungen. —

Noch eine tröstliche Bemerkung möchten wir dem Kapitel über den Eigensinn hinzufügen. In den ersten drei bis vier Jahren wird sich bei gesunden Kindern stets mehr oder weniger der Eigensinn regen. Er ist in vielen Fällen die Vorstufe, wenn auch keine notwendige, zur Tugend, d. h. zur Tugend tüchtiger Willenskraft. Aus eigensinnigen Kindern wird eher etwas Tüchtiges werden als aus gleichgültigen, stumpf, dumpf und willenlos dahinvegetierenden, schlaffen Kindern; diesen fehlt die „Springfeder der Seele“. Wo starker Wille ist, der sich zunächst vielfach in Eigensinn zeigen wird, da gebiert er dem Talente glückliche Kinder, wenn die kräftige Hand eines tüchtigen Erziehers richtig lenkt. Also der Eigensinn hat auch sein Gutes und seinen Trost. Er kann zu vorzüglicher Eigenart führen, wenn er zu trefflichem Willen sich läutert; aber — er thut es nicht immer. Deshalb müssen Eltern eigensinniger Kinder davor gewarnt werden, diesen Trost als Deckmantel schwächlicher Erziehung sich umzuhängen. —

Siebentes Kapitel.

Wie bestrafen wir unsern Benjamin?

Muß Benjamin Prügel haben oder nicht? Wie muß er überhaupt bestraft werden? Welche Grundsätze sollen bei der Bestrafung walten? Wer soll strafen, der Vater, die Mutter oder sonst wer? Wie müssen die Strafen sich steigern? Wann müssen sie anfangen, wann aufhören? Solche und ähnliche Fragen werden sich die Eltern sicherlich schon oft gestellt haben. Das Elternherz wird zur Milde geneigt gewesen sein, der Verstand zur Strenge; der Vater wird, wenn er ein Mann ist, meist stärker sein, die Mutter schwächer. Es kommt aber auch das Gegenteil vor.

Um in diesen Fragen Klarheit zu schaffen, um die Eltern Verlegenheiten zu entziehen, möge der Strafe eine ausführlichere Besprechung gewidmet sein, schon deshalb, weil Strafen allzuleicht sich unnötig häufen und weil das menschliche Irren hier so mannigfaltig ist, daß es mannigfaltiger Abmahnung und Warnung dringend bedarf. Manchen Eltern erscheint die Strafe als das wichtigste und wirksamste Erziehungsmittel. Sie gleichen den Ärzten früherer Tage und den Kurpfuschern unserer Zeit, die in großen Arznei-

flaschen das Heil der Welt und der Kranken erblicken und dem Grundsatz huldigen: „Viel hilft viel", während es doch naturgemäßer wäre, zunächst festzustellen, ob nicht im Kranken selber Kraft- und Gesundungsmittel für den Heilungsprozeß vorhanden sind. Andere Eltern halten gar nichts von der Strafe und wenden sie niemals an. Sie lassen Gottes Wasser über Gottes Land laufen, bedenken aber nicht, daß verständige Menschen vom Anbeginne menschlicher Kultur an Dämme gegen Wasserschäden errichtet haben. — Die Stellung praktischer und erfolgreicher Erziehungskunst ist diesen Extremen gegenüber durch die Erfahrung gegeben. Sie wird bei der Verfassung und Lage der heutigen Jugend und der heutigen Gesellschaft, die von idealen Zuständen noch weit entfernt sind, ebensowenig wie andere Zeiten ohne Strafen auskommen und auch in absehbarer Zeit, wenn nicht inzwischen Zeichen und Wunder an der Menschheit geschehen, nicht ohne Strafe erziehen können. Die Worte, die schon der Verfasser des Ebräerbriefes, der vielleicht ärztlichem Berufe nicht fern stand, über Züchtigung gesprochen hat, haben noch heute ihre gute Geltung: „Wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtigt? — Alle Züchtigung aber, wann sie da ist, dünkt uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein. Aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind". In diesem Sinne heißt strafen: „dem Kinde wohl thun, daß der Greis uns danke".

Und nun die Grundsätze? Sie sind im ganzen einfach und werden gesundem Menschenverstande nicht schwer zu fassen und zu behalten sein. Unter allen Umständen soll alle Strafe gerecht sein; ob sie von dem Gestraften, besonders

von dem unmündigen und unverständigen Kinde, immer auch als gerecht empfunden wird, darauf kommt es erst in zweiter Linie an; gut ist's, wenn möglichst früh diese Empfindung geweckt wird. Die Strafe muß deshalb zu Ursache und Veranlassung in richtigem Verhältnis stehen und darf nicht nach einem ganz äußerlichen Schema verhängt werden. Ist die Strafe im Verhältnis zum Vergehen zu groß, so wird sich das Gerechtigkeitsgefühl des Kindes dagegen empören; wir selbst werden uns bei ruhiger Überlegung das Mißverhältnis übel nehmen müssen. Ist die Strafe zu milde, so verliert sie an Wirkung, und Benjamin wird sich innerlich über uns lustig machen, da wir Krebsschäden mit Rosenwasser zu heilen versuchen. Man fasse aber Gerechtigkeit nicht im juristischen, im bürgerlich-gesetzlichen Sinne, sondern im erzieherischen Geiste. Der Richter faßt vor allem das zu bestrafende Vergehen ins Auge, der Erzieher soll die Persönlichkeit, die Individualität des zu Bestrafenden im Auge haben. Mildernde Umstände sollen in der Erziehung einen weit größeren Umfang haben als auf dem Gebiete der Rechtsprechung.

Die Entwicklungsstufe des kindlichen Gehorsams, Alter, Temperament und Körperbeschaffenheit soll ich einschätzen bei der Frage, ob ich strafen muß. Ich soll berücksichtigen, ob es sich um einen armen Schächer handelt, der immer folgsam gewesen, oder um einen Sünder, der stets widerhaarig war, ob das Vergehen eigenem Herzen und böser Lust entsprossen, oder ob böse Buben unsern Benjamin gelockt haben, ob es sich um einen dickfelligen Burschen handelt oder um ein zartbesaitetes, feinfühliges und ehrgeiziges Wesen. Anders wird die Strafe bei üblen Gewohnheiten sein, die man nach und

nach abgewöhnen muß, anders bei Augenblicksvergehen, die vielleicht nie wiederkehren; wir werden ferner unterscheiden bei Lügen, die die allerverschiedensten, manchmal ganz ehrenwerte Motive haben können. Trägheit kann mit körperlicher Schwäche zusammenhängen oder mit Unbeholfenheit; sie kann auf Stumpfsinn und geistigem Unvermögen beruhen; sie kann aber auch Leichtsinn und wirkliche Arbeitsscheu sein. In allen Fällen werden wir genau abzuwägen und nicht „ohne Ansehen der Person", sondern „mit Ansehen der Person" zu strafen oder nicht zu strafen haben; „jedem das Seine, nicht allen dasselbe" wird unser Wahlspruch sein müssen. Strafen wir auch in äußerlich ähnlichen Fällen verschieden, weil eben immer Verschiedenheiten vorhanden sind, wir sollen's im Hinblick auf die Gerechtigkeit der Strafe ruhig thun. Parteiisch kann die Verschiedenheit der Strafbemessung nur gröberen Naturen erscheinen, während feinere Naturen verstehen werden, daß es nicht dasselbe ist, wenn zwei dasselbe thun.

Sodann soll man maßvoll in der Anwendung von Strafen sein; zu häufige Strafen verbittern, stumpfen ab, führen Nichtachtung, Gleichgültigkeit gegen die Strafen und gar Antipathie und Abneigung gegen den Erzieher herbei. Je mehr nämlich zu scharfen und häufigen Strafen geschritten werden muß, um so mehr entfernen wir uns innerlich von unsern Kindern, um so unlenksamer und undurchsichtiger werden sie uns, um so mehr verlegen wir ihnen den Weg, zu uns innerlich zurückzukehren. Darum haben häufige und harte Strafen leicht Verstockung, Verschlossenheit und Unwahrhaftigkeit zur Folge. Man bemühe sich deshalb, mit wenigen und möglichst niederen Graden der Strafe auszukommen. Das ist darum in den meisten Fällen möglich,

weil die Empfindlichkeit der Strafe für das Kind relativ ist und größtenteils von dessen persönlichem Verhältnis zum Erzieher abhängt. Ist das Gefühl der Achtung und der Liebe, worauf das Verhältnis des Kindes zu uns beruhen soll, tief genug, so kann man mit wenigem viel leisten; ist dieses Gefühl abgestumpft, wird man mit vielem wenig oder gar nichts mehr ausrichten. Deshalb sei man anfänglich so gelind als möglich und steigere Strafen so vorsichtig als möglich; nirgendwo in der Erziehung ist weiseste Ökonomie so nötig; es ist ein bedauerliches Selbstbekenntnis mangelhafter Erziehungskunst, wenn sich ein Vater oder Lehrer gestehen muß, seine Strafen seien erschöpft — er sei am Ende. Der Ton, in dem er angefangen, war eben von vornherein zu hoch gegriffen. Richtiger Straftakt übersieht im richtigen Augenblicke auch einmal etwas, was Strafstrenge und Strafpedantismus ahnden würde, besonders dann, wenn es sich um leichte Rückfälle unseres Jungen handelt, dem man anmerkt, daß er den allerbesten Willen hat, sich zu bessern; auch dann, wenn es sich um Fehler handelt, die mit dem Älterwerden sich von selbst verlieren, die mit den Jahren schwinden. In solchen Fällen soll man Goethes schönes Wort sich beherzigen: „Man darf nur älter werden, um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.“ — Vor allem aber beherrsche man sich selbst beim Strafen. Man gewöhne sich, nicht in Zorn zu geraten, und strafe nie in sinnloser Aufregung. Leicht gesagt, aber schwer gethan! Aber so schwer es sein mag, wir sollten uns in dieser Straftugend üben und sollten es uns immer wieder recht übel nehmen, wenn wir einmal wieder über die Stränge geschlagen. Junge und nervöse Eltern lassen sich mehr hinreißen als

ältere Erzieher und gesunde Leute, der Choleriker leichter als der Phlegmatiker. Trotzdem soll sich jeder, der erziehen will, zunächst selbst am Zügel haben. Heftiger Zorn setzt uns in den Augen unserer Kinder herab und mindert die Strafwirkung; denn in allen Fällen müssen unsere Kinder die Empfindung haben, daß sie gestraft werden, weil sie Unrecht gethan haben, nicht nur allein deshalb, weil Vater oder Mutter aufgebracht, weil sie „in Rage" sind. Andererseits soll aber die Strafe getragen sein von innerer Teilnahme des Strafenden, unsere Kinder müssen empfinden, daß der Strafakt uns selbst Überwindung kostet und Schmerz bereitet.

„Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich;
Die Härt' ist ein Verdienst, wo dir das Herz ist weich."

Starre, gesetzliche Art zu strafen gehört nicht in Familie und Schule, sondern auf den Richtplatz; fehlt echt väterliche Gesinnung, so geht auch dem Kinde pietätvolles Empfinden verloren. Deshalb fort mit tyrannischen Strafen, zumal diese auch das Ehr- und Schamgefühl vernichten oder doch schädigen und verletzen. Davor aber soll gute Erziehung sich hüten; denn wo mit dem Ehrgefühl das Verlangen nach Besserung schwindet, nützt schließlich keine Strafe mehr. Auch hüte man sich, dem Kinde etwas nachzutragen. Man soll nicht auf bereits gesühnte Vergehen immer wieder zurückkommen, sobald auch nur einige Besserung sich zeigt. Ist die Angelegenheit abgethan, so soll sie auch vergeben und vergessen sein. Wird immer von neuem der Schmutz wieder aufgerührt, so soll man sich nicht wundern, wenn er an der Oberfläche bleibt, wenn im Kinde Unwillen, Trotz und Neigung zu neuen Vergehungen erwacht. Wenn das Gewitter vorüber ist, scheint die Sonne da draußen in der Natur.

Weshalb nicht auch im Hause und in der Kinderstube? Man thue also nach der Strafe, als ob nichts vorgefallen, und töne den Übergang zum gewohnten, freundlichen Verkehr mit dem Kinde harmonisch ab. Nur selten — bei ernsten sittlichen Uebertretungen — wird es angebracht sein, noch bei dieser oder jener Gelegenheit darauf zurückzukommen; aber dann ist es gut, unter vier Augen das zu thun, Auge in Auge mit ernster Wärme ohne Härte und Schärfe. Fern seien in solchen Fällen alle nachträglichen Sticheleien vor Geschwistern, jeder Hohn und Spott und hämische Wendungen. Aber auch wochenlanges Ignorieren und Unberücksichtigtlassen soll man meiden; man schafft sonst eine Kluft zwischen sich und dem Kinde, die leicht zu groß werden kann.

Die Strafen sollen auch möglichst schnell — besonders bei kleineren Kindern — dem Vergehen folgen. „Späte Strafen sind wie späte Arzneien." Es ist ja auch naturgemäß, daß Ursache und Folge nahe beieinander liegen; es ist menschlich, daß empfindliche Strafen rasch vollzogen werden, es ist aber raffiniert, denjenigen, den man auf die Folter spannen will, lange Zeit vor dieser in banger Erwartung aufzustellen. Der Zusammenhang zwischen Strafe und Schuld soll eben möglichst eklatant sein, durch keinen Einschub soll die Erkenntnis dieses Zusammenhangs getrübt werden, damit das Erinnerungsbild möglichst auch in Zukunft wirksam bleibe. Wenn aber die Mutter sagt: „Sobald der Vater kommt, wirst du deine Prügel bekommen", wenn dann Stunden vergehen zwischen Ursache und Folge, so wird bei leichtlebigen Kindern die Schuld vergessen, bei schwerblütigen die Angst größer sein als das Bewußtsein der Schuld. Man schmiede

deshalb das Eisen, so lange es warm und fügsam ist, und nicht erst dann, wenn es hart und kalt ist.

Walten diese schlichten Strafgrundsätze bei unserer Erziehung, so wird man über die Wahl der Strafarten nicht in großer Verlegenheit sein.

Unter ihnen nimmt eine sehr feine und würdige Stelle ein die stumme Strafe oder die stumme Rüge, die sich durch den Blick oder angemessene Bewegung geltend macht. Das Stillschweigen hat oft mehr Kraft als viele Worte und das Auge mehr Kraft als der Mund. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß der Mensch mit dem Auge wilde Bestien zähmt; wie leicht sollte es ihm werden, alle die schlechten und verkehrten Triebe und Regungen der jungen Menschenseele zu bändigen? Haben wir nur die Empfindlichkeit unserer Kinder von Anfang an geschont und richtig ausgebildet, so vermag ein einziger Blick mehr als Stock und Peitsche bei Kindern, die nicht abgestumpft sind für feinere Wirkungen. „Das Auge sieht's, im Herzen glüht's" sollte der vornehmste Wahlspruch beim Strafen sein. Angenommen, eins unserer Kinder hat gelogen; wir vermögen es ihm aber nicht nachzuweisen. Zufällig bringen wir das Gespräch bei Tische oder sonst, wenn wir zusammensitzen, auf Menschen, welche lügen, und weisen auf das Schändliche, Feige und Verderbliche der Lüge hin mit einem scharfen Blick auf den Übelthäter. Er wird, wenn anders er noch unverdorben ist, dasitzen wie auf der Marterbank und den Geschmack an unwahrhaftigem Wesen verlieren. Der stille, erzieherische Rapport zwischen uns und ihm wird aber an Stärke zunehmen. — Zu den stummen Dienern der Erziehungsthätigkeit gehören auch die richtigen Gesten. Eine geringe Handbewegung, ein

Schütteln des Kopfes oder ein Achselzucken kann stärkere Wirkungen erzielen, als viele Worte es vermögen. — Neben stummer Rüge steht uns die mündliche Rüge zur Verfügung. Auch hier bedarf es gar nicht immer besonders vieler und hoher Worte. C'est le ton qui fait la musique, auch die Musik in der Erziehungskunst. Wer so glücklich ist, über eine Stimme zu verfügen, durch deren Ton er die verschiedenartigsten Seelenstimmungen und -regungen wiedergeben kann, hat ein glückliches Strafmittel von Mutter Natur mit auf den Lebensweg bekommen. Schon bei ganz kleinen Kindern kann man seine Beobachtungen machen. Ihre Gesichtszüge strahlen, wenn Mutter oder Vater mit freundlichem Ton ihnen zusprechen, ihr schreiender Mund schließt sich, wenn des Vaters Stimme ernst und laut sie zur Ruhe verweist. Und es kommt nicht selten vor, daß kleine Kinder gehorsam die Flasche nehmen, die sie kurz vorher von sich gestoßen, wenn im bestimmten Ton der Rüge ihnen befohlen wird zu trinken.

Sind stumme Rügen und strafender Ton wirkungslos, so muß man zum strafenden Wort, zum Tadel und Verweise schreiten. Wohl dem, der das richtige Wort zu finden weiß! Denn auf dieses kommt unendlich viel an. Gerade die Väter, die es nicht finden können, greifen leicht zu höheren Strafen, während geringere noch ihre Wirkung thun würden. Die Arten, wie man mit Worten tadeln kann, sind so mannigfaltig und reich, wie unsere deutsche Sprache reich an Wendungen ist. Hauptsache ist, daß solche Worte kräftig die Sache treffen und nicht die Person des Getadelten gröblich verletzen. Sehr zu empfehlen sind deshalb tadelnde Fragen, die den Sünder in die Enge treiben. Auch wenn sie nicht

beantwortet werden, hat auch hier das peinliche Stillschweigen, das der Frage folgt, mehr Kraft als viele Worte. Zu vermeiden sind aber Schimpfwörter und plebejische Wendungen der Gasse. In Wahrheit erniedrigt sich der Schimpfende zum Vater und zur Mutter des Tieres, das er in metaphorischen Wendungen den Kindern an den Kopf wirft. „Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück.“ Wie mancher „Esel“, wie manches „Schaf“ würde unausgesprochen bleiben, wenn man sich sagte: „Und du bist zu dem Schaf der Vater!“ Noch schlimmer wird's, wenn zu dem Schimpf noch Spott, Hohn und Kränkung tritt.

„Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht untersuchen. Jene dringt
Ins tiefe Mark und dieser reizt die Haut.
— — — — — — —
Doch ein gekränktes Herz erholt sich schwer.“

Man vermeide auch alle langen Strafpredigten. Meist genügt weniges, auch deshalb, damit man sich nicht in blinden Eifer hineinrede; kurz, bündig, ernst, wahr und mitten ins Herz treffend, immer ein Kernschuß! Nur keine langen Moralpredigten; das sind Platzpatronen! Sie sind auch meist ebenso langweilig und wirkungsarm wie der Mann, an den Faust die Worte richtete: „Sei er kein schellenlauter Thor! Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen, ist's nötig, Worten nachzujagen?“ Eine Ausnahme machen Fälle, bei denen es sich nicht um eine einfache Ordnungsstrafe, sondern um ein schweres sittliches Vergehen handelt. Unordnung dagegen, wir rechnen dazu auch alle die Schulvergehen wie Faulheit, Unaufmerksamkeit und Nachlässig-

keiten, soll scharf und kurz mit bloßem Hinweis auf das übertretene Gebot oder Verbot, auf die verletzte Ordnung gerügt werden. Hinzutreten muß aber bei sittlichen Vergehen Achtsamkeit der Eltern für die Zukunft, daß der Junge die falschen Bahnen verläßt. Hier soll nicht nur mit strafendem, sondern auch mit belehrendem Wort gerügt werden. Das Gemüt des Kindes muß im tiefsten Innern erschüttert und ergriffen, das Schamgefühl wach gerufen, das Gewissen gepackt, der Wille gestärkt werden. Der junge Sünder muß den Eindruck gewinnen, daß der Erzieher es trotz allem Tadel gut mit ihm meine, daß es sich um seinen inneren Frieden, um eine Lebens- und Glücksfrage handele. Der Vater muß zeigen, aus welchen Gründen das Vergehen sittlich verwerfbar ist, er muß die Ursachen klar legen, die zum Vergehen geführt haben, er muß auf Mittel hinweisen, wie das Kind in Zukunft solchen Verführungen aus dem Wege gehen kann. Besonders bei Vergehen gegen die Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Schamhaftigkeit wird so zu verfahren sein. Man thut in solchen Fällen am besten, mit dem Kinde allein zu sprechen und öffentliche Beschämung fern zu halten, damit in der Stille das Verhältnis der Freundschaft zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Kind fester begründet werde und der junge Sünder das Gefühl bekommt, daß seine Schwäche Halt und Stütze am Erzieher finde. — Bei allen solchen Worten und Zureden sind aber weitverbreitete Erziehungsfehler zu vermeiden. Man hänge seinen Auseinandersetzungen beileibe nicht die Schlußfrage nach der Wirkung an: „Siehst du nun ein, daß du Unrecht gethan hast?“ Sagt der Junge „ja“, so ist's noch immer fraglich, ob's in „Ja“ der Angst und der Verlegenheit oder ein „Ja“ der

Wahrheit ist. Sagt der Junge aber „nein", oder macht er in seiner Herzenshärtigkeit oder in jugendlichem Leichtsinn eine andere Bemerkung, zu der er durch die Frage sein gutes Menschenrecht hat, so kann man seine Arbeit von neuem beginnen. Und das ist bedenklich. Man sollte doch auch bedenken, daß solche sittlichen Einwirkungen nur Samen ausstreuen sollen und daß man nicht sofort auch die Frucht der Erkenntnis verlangen kann. Gut Ding will Weile, auch deshalb, weil Gottes Sonne und Gottes Regen auch in sittlichem Wachstum ihr gutes Recht haben. — Man vermeide ferner weinerliche und wehmütige Wendungen und Versicherungen und Beteuerungen der Liebe. Knaben wollen Männer vor sich sehen und starke Erziehung. Und was die Liebe bei der Bestrafung anbelangt, so thun wir gut, sie weder in Worten noch in Mienen zu verraten. Das Kind kann noch nicht so weit denken, kann noch nicht in unser Empfinden so tief hineinschauen, um die klare Erkenntnis zu gewinnen, daß wir nur aus Liebe zu seinem Besten, nur aus Wohlwollen ihm den Schmerz der Strafe anthun müssen; unsere Liebesversicherungen würden ihm nur als Heucheleien erscheinen oder als Widerspruch. Verstehen wir Erwachsenen doch auch das Bibelwort nicht immer: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er". Erst lange Lebenserfahrung und Lebensbetrachtung und der Glaube, daß unter den irdischen Werten des Lebens die unsterbliche Seele am höchsten einzuschätzen ist, läßt uns ahnen, welch' tiefe Wahrheit und Weisheit in dem Spruche liegt. — Auch Leidenschaft bleibe dem sittlichen Tadel fern; energisch und kraftvoll kann er trotzdem sein; Leidenschaft vermindert Ehrfurcht und zeigt uns nie von unserer besten Seite. Zorn, edlen Zorn, der aus der Tiefe

des beleidigten und empörten sittlichen Gefühls aufsteigt, soll man nicht scheuen. Je weniger das Kind Leidenschaftlichkeit am Erzieher gewohnt ist und je mehr auch der Zorn von Leidenschaft frei bleibt, um so stärker wird der Eindruck sein, wenn's einmal donnert und blitzt, wo die Luft gereinigt werden muß. — Ferner vermeide man Drohungen in erregter Stimmung, denen man im Ernstfall doch nicht die Ausführung folgen läßt. Eure Kinder wissen sehr bald, was sie von solchen Drohungen zu halten haben, und Ihr selber helft Euch ja mit solchen Drohungen doch nur hinweg über die Verlegenheit, die das richtige Mittel nicht zu finden weiß und zu oft sich auch gar nicht einmal die Mühe giebt, es zu finden. Und dann noch eins! Verlangt Ihr von Euren Kindern nach einem Vergehen Abbitte oder das Versprechen, „es nicht wieder thun zu wollen"? Thut Ihr's, so thut Ihr etwas von zweifelhafter Güte. Ihr zwingt unter Umständen das Kind zu einem Bekenntnis mit dem Munde, das kein Herzensbekenntnis ist. Bittet das Kind aus eigenem Antriebe um Verzeihung, dann ist's gut; sonst ist's vom Übel. Aber das Versprechen, es nicht wieder thun zu wollen, soll man nur sehr vorsichtig sich geben lassen. Denn ebenso, wie ein Kind noch nicht weit denken kann, kann es auch noch nicht weit wollen. Wollen möchte es wohl, aber das Fleisch ist noch zu schwach, vollbringen ist ihm noch schwer. Das Versprechen soll man deshalb stets nur auffassen als den besten Wunsch, in Zukunft sich zu bessern, wobei man dem Kinde nach besten Kräften behilflich sein mag. —

Soviel über die Strafen des Worts! Wir kommen zu den Strafen der That, die im Vorhergehenden schon hie und da gestreift sind.

Die mildesten, aber oft wirksamsten Strafen der That sind die sogenannten **natürlichen Strafen**, bei denen man den Sünder die Folgen seines unlauteren Handelns am eigenen Leibe und durch sein eigenes Thun verspüren, also durch Schaden klug werden läßt. Wer nicht hören will, muß fühlen! Gebranntes Kind scheut's Feuer! Wenn unser Benjamin nicht pünktlich beim Essen erscheint, nicht früh genug aufsteht, um mit uns beim ersten Frühstück zu sitzen, so nimmt die Magd am besten Teller und Tasse wieder mit fort, da ja keiner dahinter sitzt, der sie benutzt. Dann mag Benjamin in der Küche essen und trinken! Wenn er immer wieder und wieder seine Kleider zerreißt, wenn er tagtäglich über gewöhnliches Maß hinaus mit Löchern in den Kleidern erscheint, dann lasse man ihn damit herumlaufen zum Gespötte der Welt und seiner Kameraden. Wenn er sein Taschenmesser oder ähnliche Dinge immer wieder verliert, so lasse man ihn sehen, wie er sie wieder bekommt! Ist Benjamin nie fertig, wenn die Familie einen Ausflug macht, dann rege man sich nicht weiter auf, fahre ab und lasse ihn daheim. Man spiele überhaupt ihm gegenüber in solchen Fällen einmal recht den Gleichgültigen und antworte in aller Ruhe: „Das sind deine Sachen; sieh zu, wie du fertig wirst!" Hat man eine Frau zur Seite, die an demselben Strang zieht, so kann man des Erfolges sicher sein. Wehe aber dem armen Benjamin, wenn Großmütter, Tanten oder Affenmütter über den grausamen Vater lamentieren und schlecht machen, was dieser gut zu machen bemüht ist. Dann ist mit den natürlichen Strafen nichts zu machen.

Auch mit den sogenannten **Entziehungsstrafen** nicht, die Konsequenz und Unnachgiebigkeit voraussetzen. Ben-

jamin hat dieses oder das begangen, was Strafe verdient. Worte sind nicht anwendbar, weil sie wiederholt vergeblich waren. Dann entziehe man dem Jungen eine Speise, die er besonders gern hat, oder man nehme ihn nicht mit zu einem Vergnügen, an dem die ganze Familie teilnimmt, oder lasse ihn nicht zu seinen Kameraden, die sich zum Spiel oder zu gemeinsamer Freude verabredet haben, kurz, man mache ihm so oder so einen dicken und empfindlichen Strich durch seine Rechnung und sorge dafür, daß nicht irgend ein mitleidiges Familienmitglied die Strafwirkung verdirbt. Wir strafen uns ja, wenn wir ein Herz haben, in solchen Fällen nicht selten mit, indem wir uns selbst einen Strich durch unsere Rechnung machen. Aber das müssen wir in den Kauf nehmen. Bei guter Erziehung hilft eben Maulspitzen nicht, es muß gepfiffen werden!

Den Entziehungsstrafen nahe verwandt sind die Freiheitsstrafen, die man in Schulen Arrest zu nennen pflegt. Man sperrt eben den Jungen kürzere oder längere Zeit ein. Peinlich ist ja an dieser Strafe, daß unserm Benjamin die Freiheit der Bewegung genommen wird, daß er nicht mit seinen Kameraden zusammen kommen kann, daß er sich von aller Welt verlassen fühlt und daß ihm die Zeit unendlich lang und die Welt unendlich öde dünkt. Aber auch bei dieser Strafe soll man große Vorsicht üben. Kleine Kinder sperre man nicht zu lange ein, sonst verfallen sie auf allerhand Thorheiten, weil ihr Thätigkeitsdrang auf ein oder die andere Weise sich Luft machen muß. Wenn weiter nichts zur Verfügung steht, so malt Euch der jugendliche Arrestant mit dem Speichel seines Mundes und dem Finger Fratzen an die Tapete oder formt aus seinen Schuhen kleine Flotten oder

wer weiß was sonst noch. Ist aber der Junge phlegmatischen Temperaments, so legt er sich zum Schlaf des Gerechten selbst auf die platte Erde, wenn keine andere Unterlage vorhanden sein sollte. Und größere Jungen machen andere, aber größere Thorheiten, wenn sie eingesperrt und zum Nichtsthun verurteilt werden. Deshalb sorge man für angemessene Beschäftigung; zur Einsamkeit soll sich angestrengte Arbeit gesellen. Daß es Eltern giebt, die ihre Kinder zur Strafe ins Bett stecken, ist kaum glaublich, aber leider wahr. Besser kann man Kindern nicht den Begriff des „Faulbettes" klar machen und leichter sie nicht zu geschlechtlichen Verirrungen verleiten, als wenn man sie an hellem Tage in die Federn jagt. Ein „fideleres" und bequemeres Gefängnis ist wohl kaum zu finden. Es giebt aber eben keine Thorheit, die findige Erziehungssucht nicht entdeckte! —

Wir kommen zur körperlichen Züchtigung. Über ihre Anwendung sind die Ansichten in Schule und Haus sehr verschieden. Auf der einen Seite verwirft man die Verwendung der Rute und des Stockes ganz, auf der andern hält man Prügel für alles gut, will man alles einbläuen, selbst Kenntnisse, auch wenn der Junge noch so dumm ist. Am besten ist auch hier die goldene Mittelstraße. Wer wähnt, unsere Humanität, unser gebildetes Zeitalter, unsere hochentwickelten geistigen Anschauungen hätten sich zu einer Zartheit erhoben, die uns in keinem Falle mehr erlaube, an das rohe Mittel des Schlagens auch nur zu denken, dem erwidern wir mit gutem pädagogischem Gewissen, daß seine Humanität und seine ganze zarte Bildung nichts ist als eitel Schwäche, daß seine Liebe nicht kraftvoll und rein ist, weil sie weder die Folgen der in Liebe züchtigenden Erziehungskraft noch die

Folgen der jede Züchtigung meidenden Schwäche kennt. Es ist eine ganz falsche Empfindsamkeit, welche mit einem Schlage im Kinde die Würde des Menschen zu verletzen meint und den selbstbewußten erwachsenen Menschen mit dem kindisch-kindlichen verwechselt. Wer aber wähnt, Prügel seien ein Universalmittel für alle Fälle, dem ist zu entgegnen, daß die Haut von Prügeln nicht zarter und empfindlicher, sondern dicker und unempfindlicher wird, daß zu viel Prügel das Ehrgefühl abstumpfen und das Gemüt verschüchtern. Mit weiser Beschränkung soll man deshalb körperliche Züchtigungen anwenden. Vor allem bedenke man, daß geistige und sittliche Veredelung nicht eingeprügelt, sondern nur durch geistige und sittliche Mittel gewonnen werden kann. Daß aber für diese geistigen und sittlichen Einflüsse das Herz empfänglich werde, dazu sollen Prügel vorbereitend dienen; sie sollen die Thore des Herzens sprengen oder wie die Hacke den Boden lockern, damit die geistige Saat mit Erfolg ausgestreut werden kann. Wie man Saat aber am besten ausstreut in den ersten Frühlingstagen, so soll man auch in den ersten Lebensjahren die Rute nicht sparen. Je mehr man hier zur rechten Zeit an Prügeln austeilt, je weniger braucht man später dieses Mittel; je weniger Prügel Hänschen bekommt, um so mehr wird man in den meisten Fällen den Hans prügeln müssen. In zwei Fällen wird man Vorsicht bei körperlicher Züchtigung üben müssen. Man meide sie bei älteren Kindern. Ist das Kindische aus dem Kinde gewichen, kommt es ins reflektierende und nachdenkende Alter, wo das Ehrgefühl sich regt, so kann körperliche Züchtigung, weil sie als ein Gewaltakt empfunden wird, nur Roheit erzeugen. Eine Ohrfeige kann in diesen Jahren grimmige Erbitterung hervorrufen und Scenen her-

beiführen, die zu den unerquicklichsten in Schule und Haus gehören und die einen Riß zwischen dem Gestraften und dem Erzieher herbeiführen, an welchem dieser allein die Schuld trägt, weil er sich nicht rechtzeitig daran gewöhnt hat, daß das Kind erwachsen ist und wie ein Erwachsener behandelt werden sollte. Der andere Fall, in welchem Prügel unangebracht sind, wird dann eintreten, wenn es sich um einen dickfelligen Schlingel handelt, an dessen Empfindung Prügel spurlos vorübergehen. Was man hier thun soll, ist nicht ganz leicht zu sagen. In vielen Fällen wird man am besten die obenbezeichneten natürlichen Strafen wirken lassen. Außerdem thut man gut, den Ungezogenheiten des Bengels möglichst große Ruhe entgegenzustellen, sie scheinbar nicht zu beachten, zu thun, als ob sie uns völlig kalt ließen. Es ist eine ganz bekannte Erscheinung, daß Lümmel beachtet sein wollen. Geschieht es nicht, so ärgern sie sich und lümmeln sich gewissermaßen in sich selber aus.

Wir fassen unsere Erwägungen zusammen: Weise Mäßigung walte bei allen Strafen. Man sehe, daß man jegliche Strafe möglichst entbehrlich mache. Wer das Recht des Stärkeren in körperlichen Züchtigungen allzusehr geltend macht, bedenkt zu wenig, daß er als der geistig Stärkere durch Nachdenken bessere Wege finden könnte. Wo sich Strafen häufen, befindet sich etwas nicht in normalem Zustande. Meist liegt aber dieses „etwas“ nicht in dem ungezogenen Jungen, sondern in dem Erzieher, der sich die schwierige Aufgabe der Erziehung zu leicht macht mit seinem Universalmittel. —

Achtes Kapitel.

Über Anerkennung und Belohnungen.

Da das Dichten und Trachten des Menschen böse ist von Jugend auf, da menschliche Vergehungen und menschliches Irren, die Strafe verdienen, mannigfaltig und vielgestaltig sind, so mußte das Kapitel über Strafen größeren Umfang annehmen. Bei Anerkennung und Belohnung können wir uns kürzer fassen; denn das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach; deshalb wird auch Belohnung, Anerkennung und Lob in einfachen und wenig wechselnden Formen sich geben.

Man hat nicht immer so gedacht. Weichliche und philanthropische Zeiten haben durch eine Art „Bestechung von innen" die Thore des bösen Willens sich öffnen und durch Belohnungen wirken wollen. Weichliche und weibliche Erziehung thut das auch heutzutage noch; sie wirkt gern mit Zuckerbrot und vergißt gänzlich die Peitsche. Andere Zeiten und andere Erziehungsart schlagen ins andere Extrem um; sie wollen von Anerkennung, Lob und Lohn nichts wissen: Das Kind soll seine Pflicht um der Pflicht willen thun, und damit basta! Diese Rigoristen schießen ebenso am Ziel vor-

bei wie die Philanthropisten; die einen verhärten, die anderen verweichlichen. Auch hier möchte das Richtige in der Mitte liegen.

Beispiele aus dem Leben mögen den Beweis erbringen. Das Kind lernt gehen, es ist noch scheu und ängstlich und wagt nicht auszuschreiten. Die Mutter zeigt ihm irgend einen Leckerbissen als Preis des Kommens; das Kind vergißt die Scheu über dem Anblick und der Sehnsucht nach dem erfreulichen Genuß, schreitet mutig aus und lernt plötzlich das Gehen. That die Mutter hier etwas Unerlaubtes? — Ein Kind ist krank, es soll Arznei nehmen, deren bitterer Geschmack und widerwärtiger Geruch das Kind nicht ohne Grund anwidert. Das Kind kann aus purem Gehorsam sich überwinden, die Arznei zu nehmen; das ist ehrenvoll für Kind und für Erzieher und bringt Gewinn. Aber auch Kinder, die sonst aufs Wort gehorsam sind, leiden Schiffbruch mit ihrem Gehorsam an solchen Klippen. Einzusehen, daß seine Gesundheit dies Opfer verlangt, das vermag das kleine Kind noch nicht; es bleibt somit nur die physische Gewalt übrig, die dem Kinde die Nase zuhält und den Trank eingießt. Dieses letzte Mittel ist aber nicht ohne Bedenken; wir können dem Kinde durch die große Aufregung schaden. Wenn ich dem Kinde nun irgend ein Geschenk verspreche, wenn dieser Gegenreiz stärker ist als der Widerwille des Kindes, so daß es sich ermannt, die Arznei herzhaft einnimmt und nachher seines Preises, zugleich aber sicherlich auch des Gefühls, sich selbst überwunden zu haben, froh wird — habe ich da etwas Unpädagogisches gethan? Schwerlich! Denn es kommt hier nicht darauf an, daß das Kind die Handlung thut ihres sittlichen Wertes halber, sondern daß es überhaupt geschieht;

es ist nicht das Sittliche, nicht der Gehorsam Hauptzweck, sondern etwas Äußerliches: in solchen Fällen darf man ohne Bedenken dem jüngeren Kinde, das seiner noch nicht genug Herr ist, eine Belohnung als natürliches Gegengewicht zukommen lassen. Die Frau Rätin Goethe, die die Gespensterfurcht ihrer Kinder mit Pfirsichen heilte und sie so zum Alleinschlafen bewog, beging gewiß keine Erziehungssünde, zumal da ja auch Erziehungsthorheit Erwachsener die Gespensterfurcht in die Kinder gelegt hatte. Wenn aber ein Kind aus purem Eigensinn sich etwa nicht waschen oder kämmen lassen will, wenn es aus Eigensinn irgend einen Befehl nicht ausführt, dann ist es ein erzieherischer Fehler, solche Untugenden durch Geschenke und Versprechungen zu überwinden; denn eine Untugend — nämlich der Eigensinn — wird durch eine andere bekämpft; man treibt den Teufel aus durch Beelzebub, den obersten der Teufel, der nun seine Wohnung im Kindesgemüte nimmt. —

Ein anderes Beispiel: Ein Knabe hat seine Schularbeiten gemacht, die Stunde hat geschlagen, wo er mit seinen Kameraden nach erfüllter Pflicht spielen möchte, wir möchten ihn aber zu einer Verrichtung verwenden, die ihn von seinem Spiel abhält, wir legen ihm eine Entbehrung auf, die er schwer empfindet, aber ohne Murren auf sich nimmt. Ist es in solchem Falle nicht freundlich, ihm seine Entbehrung zu erleichtern durch irgend eine kleine Gabe der Anerkennung, anzuerkennen, daß der Knabe entschlossen Trieb gegen Trieb gesetzt hat und sich überwunden hat? Sobald aber der Junge Unwillen oder gar Widerspenstigkeit zeigt, dann darf man zur Überwindung keine Prämie aussetzen, denn in diesem Falle würden wir Gehorsam erkaufen.

Ein anderer Fall: Ein Junge lernt schwer; trotzdem bringt er es zu einer halbwegs befriedigenden Leistung. Sollen wir das nicht anerkennen, loben, vielleicht auch einmal belohnen? Es wäre hart, wenn wir es nicht thäten. Verkehrt aber würde es sein, wenn wir den Faulen zum Fleiß anspornen wollten durch Aussicht auf Belohnungen; ebenso verkehrt würde es sein, wenn wir einen begabten Jungen, dem es leicht wird, beständig loben wollten wegen seiner guten Leistungen, die doch nicht lediglich eigenes Verdienst sind, sondern eine Folge guter Gaben, die er als ein Erbteil, für das er dankbar sein soll, mit auf den Lebensweg bekommen hat. Doch sollen wir ja nicht zu geizig mit Anerkennung sein, wenn in dem frühesten Lebensalter oder in späteren Jahren, wo allerhand körperliche Mißstimmungen und Hindernisse hie und da dem geistigen Streben sich in den Weg legen, guter Wille gezeigt wird. Das Machtwort des Erziehers wird hier ja gewiß seine guten Dienste thun, indem es manchmal wie ein Gewittersturm die schwüle Luft entfernt, die auf dem Knaben lastet; aber auch mildere Worte, freundliche Anerkennung, selbst Belohnungen dürfen wir hier anwenden, um gegen natürliche, körperlich bedingte Erschlaffung und physische Schwere ein geeignetes Gegengewicht zu gewinnen. Es sollen ja das alles nur Arzneimittel sein und wie diese nur ausnahmsweise und nicht täglich in Anwendung kommen. —

Belohnungen sind also so wenig an sich etwas Bedenkliches, als ein Messer an sich etwas Schlimmes ist. Beide kann man sehr nützlich verwenden; aber man kann beide auch mißbrauchen, so wie alles in der Welt. Wir müssen vor allem stets darauf achten, daß Belohnungen nur

als Folge, nur als erfreuende Beigabe, niemals als Zweck der Pflichterfüllung erscheinen. Man soll deshalb niemals eine nach Recht und Pflicht zu fordernde Leistung dadurch hervorrufen, daß man eine Belohnung in Aussicht stellt. Dann soll man Belohnungen nicht zu häufig anwenden und auch einmal unterlassen, damit der Junge sie nicht als stete Folge seines Gehorsams und gewissermaßen als ein Recht für sich in Anspruch nimmt und damit ja nicht Erschlaffung und Nachlässigkeit eintritt, sobald die gewohnte Belohnung einmal ausbleibt. Allüberall muß die natürliche Belohnung das eigene Pflichtbewußtsein bleiben; dieses ist die Hauptsache, alle Belohnungen sind nur Beiwerk und freundlicher Schmuck, der das Leben verschönt, ohne den man aber recht gut fertig werden kann und muß. Zu leicht aber werden Kinder verleitet, das Gute zu thun, nicht weil es Pflicht ist, sondern weil es Lohn bringt. Man soll aber seine Kinder nicht zu moralischen Kalkulanten machen, die nichts unbezahlt thun.

Zweck aller Erziehung ist ja Zurückdrängung des unberechtigten Egoismus; unverständig ausgeteilte Belohnungen aber bewirken das Gegenteil. Sie verstärken leicht unlautere Regungen und machen Fleiß und Streben zum Produkt der Lohnsucht und Eitelkeit. Verständig verliehene Belohnungen ermuntern den Willen und stärken das Pflichtgefühl, sie erkaufen sie aber nicht; sie bewirken, daß die Äußerungen belohnenden Wohlgefallens den Jungen nicht zu selbstgefälligem Wesen verleiten, sondern seine Selbsterkenntnis stärken und seine schöne Bescheidenheit ihm erhalten und bewahren.

Neuntes Kapitel.

Benjamin lügt.

„Benjamin hat Dich angelogen! Mit Schrecken hast Du das erkannt; die Erkenntnis macht Dich unglücklich, trostlos, Deine Erziehungsruhe ist hin, Dein Herz schwer; Benjamin ist Dir nicht mehr so lieb wie ehedem; es ist etwas zwischen ihm und Dir, was früher nicht war; Du glaubst nicht mehr recht an seine gute Zukunft.“ — So traurig die erste grobe Lüge ist, wir sollen doch nicht sofort verzagen, sollen den guten Mut nicht sinken lassen; um das zu können, thun wir gut, uns klar zu machen, wie es denn eigentlich mit Lüge und Wahrheit in der Welt, auch in der Welt, in welcher unser Benjamin sich bewegt, steht. —

Da ist es nun zunächst ganz unleugbar, daß wir fast in keiner sittlichen Forderung so streng, so rigoros, so rücksichtslos sind als in der Forderung nach Wahrheit. Wir nehmen es sehr übel, wenn wir belogen oder betrogen werden; wir werden sehr empfindlich berührt, wenn auch nur im geringsten unsere Wahrhaftigkeit angezweifelt wird; wir sind in keinem Punkte der Erziehung sorgsamer und peinlicher, soweit es sich um die Theorie, soweit es sich um Prinzipien

und Grundsätze handelt. Auch unsern Benjamin stellen wir unter diese strengen Prinzipien, und zwar mit Recht! — Wie sieht's nun aber in der Welt aus, in die doch auch Benjamin hineinschaut? In keinem Punkte pflegen wir da nachsichtiger und milder gegen uns zu sein; nichts erlauben wir uns da leichter als ein Abweichen von strenger Wahrhaftigkeit in feiner oder grober Weise; nichts entschuldigen wir da so leicht und so gern als die vielen Not- und Verlegenheitslügen, die wir aus diesem oder jenem Grunde im Drange des Lebens haben gebrauchen müssen; kurz, theoretisch feste Überzeugung von der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der Wahrheit und von dem hohen Werte derselben, und doch setzen wir uns über keine Notwendigkeit im Drange des Lebens so rasch hinweg als über die schlichte Wahrhaftigkeit; kein Wert ist prinzipiell so hoch eingeschätzt wie die Wahrheit, kein Wert verfällt aber so rasch und so oft der Wertlosigkeit wie die Wahrheit, sobald sie in bare Münze umgesetzt wird. Ich will hier nicht eingehen auf Lebenserscheinungen, die dem Gesichtskreise unseres Benjamin noch fern liegen, auf Wahrheit und Heuchelei in kirchlichem und religiösem Leben unserer Zeit, auf Sonntagsfrömmigkeit und -heiligung und Alltagssünde, auf Zungenbekenntnis und Herzensüberzeugung, nicht eingehen auf Augen- und Liebedienerei im amtlichen und staatlichen Leben, auf den Byzantinismus in den oberen und unteren Regionen, auf das unwahre Treiben der politischen Parteien, die Entenzucht der Presse, auf den Schwindel des geschäftlichen Lebens im großen und kleinen; das alles kommt noch nicht nahe genug an unsern Benjamin heran, aber es macht doch die Luft aus, in der wir atmen und der auch

unsere Kinder sich nicht ganz entziehen können. Wie aber steht's mit der Atmosphäre, der Benjamin tagtäglich seine Lebensluft entnimmt? Wie unerfreulich ist doch das Bild der gesellschaftlichen Welt, in der man sich gegenseitig nach bestem Wissen und nach besten Kräften anlügt! Wie viel Formen und Formeln, die grobe Unwahrhaftigkeit enthalten! Ich spreche nicht von den konventionellen Redensarten, bei denen sich Geber und Empfänger herzlich wenig oder gar nichts denken, die ohne Bedeutung sind und so auch genommen werden, als da sind: gehorsamer Diener, gnädige Frau, ergebenst, in hochachtungsvoller Verehrung, in ausgezeichneter Hochachtung u. s. w. Das alles ist im Verkehr abgeschliffene Scheidemünze, der man weder Silber- noch Goldwert beilegt. Aber andere Dinge giebt es, denen man geradezu unwahre Form giebt, z. B. das Nichtzuhausesein, wenn man nicht zu sprechen ist oder wenn man niemanden zu empfangen wünscht; die übertriebene Versicherung, daß uns dieser oder jener Besuch außerordentlich angenehm sei, wenn man im Grunde seines Herzens den Betreffenden dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst, und die feste Versicherung, der Besuchende störe nicht im allergeringsten, wenn man ganz erheblich gestört wird. Rechnen wir dazu die Unterhaltungslüge, die gebraucht wird, um sich oder sonst etwas interessant zu machen; besonders die zahlreichen Übertreibungen, pikanten Zusätze und Erfindungen, den Klatsch mit seinen Vermutungen, denen jede reelle und thatsächliche Unterlage fehlt, dazu die Schmähsucht und Verleumderei im gesellschaftlichen Verkehr, die Neuigkeitsträgerei, die dem lieben Nachbar ins Fenster schaut und, was sie aus der Ferne als unbestimmte Beobachtungsobjekte gesehen, nun als ganz bestimmt ausge-

prägte Beobachtungsresultate leichtfertig weiter kolportiert, so können wir nicht gerade sagen, daß der „gute Ton“ der „guten“ Gesellschaft auch ein sehr wahrer Ton ist. Diesen Ton hört nun unser Benjamin tagtäglich. Und da wundern wir uns, wenn auch er beeinflußt wird, wenn auch er einmal lügt, wie die Welt um ihn herum? Wir sollten nicht zu hartherzig sein, sondern milde, nicht etwa in der Beurteilung der Lüge überhaupt, sondern in der Beurteilung des jugendlichen Verbrechers. Denn das wollen wir doch unserer ganzen Erörterung voraussstellen, daß wir als eins der wichtigsten sittlichen Gesetze das Gesetz der Wahrheitsliebe ansehen. Ein jeder sittlich angelegte Mensch soll sich selber verachten, wenn er lügt; wir thun Menschenunwürdiges, wir werden zur Maske, wir erniedrigen und beflecken uns, wenn wir mit dem Geiste der Unwahrhaftigkeit irgendwelche Gemeinschaft machen, wir vergehen uns an unsern Mitmenschen, wenn wir sie belügen und irreführen; wir untergraben und unterminieren mit jeder Unwahrheit einen Teil des Fundaments, auf welchem die sittliche Weltordnung basiert. So schroff wir also uns prinzipiell stellen, so milde sollen wir sein bei der Erziehung zur Wahrhaftigkeit: fortiter in re, suaviter in modo! Stark in der That, milde in der Art! —

Und da möchte es am angemessensten sein, die Hauptpunkte dieser Erziehungsaufgabe herauszugreifen und zwar gerade solche, welche für den täglichen Hausbedarf als die wichtigsten erscheinen dürften. Man beginnt eine solche Erörterung am besten nicht mit Ach und Weh über den verdorbenen Benjamin, der gelogen hat, und nicht mit Jammer und Klage über die Lüge als ein außerordentliches Unglück,

das man unter Ausnahmebehandlung stellen müsse. Die Lüge ist eben eine Krankheit, unsern Kindern angeboren oder angeflogen aus der Luft, in der sie leben. Wie erbärmlich schlecht diese Luft beschaffen ist, haben wir gesehen. Wie nun der Arzt keine Wehklagen anstimmt darüber, daß Menschen krank seien, so sollten auch wir keine Jeremiaden ausstoßen, daß Kinder lügen. Wir sind dazu da, um das zu verhüten, und nur dann haben wir ein Recht, sittlich entrüstet zu werden, wenn die Krankheit der Lüge eine bewußt verschuldete, gleichsam gewollte ist, wenn mit Absicht und mit vollem Bewußtsein gelogen wird, ebenso wie der Arzt das gute Recht hat, seine Patienten ernstlich zu vermahnen oder ihnen den Laufpaß zu geben, wenn sie aus Eigensinn und durch eigenwillige Maßregeln Krankheiten festhalten, gegen die er anzukämpfen bemüht ist. — Die erste, früheste und unschuldigste Art des Lügens ist die Phantasielüge, die man auch Wortlüge nennen kann. Jean Paul hat diese schön motiviert, wenn er sagt: „In den ersten fünf Jahren sagen unsere Kinder kein wahres Wort und kein lügendes; sondern sie reden nur. Ihr Reden ist ein lautes Denken; da aber oft die eine Hälfte des Gedankens ein Ja, die andere ein Nein ist und ihnen (ungleich uns) beide entfahren, so scheinen sie zu lügen, indem sie bloß mit sich reden. Ferner: sie spielen gern mit der ihnen neuen Kunst der Rede; so sprechen sie oft Unsinn, nur um ihrer eigenen Sprachkunde zuzuhören." Die Phantasie ist hier noch zu mächtig. Schon im zweiten Lebensjahre, häufiger noch in den folgenden tritt das Kind in ungemein phantasievolle Beziehung zu seiner ganzen Umgebung, zur lebendigen und zur leblosen. Es trinkt behaglich aus leerem Becher, ißt aus leerer Schüssel

und teilt uns freundlich davon mit. Es füttert Vögel, wo keine sind, wird aufgeregt, traurig oder gar erzürnt, wenn wir über die Stelle gehen, wo seine vermeintlichen Vögel sitzen, und diese verscheuchen. Ein Stiefelknecht, eine Fußbank, ein Stock, ein Klotz wird ihm zum lebenden Wesen, zum Pferd, auf dem es reitet, zur Puppe, die es in Schlaf singt. Auch in anderer Beziehung ist die Phantasie noch übermächtig. Bloß innerlich gebildete Vorstellungen werden von Kindern für Wahrnehmungen wirklicher Gegenstände gehalten. So erzählt der Philosoph und Arzt Joh. Benj. Erhard von sich, daß er bis in sein viertes Jahr sehr häufig die Erinnerungen seiner Träume als Erinnerungen wirklicher Begebenheiten vorgebracht habe. Es sei darüber bisweilen zwischen ihm und seinen Eltern zu einem lebhaften Streite gekommen, indem er behauptet habe, daß gewisse Personen sie besucht oder gewisse Dinge vorgefallen seien, wovon er doch nur geträumt hatte. Ähnlich wird von einem anderen Kinde berichtet, daß es seine Träume anfangs nicht als Träume erkannte, sondern beim Erwachen als wirkliche Begebnisse erzählte, indem es zwischen Wachen und Träumen erst später einen Unterschied machen lernte. Auch schieben sich bei Kindern in den ersten Lebensjahren zwischen die Erinnerungen teilweise frische Einbildungsvorstellungen, besonders in der Zeit erwachender Selbstthätigkeit und wachsender Sprachfertigkeit. Lebhafte Kinder können dann nichts erzählen, ohne irgendwie zu vergrößern, zu verschönern, auszuschmücken, zu übertreiben. Man hüte sich hier sofort auf Unwahrheit und Lüge zu schließen; es liegt hier meist keine Lüge vor, sondern Irrtum, absichtslose Verwechslung und ungewollte Verschiebung. Man sieht aber, daß die Phantasie

leicht eine bedenkliche Macht werden kann, daß sie die Neigung erzeugen kann, ihre Gebilde mehr oder minder bewußt und absichtlich als Realitäten, als Wirklichkeit unterzuschieben. So lange das unbewußt kindlich bleibt, so lange es ein erkennbares Spiel der Phantasie ist, mag es allenfalls als erlaubt gelten. Artet es aber aus, läßt dieses Spiel die Achtung vor der Wahrheit nicht recht aufkommen, übt es gar in dem Kinde die Fertigkeit der Verstockung, fördert es verblümtes und verlogenes Wesen und Umgehung der Wahrheit, dann sei man auf seiner Hut, dann überwache man das Kind sorgsam, ohne roh zuzufassen; vor allem hüte man sich, Böswilligkeit anzunehmen, wo in Wahrheit eine einseitige Geisteskraft übersprudelt, die allmählich mit den andern in ein gewisses Gleichgewicht sich setzen muß. Die Zeit, wo diese überwachende und zurückhaltende Thätigkeit mehr noch als vorher einsetzen muß, wird im allgemeinen das fünfte Lebensjahr sein. Vor allem aber hüte man sich in allen Fällen vor dem Bewundern und Bewundernlassen, vor Onkeln, Tanten und Kaffeevisiten; man lasse die lebhafte Kinderphantasie still ihres Weges ziehen; aber leider bewundert die Affenliebe in viel zu umfassendem Maße womöglich noch über das fünfte Jahr hinaus, wo doch auch schon einiger Menschenverstand im Kinde wachsen soll; man preist das Spiel der Phantasie als Genialität und Geistesreichtum, während es im Grunde nur einseitige Geistesentwicklung, also ein gewisser Defekt, eine Art von Armut ist.

Eine andere Art von Lüge ist die Angstlüge. Das sittliche Bewußtsein der Kinder ist noch nicht so weit ausgebildet und gekräftigt, daß es in den Verlegenheiten, welche aus mancherlei Konflikten des Kindeslebens hervorgehen, die

zahlreich auftauchen mit dem schulpflichtigen Alter, immer mit der nötigen Wirksamkeit hervortreten kann; und da des Kindes natürlicher Egoismus es noch zu keiner klaren Erkenntnis seiner Rechte und Pflichten kommen läßt, so sind diese Konflikte häufiger, zumal da die Welt, in die das Kind hinausgestoßen wird, sehr selten seinem Geschmack und seinen Wünschen entspricht und da vor allem die Schule ihm einen Zwang auferlegt, dessen Berechtigung es nicht einzusehen und nicht zu würdigen vermag. Die Mittel, die gegen diese Art von Lüge anzuwenden sind, ergeben sich aus der Sache selber. Wer Verlegenheitslüge, wer Angstlüge vermeiden will, der setze schwache Gemüter nicht in Verlegenheit und versetze sie nicht in Angst. Weiß ein Kind, daß es um die in Abwesenheit der Eltern zerschlagene Fensterscheibe oder um zerbrochenes Spielzeug bis aufs Blut gezüchtigt wird, so glaubt es sich im Stande der Notwehr, wenn es die Thäterschaft ableugnet. Der Knabe, der wegen einer ungenügenden Klassenarbeit einen Sturm der Entrüstung im Hause entfacht, als hätte er gestohlen oder sonst ein gemeines Verbrechen begangen, wird die Sache verheimlichen. Der kleine Sünder, der schon durch die ganze Art, durch den Spektakel und die Inquisitionsmiene, die Vater, Mutter oder andere Erzieher aufsetzen, ehe die Sache dazu berechtigt, in namenlose Angst versetzt wird, bleibt nicht mehr Herr über sich selbst, schwitzt Angst, die Lüge erzeugen muß. Lieblose Behandlung und übermäßige Strenge erzeugen Verlegenheit, Angst und unwahrhaftigen Sinn. „Der Drohblick des Erziehers treibt ins Sündengarn der Lüge" ist ein Wort voll tiefer Wahrheit. Da lobe ich mir eher Gottfried Kellers Frau Regel Amrain. Wenn ihr Jüngster, ihr Fritzchen, eine derbe Lüge

vorbrachte, so sagte Frau Regel einfach, indem sie ihn groß ansah: „Was soll denn das heißen, du Affe? Warum lügst du solche Dummheiten? Glaubst du die großen Leute zum Narren halten zu können? Sei du froh, wenn dich niemand anlügt, und laß dergleichen Späße!“ Auch von englischer Erziehung könnten wir lernen, die die Lüge nicht wie die deutsche pennalistische Erziehung erzeugt. Dort hält Kraftgefühl und Mut, Selbständigkeit und Selbstvertrauen die Lüge fern und lockt die Wahrheit herbei. Man mache also die Bahn zur Wahrheit und Ehrlichkeit frei, indem man keine Verlegenheits- und Angsthindernisse darauf legt; dann aber mache man durch ruhiges Zureden immer wieder und wieder Mut zur Wahrhaftigkeit, den man stärken wird, wenn man widerwärtiges Nachtragen unterwegs läßt, das abgethane Fehltritte immer wieder vorhält. Und sollte unser Benjamin eine Notlüge gebrauchen, um eine begangene und vergangene Sünde zu vertuschen, so zeige man ihm mit ernsten, aber liebevollen Worten, daß die Sache deswegen nicht ungeschehen sei, und mache ihm klar, daß er sich besser befindet, wenn er offen und ehrlich einen begangenen Fehler eingesteht. Nur keine Strafprozesse aufbauen, sondern die Lüge immer so behandeln, daß er das Zwecklose, Kleinliche und Feige des Sichherauslügens bald fühlt und zu stolz wird zu lügen. —

So milde man sich auch immer verhalten mag gegenüber den Phantasie- und Wortlügen, Angst- und Verlegenheitslügen, so rücksichtslos soll man sich stellen zu Verstandes-, Trotz- und Gewohnheitslügen. Jedes Kind kommt einmal in die Lage, wo seinem beschränkten Gesichtskreise eine Lüge als vorteilhaft erscheinen muß. Je besser

ihm die erste Lüge glückt, desto größer wird die Versuchung und die Fertigkeit zur zweiten und zur dritten und so fort. Ist das Lügen erst zur Gewohnheit geworden, so hat sich das Herz des Kindes allmählich in ein Netz eingesponnen, das dem Auge des Erziehers immer undurchdringlicher, das für das Kind aber immer bindender wird. Besonders im Flegelalter, in den Jahren, wo das Kind zum Jüngling wird, kommt dieses Laster zur Entwicklung; denn die Verführung ist hier am größten; dem Knaben sind Verbote und Gebote besonders hinderlich, weil sein Selbständigkeitsgefühl zu wachsen beginnt; die Gebote erscheinen ihm als recht unbequeme Zumutungen, zu deren Abwehr sich ihm die Lüge als willkommener Bundesgenosse zur Verfügung stellt. Zugleich ist auch der Verstand entwickelter, so daß er die Waffen der Lüge geschickt zu führen weiß. Hier helfen nur die kräftigsten Eingriffe durch harte Strafen, die genaueste Überwachung, die größte Klugheit des Erziehers, um dem Sünder hinter seine Schliche zu kommen. Als Gegenmittel empfiehlt hier Philosoph und Dichter dasselbe Medikament; der Engländer Locke hält Prügel für das beste und wirksamste Mittel, und ein deutscher Dichter sagt:

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben;
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben;
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben.
Und doch singt Mirza Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben.

Heilen wir diese gewohnheitsmäßigen Lügner nicht durch Kraftmittel, so geben wir sie unseliger Zukunft preis. An solchen Sündern aus ärmeren Kreisen bewahrheitet sich bald das Wort: „Wer lügt, der stiehlt auch.“ Gehört er wohlhabenderen Kreisen an, so gesellt er sich sicherlich solchem Thun und Treiben über kurz oder lang zu, das jeden anständig denkenden Menschen mit einiger Scheu vor ihm erfüllt und das ihn schließlich so oder so in die Brüche führt, wenn er auch des Schutzes wegen, den seine soziale Stellung ihm ungerechterweise verleiht, vor dem Strafrichter noch vorbeikommt. — Bei diesen Hauptarten des Lügens sind bereits einige Mittel angedeutet, die wir gegen das Lügen anwenden können. Es giebt aber deren noch mehrere. Das beste Vorbeugungsmittel gegen die Lüge ist das gute Beispiel. Unser Familienleben, die kleine Welt unseres Hauses, muß das Bild eines sittlichen Organismus sein, wie es die große Welt da draußen nicht ist; hier im Hause vor allem muß Wahrheit die Atmosphäre sein, in welcher das Kind atmet. Wenn aber hier das Kind allerlei hört und sieht, was nicht wahrhaftig ist, dann baut man der Lüge vor, man beugt ihr nicht vor. Wenn die Mutter alle Augenblicke sagt: „Daß nur ja nicht der Vater etwas davon erfährt,“ wenn man Personen überaus liebenswürdig empfängt, über die man kurz zuvor in Gegenwart des Kindes gelästert hat, wenn erwachsene Hausgenossen vor einander ihre heimlichen Wege gehen und alles Mögliche einander weismachen, dann weht keine gesunde Luft, die der Wahrheit und Wahrheitsliebe gut thut. Man wird es ja gar nicht vermeiden können, daß unsere Kinder mit den konventionellen Lügen und Halbwahrheiten in Berührung kommen. Aber früh-

zeitig soll man die Empfindung bei ihnen schärfen, daß man nicht grob dreinfahren kann, wo der sogenannte gute Ton feinere Formen geschaffen, daß man sich in einer Art von Notwehr befindet gegen Dummheit und Empfindlichkeit, daß man aber die Verpflichtung hat, das unselige Sprichwort von dem „mit den Wölfen heulen" sich selber möglichst vom Leibe zu halten.

Zu den vorbeugenden Mitteln gegen die Lüge gehört auch eine maßvolle Erziehung. An manchen Stellen wird aber zuviel erzogen, zuviel gefordert und vor allem zuviel gefragt. Man schiebt den Kindern geradezu Lügen zu. Man soll keinen Menschen in Versuchung führen, am allerwenigsten seine eigenen Kinder. Man erspare ihnen durch die Art, wie man fragt, solche Versuchungen. Weiß man z. B. mit Gewißheit, daß das Kind etwas Unrechtes begangen, so frage man nicht, als sei man noch ungewiß oder als sei die Sache etwas Unerhörtes, was man seinem Kinde nicht zutrauen könne. Man spricht besser die Beschuldigung geradezu so bestimmt aus, daß jeder Ausweg abgeschnitten ist. Man verlange ferner keine zu schnellen Antworten, wenn man fürchten muß, daß das Kind bloß aus Mangel an ruhiger Überlegung lügen werde, während es, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, der Wahrheit treu geblieben wäre. Wo man aber mit voller Bestimmtheit eine Lüge erwarten kann (d. h. die erste Lüge), da frage man lieber gar nicht, sondern lasse die Sache ungerügt hingehen. So lange als möglich sollen wir das Kind in dem Glauben erhalten, daß zwischen ihm und uns kein Irrtum, keine Unwahrhaftigkeit sich einschieben kann. Nichts ist — es sei einmal herausgesagt — widerwärtiger als Väter oder Lehrer, die mutwillig in Bezug aufs

Lügen Proben, gefährliche Proben mit Kindern anstellen. Das ist lieblos und dumm obendrein. Je mehr Kinder gefragt werden, um so mehr lügen sie. Man nehme ihnen lieber die Gelegenheit zu lügen und übe sie in der guten Gewohnheit, weniges der Wahrheit gemäß zu sagen. Wir sind heutzutage oft gar zu geschäftig, zu hastig, zu nervös in der Erziehung. Das soll alles elektrisch gehen; auch Klugheit und Tugendhaftigkeit soll recht bald fix und fertig sein, soll rasch kommen, die Kinder sollen auf der Schnell- und Zwangsbleiche innerlich fertig gemacht werden; deshalb wird auch so viel dem natürlichen Entwicklungsgange nachgeholfen durch beständiges Ermahnen, unablässiges Strafen, Inquirieren und Lamentieren. Dadurch wird mancher armselige kleine Schächer irre an sich und seinem Erzieher und weiß zuletzt nicht mehr ein und aus, weiß nicht mehr, was er soll und will; und da er nicht alles faßt, was er soll, und nicht so rasch faßt, als es dem nervösen Erzieher beliebt, kommt er aus lauter Not und Seelenangst ins Gewebe der Lüge. Schlimm ist's auch, wenn man in jedem Versehen des Kindes ein Verbrechen an Gott sieht und ihm die Folgen seines Thuns in allen Glutfarben der Hölle ausmalt. Das Kind hat meist ein feines Gefühl für die Übertriebenheit und Ungerechtigkeit solcher Behandlung, und es verliert den Glauben an die Autorität seines Erziehers. Man thäte besser, einmal ein Auge zuzudrücken, wo es sich um etwas handelt, was nicht gar so strafwürdig ist, und die Sache allmählich so zu lenken, daß das Kind aus den Folgen seines Vergehens selber heilsame Lehren zieht. Das ist besonders wertvoll bei der ersten, zaghaften Lüge. In dem Zagen des Kindes liegt schon ein Stück Reue. Man decke des-

halb die Lüge nicht auf, sondern lasse die Reue still wirken. Das Kind ist sich ja bewußt, von der Wahrheit abgewichen zu sein; dieses Bewußtsein mag man auch einmal seiner eigenen Kraft überlassen und diese Kraft stärken, wo und wie man kann.

Selbstverständlich sollen wir auch von unsern Kindern keine Lügen verlangen. Das thut man aber, wenn man vom Kinde Abbitten fordert, wo es Recht zu haben glaubt, wenn man Erklärungen der Zuneigung und Liebe fordert, wo das Gegenteil empfunden wird, wenn man Höflichkeitsbezeugungen Kindern zumutet, wo sie eigentlich nur Höflichkeitsgrimassen liefern können. Zur Unwahrheit erzieht man heutzutage mehr als sonst, wenn man die Anwendung gewisser konventioneller Höflichkeitsformen, die Erwachsene nicht verletzen sollen, zu frühe dem Kinde, dem das Verständnis dafür noch fehlt, aufzwingt. Ein Kind soll bitten, danken und Tageszeit bieten. Das ist kindlich und ist genug; was darüber ist, ist vom Übel, und natürliche Kinder sträuben sich auch gegen weitere konventionelle Zumutungen. Wenn ein dummer Junge, der kaum allein denken kann und eben gelernt hat, sich allein zu waschen und zu kämmen, mit Verbeugungen, Glacéhandschuhen und einem Überschwang konventioneller Redewendungen einherfährt, so kann man ihn doch nur als frühreife zweibeinige Phrase bemitleiden. Denn alles Frühreife trägt die Unwahrheit der äußerlichen Reife bei innerer Unreife in sich; und Phrasen sind meist in Bezug auf innere Wahrheit nicht ganz waschecht. Also hinweg mit solchem Lügenvorschub! Es ist aber unglaublich, was an unsinniger Erziehung auf diesem Gebiete geleistet wird. Ich habe schon Väter gesehen, die von ihren Kindern Dank für

auferlegte Strafen forderten, und habe das schlichtweg als rohe Barbarei und Tyrannei empfunden. Denn das Kind muß doch recht lange gelebt und viel erfahren haben, ehe es in empfangenen Strafen die Berechtigung erkennen und aufrichtigen Dank dafür abstatten kann. Solange es kindlich denkt, fühlt es den Schmerz; und das ist gut so; „die Schmerzen sind's, die ich zu Hilfe rufe; denn es sind Freunde, Gutes raten sie". —

Das am positivsten vorbeugende Mittel, die Sonne, in deren Strahlen Wahrheit vor allem gedeiht und wächst, ist das Vertrauensverhältnis zwischen dem Erzieher und dem erziehungsbedürftigen Kinde. Das Mißtrauen, das überall Schlechtigkeit sieht, wo keine ist, fördert in bedenklichem Maße die Unwahrhaftigkeit. Wer keinem glaubt, überall Lüge und Unwahrheit wittert, nirgendwo an reelle Bedienung glaubt, auch wenn ihm Ehrliches geboten wird, darf sich nicht wundern, wenn der Teufel der Unredlichkeit und Unwahrhaftigkeit, der beständig an die Wand gemalt wird, sich schließlich verpflichtet fühlt, zu erscheinen und wenn das Kind sich für berechtigt hält, dem Argwohn die Lüge nachzuliefern. Es ist eine Erfahrung, die man täglich machen kann, daß dasselbe Kind, das dem Argwöhnischen gegenüber lügt, demjenigen, der ihm schlichtes Vertrauen schenkt, in den meisten Fällen auch schlicht die Wahrheit sagt. Das noblesse oblige liegt auch schon in jungen Menschenkindern, und man sollte es im Interesse der Wahrheit ausnutzen, wo man nur immer kann.

Doch nicht nur Vorbeugungsmaßregeln, nicht nur diätetische Mittel soll man gegen die Lüge anwenden, sondern auch eigentlich heilende, deren Zweck es ist, das vorhandene Übel zu entfernen. Dazu gehören Strafmittel aller

Art, die je nach dem Alter des Kindes verschieden zu wählen sind, z. B. körperliche Züchtigungen, Freiheitsbeschränkungen und Entziehungen von Vergünstigungen, die man ordentlichen Kindern ohne Bedenken gewährt; dazu gehört vor allem ein Mittel, das schon gestreift ist, nämlich den Lügner sich durch seine Lüge selber strafen zu lassen, damit er durch Schaden klug werde. Man lasse ihn erkennen, daß er durch seine Lüge nicht andere, sondern sich selber belogen hat, daß ihm seine Lüge nichts geholfen, sondern geschadet hat, daß er, der seiner Meinung nach klug und listig zu Werke gegangen ist, doch im Grunde recht dumm gewesen ist; vor allem aber führe man ihm zu Gemüte, wie feige er doch gewesen ist, da er aus vermeintlich sicherem Hinterhalt auf unser Vertrauen ein Attentat und einen Angriff begangen, daß er mit unsauberen Waffen gekämpft, während es einem Mutigen doch zukomme, mit offenem Visiere sich zu zeigen. Der Appell an den Mut und das Ehrgefühl wird auf die Dauer seine Wirkung nicht verfehlen. Leider sind ja bei uns zu Lande die Ehrbegriffe etwas verwirrt; man prahlt vielfach mit etwas, was nicht vorhanden ist. Ich will nicht davon sprechen, daß die Schule in Bezug auf die Wahrheit von jung und alt vielfach für vogelfrei erklärt wird, daß sie von Eltern und mit Hilfe der Eltern einfach angelogen und getäuscht wird und daß solche unnobeln Machinationen am Stammtische von deutschen Philistern als Heldenthaten gepriesen werden; aber darauf möchte ich doch hinweisen, wie unser studentisches Leben gerade im Punkte der Wahrheit und echten Ehre vielfach krankt. Derselbe Student, der maßlos empfindlich ist im Punkte seiner Ehre, wenn ein Kommilitone ihn auf dem Bürgersteig anrempelt, hält es

mit seiner Ehre vereinbar, seinen „Alten“ anzulügen und zu täuschen, weil er nicht den Mut hat, die Wahrheit zu sagen. Im englischen Leben würde man so etwas nicht verstehen, weil die Wahrheit und der Mut der Wahrheit dort als die vorzüglichste Tugend eines edel denkenden Mannes, eines Gentlemans, angesehen wird. Unsre deutsche Sprache hat deshalb bis heute noch keine treffende Übersetzung dieses Wortes gefunden. Man sollte gerade nach dieser Seite hin in der ganzen Erziehung feinfühliger werden; unsre Jugend ist von Haus aus nicht unempfänglich für schlichte Wahrhaftigkeit; nur falsch verstandener esprit de corps, nur stumpfsinnige Herdenmeinung lenkt sie vom Wege ab und vergiftet den Studenten, daß er als Mann im Amt und als Familienvater an etwas roher und äußerlicher Ehrauffassung leidet. Unser ganzes politisches, soziales und religiöses Leben hätte sicherlich keinen Schaden, wenn hier deutsche Art, die sich phrasenstolz auf deutsche Treue so viel zu gute thut, auch auf schlichte Treue gegen die Wahrheit hielte. Also auf das Ehrgefühl wirken, wenn man gegen Lüge ankämpfen will! Man soll aber auch mit kurzem und kräftigem Wort auf den inneren Frieden und auf das stille Glück wahrhaftiger Seelen hinweisen.

> O weh der Lüge; sie befreiet nicht,
> Wie jedes andre wahr gesprochne Wort,
> Die Brust.

Im übrigen aber halte man lange begriffliche Deduktionen, lange Moralpredigten den Kindern fern. Es genügt, ihnen zu sagen, daß derjenige, der lügt, das schöne Verhältnis zu Gott, dem Nächsten sowie dem eignen Gewissen und Herzensfrieden trübt und stört. Für lange begriff-

liche und ethische Entwicklungen haben Kinder noch kein ausreichendes Verständnis.

Das aber ist der erzieherischen Weisheit letzter Schluß, daß auf dem Gebiete der Wahrhaftigkeitspflege mehr als vielleicht irgend sonstwo schon von frühester Kindheit an das sittliche Ideal, das gute Beispiel wirken kann, das wir Großen in unserm Thun und Treiben den Kleinen entgegenhalten. Wir sollen uns zum Gesetze machen, nicht von der Wahrheit abzuweichen, Versprochenes streng zu halten, leere Drohungen zu meiden. Wir sollen ferner streng darauf halten, daß unser Benjamin wahr in seinem Verhältnis zu seinen Gespielen und Mitschülern verfahre; wir sollen Erzählungen von Lügen anderer Kinder mit dem gebührenden Widerwillen anhören und beurteilen. Ich und mein Haus, wir wollen der Wahrheit dienen, sollte unser erster erzieherischer Grundsatz sein. Wir sollten uns selbst stets zum Vorbilde wahrer Worte und Werke machen; dann sind wir der Wahrheit beste Gehilfen und Erzieher, und immer seltener wird unsere Klage sein, daß Benjamin lügt.

Zehntes Kapitel.

Benjamin und die Schule. Der Segen der Schule. Schulforderungen und Schulpflichten. Dabei ein Wort über Privatunterricht und Zerstreuungen.

Sobald wir unsern Benjamin in die Schule schicken, hört in mancher Beziehung Behaglichkeit und Ruhe auf; bisher hatten wir die Alleinherrschaft über Haus- und Erziehungsordnung; jetzt müssen wir unsre Herrschaft teilen, andre Mächte greifen in unsern Erziehungsbereich ein. Dieses Eingreifen wird für Benjamin nützlich und segensreich sein, wenn wir Eltern uns richtig zu den Forderungen der Schule stellen. Bei dieser Stellungnahme zeigt sich vor allem der Unterschied zwischen guter und schlechter Erziehung. Empfinden wir die Schulforderungen und Schulpflichten als eine unangenehme Last, so werden wir uns so oder so abwehrend, abgeneigt, unsympathisch, sogar feindlich zur Schule stellen in diesem oder jenem Fall; sehen wir die Forderungen als erziehungsberechtigt, nützlich, segensreich an, so werden wir Freunde derselben werden und sie kräftig auf unsern Benjamin einwirken lassen; wir werden das Unsre nach besten Kräften leisten, um die Schulwirkungen zu verstärken. Und

das sollten wir doch ja thun, denn es geht viel Segen und viel Gutes von der Schule aus.

Die häusliche Erziehung ist abgerissen, lückenhaft, oft planlos und deshalb unwirksam oder doch ungleichartig und einseitig. Die Schule arbeitet planvoll, zusammenhängend, umfassend, als ein historisch gewordener Organismus, dessen Wirkungskraft nicht allein von diesem oder jenem Lehrer, von diesem oder jenem Direktor ausstrahlt, sondern von einer Gemeinsamkeit der Kräfte, an denen die historische Entwicklung ganzer Generationen gearbeitet hat und an deren Stärkung eine sorgsame Schulverwaltung täglich weiter arbeitet. Die häusliche Erziehung geht oft von Personen aus, die weder Beruf noch Vorbildung zum Erzieheramte haben, denen auch wohl jeder gute Wille zum Erziehen fehlt; Gottes Wasser läuft vielfach über Gottes Land, ohne daß schützende Dämme von Menschenhand das Land bewahren vor Schaden. Die Schule verlangt — und zwar heute mehr denn je — von ihren Lehrern erzieherische Vorbildung vielseitiger und gründlicher Art, und den erzieherischen Willen macht sie den Lehrern einfach zur Pflicht. Die Eltern haben vielfach wenig psychologische Einsicht und wenig Ahnung von dem Seelenleben und der Geistesentwicklung ihrer Kinder; von den Lehrern verlangt man diese psychologische Einsicht; besitzen sie sie nicht, so sind es eben Stundengeber und geistlose Handlanger im pädagogischen Weinberg. Eltern haben auch wohl, weil man über nichts sich mehr aufregt als über die Thorheiten und Dummheiten des eigenen Fleisches und Blutes, nicht die nötige Ruhe, Geduld und Ausdauer, die nun einmal mit durchgreifender Zucht und guter Erziehung unzertrennlich verknüpft sind. Dem Lehrer würde man es sehr

übel nehmen, wenn er nicht Ruhe und Geduld als seine erste und beste Tugend ansähe; und sollte ihm auch einmal die Galle überlaufen, wenn Jugendübermut und Jugendeseleien zu konzentriert und ungemütlich an ihn herantreten, er hat amtlich kein Recht dazu; denn er ist der berufene Vertreter der Geduld. Die häusliche Erziehung leidet auch in anderer Beziehung an Einseitigkeit: Standes- und Berufsvorurteile, Familienegoismus und Familienstolz, Protzentum und Beamtendünkel im bunten Gemisch üben dort schlechte Wirkungen aus; die Schule als große einheitliche Genossenschaft, als Gesamtheit drängt das einzelne Kind zurück, daß es dasitzt in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, wenn auch der Vater Oberregierungsrat, Oberstlieutenant oder Geheimer Kommerzienrat ist; reich und arm, hoch und niedrig gilt hier gleichviel; nicht Herkommen, Stand und Reichtum wird hier eingeschätzt, sondern Wissen und Können und Leistungen, kurz der Mensch, so wie ihn Gott geschaffen, die Familie erzogen hat und er sich selber zu bilden und zu erziehen bemüht ist. — Die häusliche Erziehung vermittelt ja auch Wissen und Können, aber dieses bleibt doch meist etwas unbewußt, ungeordnet, dilettantisch, absichtslose Beschäftigung und Spiel; die Schule schafft Bewußtsein, System, festen Lebensinhalt und Belohnung, indem sie ideelle Güter als Vorbedingung des Lohnes hinstellt und nicht materielle Güter, die den Eigennutz fördern. Zu Hause kommen allerhand hilfreiche Hände unserm Benjamin zu Hilfe; Nachgiebigkeit, zärtliche Sorgfalt von Mutter und Mutterstützen wirken zusammen, um zu pflegen und zu hätscheln. Die Schule stellt unsern Benjamin auf eigene Füße; hier muß er sich selber helfen; nicht nur der Lehrer, auch

die Schulkameraden sind da, unter denen sich der junge Erdenbürger zurechtfinden muß in selbständigem und selbstthätigem jugendlichem Kampfe ums Dasein; hier heißt's leiden oder triumphieren, Ambos oder Hammer sein. Zu Hause kann der junge Herr oft machen, was er will, besonders wenn er gewohnt ist unter Dienern und Dienerinnen und schwachen Angehörigen zu dominieren; in der Schule hat er zu gehorchen und im Dienste der Pflicht zu thun, was ihm geboten wird. — Es ist leider notwendig, daß man alles dieses einmal betont; denn es wird gerade in unsern Tagen an der Schule viel herumgenörgelt, weil man nur das sieht, was sie nicht leistet, nicht aber das, was sie Positives schafft, weil man die stillen Wirkungen, die von ihr ausgehen, nicht schätzt, da man an laute Wirkungen daheim sich allzusehr gewöhnt hat. Es muß denn doch einmal gesagt werden, daß gerade da, wo laut geklagt wird, der Balken nicht gesehen wird, wohl aber der Splitter in des andren Auge. Stellenweise sind die erzieherischen Wirkungen des Hauses doch erbärmlich gering; sie beschränken sich in manchen Häusern auf Erziehungsausstrahlungen höchst zweifelhafter Wirkung, nämlich auf Jammern und Klagen der Mütter über die ungezogenen „Bengels, Rangen und Blagen" und auf eine impulsive Tracht Prügel, die der Vater, der just schlechter Laune ist, über den armen Benjamin zu unrechter Zeit und Stunde und bei möglichst unpassender Gelegenheit herabhageln läßt. — Mit solchen Betrachtungen wären wir Eltern nunmehr in die nötige bußfertige und erziehungsbereite Stimmung gelangt, um mit Erfolg zu beobachten, welche segensreichen Forderungen im einzelnen von der Schule ausgehen, und um mit Bereitwilligkeit diesen Forderungen

gegenüber uns empfänglich und zu Gegenleistungen bereit zu erklären. —

Vor allem ist es ein unschätzbarer Segen der Schule, daß sie zu Gehorsam erzieht. Dieser Tugend haben wir schon ein eigenes Kapitel gewidmet, aus dem wir die Überzeugung gewonnen haben, daß Gehorsam die Grundlage aller Tugenden ist; wir können uns deshalb hier kurz dahin fassen, daß den Segen der Schule für den Gehorsam besonders die Eltern empfinden, die Gehorsam nicht ihren Kindern anerzogen haben, die bisher nicht gewußt haben, was sie aus eigenem Antrieb hätten thun sollen. Kommt der Junge in die Schule, so „muß“ er, und sie müssen mit; halb zieht die Schule solche Eltern, halb sinken sie schließlich hin in Selbstzerknirschung ob eigener Erziehungssünden, oder aber — Benjamin wird an die Luft gesetzt. Denn denjenigen Eltern, welche sich den Bestimmungen der Schulordnung nicht unterwerfen oder deren Beziehungen zur Schule sich so gestalten, daß auf ein gedeihliches Zusammenwirken von Schule und Haus nicht gerechnet werden kann, werden ihre verzogenen Schlingel schließlich von der Schule zurück- und anheimgegeben. Und das ist auch gut so. Denn Gehorsam ist des Christen Schmuck. Und ohne diesen kann weder Schule noch Leben mit Benjamin etwas anfangen.

Sodann übt die Schule einen erfreulichen Einfluß auf den Ordnungssinn unseres Benjamin aus. Darin sollen wir ihr nach Möglichkeit helfen. Denn alle Unordnung ist Zeitvergeudung. Wer nicht weiß, was er zunächst beginnen soll, nicht weiß, wo er seine Sache liegen hat, um zu beginnen, wer sich keinen Arbeitsplan und keine Arbeits-

ordnung macht, verliert Zeit. An alle Ordnung knüpft sich der rechte Segen der Arbeit. Denn Äußeres und Inneres hängen mit einander zusammen, äußere geregelte Thätigkeit und innere Gesinnung laufen vielfach parallel. Man gewöhne deshalb schon früh den Knaben, daß er ordentlich forträumt, was er zu Spiel oder Arbeit gebraucht hat, daß er am Abend zuvor die Bücher für den anderen Tag zusammenlegt und nicht erst tumultuarisch am Morgen beim Sturm in die Schule; man gewöhne ihn, daß er ein ordentlich geführtes Aufgabenbuch der häuslichen Thätigkeit zu Grunde legt; man gewöhne auch daran, daß alles an bestimmter Stelle liege, alles an *seinem* Ort und nicht hier oder dort; dann erspart man sich und dem Kinde viel Mühe und noch mehr Zeit. — Dazu bedarf's gar nicht einer Menge von Vorschriften, sondern Konsequenz und guter Gewohnheit von Fall zu Fall sowie beständigen Anregens, Einlenkens und Achtgebens auf das Kleine und Kleinste. Wer das Kleine nicht acht't, hat zum Großen nicht Macht; darin ist Ordnung mit Sparsamkeit verwandt, die ohne den Satz, daß viele Pfennige einen Thaler machen, nicht bestehen kann.

Auch an Pünktlichkeit gewöhnt die Schule und soll das Haus unsern Benjamin mitgewöhnen. Pünktlichkeit ist nicht nur die Höflichkeit der Könige, sie sollte jedermanns gute Sitte sein. Aber leider ist heutzutage vielfach das Gegenteil der Fall. Manche Leute suchen geradezu etwas darin, unordentlich zu sein, d. h. zu spät zu kommen; das soll interessant machen und soll fein sein. Unserm Benjamin wollen wir aber königliche Tugenden und nicht die Untugenden beschränkter Unterthanen angewöhnen. Die Schule thut das

ihrige; unterstützen wir sie darin, damit Benjamin schon frühe an den richtigen Gebrauch der Zeit sich gewöhne und den Grundsatz beherzige:

Gebraucht der Zeit, sie flieht so schnell von hinnen!
Doch Ordnung lehrt uns Zeit gewinnen.

Eine andere Schultugend und Schulpflicht ist Fleiß und Selbstthätigkeit. Wir sollen, um diese zu erzeugen, ja nicht ängstlich und unablässig gängeln; dann hält man zu leicht den Willen in Schwachheit darnieder, man hindert fröhliches Wagen und mutiges Tragen schwerer Arbeitslast. Man gewähre deshalb soviel freien Spielraum als möglich. Selbst wenn Benjamin sich einmal zuviel zutraut, schadet's nicht; denn mißlungene Versuche sind lehrreich; wohlgelungene Versuche aber auf eigene Hand kräftigen den Willen und heben die Selbstthätigkeit und den Fleiß.

Ist nun unser Benjamin gut beanlagt, hat er Interesse für das, was zu lernen ist, und dazu einigen guten Willen, so wird er schon arbeiten mit Selbstvertrauen und einigem Erfolg. Schule und Haus haben dann wenig oder gar nichts zu thun. Wenn aber eines oder das andere fehlt, dann muß geholfen werden, dann gilt's Mut, Selbstvertrauen und Selbstthätigkeit zu schaffen und arbeiten zu lehren. Wohl uns, wenn eine gute Schule und tüchtige Lehrer neben maßvollen Forderungen an das Arbeitsquantum rücksichtslose Forderung stellen an die genaueste Erfüllung der Pflicht, wenn die Lehrer oder dieser und jener unter den Lehrern nicht der Bequemlichkeit huldigen und Aufgaben geben, ohne deren Lösung genügend vorbereitet und sorgsam überdacht zu haben, wenn sie es nicht dem Hause überlassen, sich selbst zu helfen. Ist aber trotz guter Schule, trotz guter Lehrer kein rechter Fleiß

da, so gilt's zu ergründen, woher das kommt. Liegt Langsamkeit oder Denkmüdigkeit vor, so forsche man nach, ob das Übel körperlicher oder geistiger Natur ist. In jenem Falle ist Schonung nötig; in diesem pflegt mangelhafte Übung, Verwöhnung und Verhätschelung der Grund zu sein. Die Verwöhnung rührt vielfach her von zu starker häuslicher Hilfe, die dem Kinde die Mühe des eigenen Nachdenkens zu viel abgenommen und ihm eine gewisse Scheu vor eigener Thätigkeit geradezu anerzogen hat. Ist Interesselosigkeit und Gleichgültigkeit der Grund der Faulheit, so wird man versuchen müssen, das Interesse zu wecken von irgend einer Seite her; vor allem wird man an irgend einem Punkte das Können anregen müssen. Bei gutwilligen Jungen wird das gelingen, wenn auch nicht beim ersten Versuch. Daß es — abgesehen von wirklich Schwachsinnigen — Kinder geben sollte, die auf nichts eingehen, ist kaum wahrscheinlich. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß irgend ein springender Punkt für geistige Arbeitslust in fast jedem Kinde vorhanden ist. Hat man diesen Punkt erst gefunden, so hat man gewonnen Spiel. — Wo aber Flatterhaftigkeit, Nachlässigkeit und Denkfaulheit vorliegt, greife man frühzeitig energisch ein; feste Arbeitseinteilung und rücksichtslose Konsequenz im Fordern des zu Leistenden ist hier geboten; man zeige in solchen Fällen unüberwindliche Geduld, lasse nicht nach, immer wieder den Trägen aufzurütteln durch strenges Fordern, und bitte Lehrer und Schule mitzuhelfen am Werke. Sieht der Junge, daß ihm seine Nachlässigkeit immer neue Unbequemlichkeiten verursacht, daß Faulheit ungemütlicher ist als der Fleiß, so wird er sich ganz allmählich gleichmäßiger Arbeit zuwenden, wenn wir nur unerbittlich sind

und wenn wir nur Geduld behaupten. „Geduld frißt den Teufel“ sagt der Volksmund; weshalb sollte sie Faulheit nicht fressen? Selten befinden sich ja auch die Kinder auf die Dauer wohl in ihrer Faulheit; wohler wird ihnen, wenn sie an irgend einem Punkte Freude bereiten und selber Freude empfinden. Verstehen wir solche Freudenanfänge und solche erste Regungen innerer Befriedigung im richtigen Augenblicke auszunützen, so werden wir schließlich doch Sieger bleiben im Kampfe gegen die Faulheit.

Vor allem sollen wir uns hüten sofort zu den letzten Zufluchtsmitteln zu greifen, zu Strafen, mögen es nun Freiheitsentziehungen, irgendwelche Beschränkungen an Freundlichkeiten oder Prügel sein. Der Faule ist meist phlegmatisch und dickfellig; er wird gern seinen Körper exponieren, wenn er geistige Arbeit dadurch abverdienen kann. Ebensowenig werden Belohnungen besondere Wirkung thun, die etwa als Lockmittel vorgehalten werden. Zuckerbrot und Peitsche wirken nur die ersten Male; sie verlieren bald ihre lockende Wirkung, falls nicht Steigerung eintritt. Und totschlagen und aufhängen können wir unseren Benjamin ebensowenig, als wir ihn mit Schlagsahne und Chokoladecrême zu nudeln im stande sind. Ganz anders liegt die Sache, wenn es sich um eine außerordentliche Überwindung fehlerhafter Neigungen und um außerordentliche Fleißesleistungen handelt; dann sollen wir mit Belohnungen nicht geizen. — Auch den Ehrgeiz allzustark zu erwecken ist vom Übel. Wer fleißig ist, um Bewunderung und äußere Ehrung einzuheimsen, um sich vor andern hervorzuthun, leidet trotz seiner Fleißestugend sonst soviel Schaden an seiner Seele, daß man ihm Faulheit anwünschen möchte; daß wir schlichtes Ehr=

gefühl wachrufen sollen, bleibt selbstverständlich; diesem ist es aber nur zu thun um die Achtung und Liebe der Eltern und Lehrer und um den Frieden, der aus Selbstachtung entspringt. Dies Gefühl sollen wir also ja wachhalten und erwecken mit schlichter Anerkennung und freundlichem Blick, Wort und Zuspruch.

Diese Fingerzeige mögen uns auf den richtigen Weg führen, um unserm Benjamin zu helfen; wir werden noch sicherer auf diesen Weg kommen, wenn wir davor warnen, gleich mit Privatunterricht und Nachhilfe einzugreifen. In der pädagogischen Apotheke der meisten Eltern ist aber dieses Mittel das einzige, das Haupt- und Universalrezept, wenn der Junge nicht vorankommt, so wie Wienertrank und Kamillenthee das Universalmittel in der vormärzlichen Hausapotheke unserer Altvordern war — in möglichst großen Dosen verabreicht. Die meisten Eltern greifen zum Privatunterricht und nehmen sich Hauslehrer ohne Not, ohne die nötigen Vorfragen zu stellen, ohne den Versuch gemacht zu haben, die Krankheiten zu verhüten, zu deren Heilung die Wundermixtur des Privatunterrichts angewandt wird. Ich deute einige Vorfragen an, die jeder Vater und jede Mutter je nach den besonderen häuslichen Verhältnissen vermehren kann: Hat unser Benjamin ein stilles und wohlbeaufsichtigtes Arbeitsplätzchen im Hause? Es ist ja durchaus nicht nötig, daß Vater, Mutter oder sonst jemand vor dem jugendlichen Arbeiter sitzt und ihm beständig aufpaßt; aber — besonders in der ersten Zeit seiner Schulthätigkeit, wo er arbeiten lernt, — ist Beobachtung gut, die sich möglichst wenig aufdrängen, die unsern Benjamin selbstthätig schaffen lassen soll und auch vom Nebenzimmmer aus geschehen kann. Eine weitere Vor=

frage: Liegt der Arbeitsplatz fern von dem Raume, wo die andern Kinder spielen? Stört nicht etwa alle Augenblicke eine polternde Dienstmagd den Arbeitsfrieden oder laute Arbeiten und allerlei Geschwätz der erwachsenen Töchter des Hauses oder gar die klappernde Nähmaschine der Mutter oder eines anderen weiblichen Wesens? Liegt das Zimmer nicht etwa an belebter Straße, so daß Benjamin verführt wird, alle Augenblicke hinauszuschauen und seine berechtigte Neugierde zu befriedigen? Ist früh genug gesorgt, daß er solche Ablenkungen heroisch abwehrt? Ist auch für gute Arbeitsdiät gesorgt, d. h. hat sich unser Benjamin genügend erholt nach der Schularbeit, und hat er andererseits nicht zu lange sich zerstreut, so daß er nicht wieder in die Arbeit sich hineinfinden kann? Es kommt ja leider vor, daß Kinder ganze Nachmittage an Arbeitstagen spielen, spazieren gehen, lesen und erst abends, wenn sie verspielt und müde sind, an die Arbeit sich setzen müssen. Ist ferner Essen, Schlafen und Trinken dem Alter angemessen? Sind die Speisen nicht zu mächtig und gewürzt, so daß heißes Blut und schwerer Bauch eingenommene Köpfe machen? Bekommt Benjamin nicht zu viel Bier und Wein? Nötig hat er derartiges ja gar nicht. Ein saftiger Apfel würde bessere Dienste thun, wenn es wahr ist, was Ärzte versichern, daß er Stoffe enthalte, welche die Gehirnsubstanz kräftigen. Schläft der Junge auch genug? Oder laßt Ihr ihn abends zu lange mit den Erwachsenen aufbleiben? Denn daß Ihr den kleinen Burschen mit ins Konzert und Theater schleppt, ist doch kaum anzunehmen, da Ihr Verstand habt. Eine weitere Vorfrage: Bringt Benjamin Ernst, Trieb und Eifer zur Arbeit aus der Schule mit? Ist er wohl aufmerksam dort

gewesen? Oder scheint er geschlafen zu haben oder mit seinen Gedanken außerhalb der Schule spazieren gegangen zu sein, während er mit ihnen in der Schule sein sollte? Was hat er für Umgang? Liest er zu viel, vielleicht gar Bücher, die für sein Alter durchaus ungeeignet sind? Eine andere Frage ist auch die, ob von Eltern immer das richtige Maß gehalten wird in betreff der Anforderungen an den Privatfleiß ihrer Kinder. Diese Anforderungen gehen oft zu weit, weil man glaubt, unablässige Arbeit sei unbedingt nötig. Auch setzen sich die Eltern nicht zu richtiger Zeit und in richtiger Weise mit der Schule in Beziehung. Wenn der Sohn um Rat, Hilfe und Aufschluß über dieses und jenes bittet, denken Eltern sofort, nur ein Privatlehrer könne helfen, während Rücksprache mit den Klassenlehrern manches klären könnte. Vielleicht giebt unser Benjamin schlecht acht in der Schule, vielleicht versteht er den Lehrer nicht immer ganz und bittet nicht in angemessener Weise um Erklärung und Aufklärung. Vielleicht liegt auch an der Art, wie in der Schule dieses oder jenes zu rasch und zu wenig eindringlich behandelt wird, der Grund mangelnden Mutes und mangelnder Selbstthätigkeit des Schülers. Aussprache des Vaters mit dem Lehrer wird hier klären. — Verlangt ferner nicht in manchen Fällen das Haus zu schnelles Fortrücken des Schülers, überschätzt es nicht seine Begabung, ließe es nicht besser den Jungen ein Jahr länger in dieser oder jener Klasse, anstatt mit gewaltsamen Privatmitteln auf ihn loszuarbeiten? Hat man diese und ähnliche Fragen sich ernstlich gestellt und gewissenhaft beantwortet, hat man alle Schwierigkeiten, Störungen und Hemmnisse des Fleißes und der Selbstthätigkeit beseitigt, dann wird in den meisten Fällen

Privatunterricht sich als nnnötig erweisen; nur dann, wenn etwa der Junge so dumm ist, daß er allein nicht denken und ohne Privatstunde nicht fertig werden kann, mag solcher Unterricht als Notbehelf eintreten. Gesunder wäre es in diesen Fällen, man ließe dem Knaben überhaupt keine höhere Bildung geben, sondern ließe ihn sich begnügen mit der Elementarbildung; aber, wie die Dinge liegen, werden Familienwünsche, Standesfragen und Berechtigungswünsche hier stärker sein als die Frage nach Begabung und Beanlagung der zu höherer Bildung zwangsweise gepreßten Jungen. Der Not der Verhältnisse gehorchend, nicht dem eigenen Triebe muß er sich höhere Bildung aneignen, und da die Schule nicht in der Lage ist, dem Beschränkten einen Nürnberger Trichter darzubieten, so muß eben Privatnachhilfe hinzukommen. Wo diese aber nötig ist, da sei man nicht ungerecht gegen den armen Privatlehrer. Er kann nicht im Handumdrehen den Faulsten fleißig, den Dümmsten klug, den Langsamen hurtig im Denken, den Unordentlichen ordentlich und den Zerstreuten aufmerksam machen, zumal ihm ja auch in vielen Fällen die Macht und Freiheit arg beschränkt ist. Recht durchgreifend zu wirken giebt man ihm selten die Machtvollkommenheit. Wirkliches Erziehen erfordert jedoch meist kraftvolle Strenge und wuchtiges Auftreten. Beides „lieben" aber viele Eltern nicht; sie verlangen für ihr Geld absolute Glätte; die Heiterkeit und Ruhe soll ihnen nicht gestört werden. Zum eigentlichen Erziehen ist ja auch der Privatlehrer nicht genommen, sondern zum Unterrichten und zum möglichst raschen Einlernen dessen, was der Junge in der Schule wissen muß. Gelingt dem Lehrer das nicht schnell genug, so pflegt er die Schuld zu tragen, pflegt man ihm die Vorwürfe zu machen; der dumme Junge aber ist un=

schuldig an allem, er ist das Opfer schlechten Unterrichts. So pflegt's in vielen, in den meisten Fällen zu gehen. Und da so vieler Privatunterricht nutzlos ist, sollte man ihn beiseite lassen. Nur dann ist er angebracht, wenn etwa beim Übergang in eine höhere Klasse in einem einzigen Unterrichtsfache ein bedeutsames Manko vorhanden ist, das rascher Ausfüllung bedarf, wenn längere Krankheit Lücken erzeugt hat, wenn der Junge in eine neue Anstalt eintritt, die schon weiter vorgeschritten ist als die bisher besuchte Anstalt, wenn für ein oder den anderen Lehrgegenstand eine Art von Idiosyncrasie oder Mangel an Anlagen vorhanden ist oder aber — und das ist ein trauriger Fall — wenn der arme Junge lernen soll, weil er aus einer Familie stammt, in der höhere Bildung zum guten Ton gehört, wenn er aber vor Dummheit nicht allein lernen kann und des Surrogatverstandes eines anderen absolut bedarf.

Ehe wir die Erörterungen über den Fleiß verlassen, noch eine Frage im Vertrauen an die Eltern: Seid Ihr selber fleißig? Gebt Ihr den Kindern ein gutes Vorbild? Sollte das nicht der Fall sein, faullenzt der Vater in verhältnismäßig jungen Jahren, schließt sich die Mutter ihm darin an, so hat der Junge nichts Gutes zur Nacheiferung vor sich. Sieht er aber den Vater in tüchtiger Arbeit, sieht er bei diesem rechte Lust an freudigem Schaffen, und ist auch die Mutter eine arbeitsame, freudig schaffende Hausfrau, dann ergiebt sich aus dem Zusammenleben, Zusammenwirken und der Wechselwirkung der Fleiß als etwas Organisches; er ist eine selbstverständliche gute Sitte und Gewöhnung des Hauses. „Wie der Acker, so die Ruben, wie der Vater, so die Buben.“ Wehe aber Dir und Deinem Benjamin, wenn

Du in frühen Jahren ein Rentner bist, der nichts zu thun hat und nichts zu thun weiß. Von der faulen Haut, auf welcher Du liegst, wird der Sohn zu eigener Ruhestätte auch bald ein Zipfelchen für sich ergattern. —

Mit dem Fleiße ist enge verbunden unseres Sohnes Aufmerksamkeit in Haus und Schule. Aufmerksamkeit bildet eine Voraussetzung für den Fleiß, sie ist aber auch eine natürliche Folge des Fleißes. Fordern wir Aufmerksamkeit von unserm Benjamin, so verlangen wir, daß er seinen Geist, sein Erkenntnisvermögen bereitstelle zur Aufnahme neuer oder zum Teil neuer Vorstellungen, Begriffe, Regeln, Grundsätze oder daß er sich bereithalte, alte Vorstellungen, die bereits sein Besitz geworden sind, wieder hervorzuholen zu neuer Verwertung. Dieses aufmerksame Entgegenkommen ist eine Willensthätigkeit, die allerdings nicht immer als bewußter Willensakt verläuft und die, je mehr uns die Sache interessiert, auf die wir unsere Aufmerksamkeit lenken, den Charakter einer Willensthätigkeit fast ganz verlieren kann und in das Gebiet fühlender Teilnahme hinüberspringt. Aufmerksamkeit in ihrem Anfange ist also eine Art von innerem Gehorsam; wer gut gehorchen gelernt hat, pflegt auch gut aufmerken zu lernen. Der Wille zum Aufmerken kann nun den verschiedenartigsten Ursprung haben: hier ist es Wißbegierde und Interesse, dort Pflichtgefühl; hier freundlicher Einfluß der Autorität des Erziehers und Lehrers, dort Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung. Die Jugend ist nun im allgemeinen noch schwach zum Aufmerken; ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt ist in den meisten Fällen von kurzer Dauer und geringer Kraft; eigener, bewußter Wille steckt auch nicht viel in der jungen

und ungeübten Aufmerksamkeit; sie muß deshalb unter dem Einfluß des Erziehers zu guter Gewöhnung herausgearbeitet werden. Das Beste und Meiste werden tüchtige Lehrer in der Schule thun, die willensstark und interessierend den Jungen in ihren Bannkreis und in den Bannkreis der Gegenstände ziehen, die gelernt werden sollen. Aber das Haus kann helfen in verschiedener Weise. Direkt nachzuhelfen bei der Arbeit braucht es nicht, aber es muß — und das ist viel mehr wert als alle Nachhilfe — Interesse zeigen für die Sachen, die in der Schule gelernt und gefordert werden, und nicht nur für allerhand Schulklatsch, der von der Aufmerksamkeit abzieht. Man kann die Kinder sehr wohl allein schaffen und selbstthätig und selbständig arbeiten lassen, aber man kann mit ihnen innerlich leben, denken, sich unterhalten beim Ruhen von der Arbeit, beim Spazierengehen und bei anderen Gelegenheiten, wo Gedanken-, Interessen- und Aufmerksamkeitsaustausch ungezwungen und wechselwirkend von statten gehen kann. Wo verständige Väter und Mütter aufmerksam ihren Söhnen gegenüber sind für das, was diese interessieren soll, da wird sich Aufmerksamkeit verpflanzen ohne viel Geräusch und Lamento. Dann aber — und hier liegt eine neue kräftige Hilfe der Aufmerksamkeit — kann man den Hindernissen und Ablenkungen der Aufmerksamkeit im Hause mit gutem Erfolge entgegenarbeiten. Es ist eine Thatsache, daß die willkürliche, die gewollte Aufmerksamkeit erst durch unwillkürliche Aufmerksamkeit, durch lebhaftes Interesse für die Sachen geübt wird, daß die gewollte Aufmerksamkeit erst allmählich als gute Gewohnheit in ihre Rechte tritt; diese gute Gewohnheit des Aufmerkens ist dann im Grunde nichts weiter als die Kraft, Hindernisse und

Ablenkungen hinwegräumen zu können, welche der Aufmerksamkeit im Wege sind, als da sind zerstreuende Gedanken, Stimmungen und Haften des Geistes an Außendingen, die nicht zur Sache gehören. Diese Zerstreuungen fernzuhalten, ist vielfach in erster Linie Sache des Hauses, mag dieses Haus nun in einer großen oder einer kleinen Stadt liegen. In gewissem Sinne hat man Recht, wenn man den großen Städten keinen günstigen Einfluß auf Schulforderungen und Schulpflichten zuschreibt. Die Kinder sehen und hören hier früh schon viel zu viel Dinge, welche ihre Aufmerksamkeit anziehen und von ihrem kleinen Pflichtenkreise ablenken. Knaben vom Lande pflegen im allgemeinen intensiver und konzentrierter zu arbeiten. Aber auch kleine Orte haben ihre Zerstreuungen. Der Knabe hat hier mehr Freiheit in der Natur, er hat meist eine ausgebreitete Personalkenntnis, die Jugend schließt sich rascher in Massen zusammen; an allem nimmt sie teil, auch an dem kleinen Klatsch des kleinen Ortes. Auch in kleinen Städten findet man recht viel Kinder, die recht zerstreut sind, während man in großen Städten viele Kinder findet, die wenig zerstreut, die ganz bei und in der Sache sind und eine erfreuliche Aufmerksamkeitskraft besitzen. Nicht die Größe oder Kleinheit des Ortes, sondern die Art der Familie macht hier den Unterschied. In der häuslichen Erziehung, im Leben der Familie, in der Auffassung der Pflichten, welche die Eltern haben, und vor allem in der Auffassung des Lebens und des Zwecks unseres Daseins liegt der Grund geistiger Zusammenfassung oder der Zerstreutheit. In den letzten vier Jahrzehnten hat sich in dieser Beziehung manches geändert. Die dreißiger, vierziger und auch ein Teil der fünfziger Jahre waren ruhiger und

stiller; das ist anders geworden: Unruhe, Hast und eine Fülle von zerstreuenden Momenten ist in unser ganzes Leben eingedrungen. Zurückschrauben im Interesse der Erziehung können wir die Verhältnisse nicht mehr. Aber wohl können wir uns fragen, ob wir nicht manche schädlichen Dinge, die eingedrungen sind in unser Leben, trennen können von ihrem Einfluß auf unsere Jugend. Das Leben der Familie hat sich sehr stark veräußerlicht, ist außerhäusig geworden, hat sich verstreut; nicht im Inneren des Hauses liegt vielfach unser Schwerpunkt, sondern im gesellschaftlichen Leben. Selbst die Sonntagsruhe ist recht außerhäusig. Gesellschaften, Diners, Soupers, Theater, Konzerte, Kirmes, Karneval, Vereinsfeste, Wirtshausbesuch mit Kind und Kegel, Vergnügungszüge und wer weiß was noch alles streut uns nach außen. Die Gesellschaftsräume sind größer und stattlicher geworden, die Familienräume und das Kinderzimmer kleiner, bescheidener, armseliger. Oft findet man schon gar keine Kinderstube mehr. Die Abende, die man zu Hause ist, werden als verloren angesehen. „Wir haben doch in dieser Woche *nur* dreimal getanzt," hörte ich jüngst eine Dame sagen, „das ist doch nicht viel." Das hören die Kinder, und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. *Müssen* diese nicht zerstreut mit werden, wenn sie das nimmer stillstehende soziale Mühlrad herumgehen sehen und klappern hören? Hier soll das Haus alles thun, um die Jugend zu schützen vor dem modernen Vielerlei und sie zu ruhiger Aufmerksamkeit zu erziehen zu Nutz und Frommen der Schulforderungen und Schulpflichten. Und gottlob gibt's noch eine stattliche Zahl von Familien, die von ihren Kindern all den gesellschaftlichen Unfug fernhalten, besonders Kinderbälle, Kinder=

visiten, Kinderkorsos und dergleichen Thorheiten mehr, bei denen gesunder Menschenverstand nur im Sinne des alten Volkswortes denken kann: „O Äffin, was sind Eure Jungen schön!“ —

Noch eine Schulforderung, die manchen Eltern Kopfzerbrechen macht! Kann Benjamin gut auswendig lernen? Oder wird's ihm schwer? Fängt er's auch richtig an? Oder stellt er sich ungeschickt dabei? Das sind sehr wichtige Fragen. Denn das Gedächtnis ist das Fundament für Benjamins späteres Wissen und Können. Man kann es der Vorratskammer der Seele vergleichen, aus der diese sich speisen läßt mit des Geistes täglicher Nahrung und täglichem Brot. Je geordneter der Vorrat in dieser Geisteskammer ist, um so rascher wird die Nahrung zur Hand sein, je besser die Qualität des Vorrats, um so gedeihlicher und nützlicher wird die Nahrung sein. Um diese Vorratskammer richtig zu füllen, dazu bedarf's dieser und jener Hausregel, die der Lehrer unserm Benjamin mitgeben sollte, es aber nicht immer thut. Deshalb thun wir's hier. Soll Benjamin Vokabeln, Zahlen, Sprüche, Lieder lernen, so muß er diese oft und ausdrücklich nach einander wiederholen, um sie zunächst in der Reihenfolge zu behalten, in der sein Auge die Buchstaben und Wörter auf einander folgen sieht oder das Ohr den Klang nach einander hört. Solange der Junge klein ist, hole man alles herbei, was zur Anschaulichkeit beiträgt, was von der sinnlichen Seite her mitwirken kann, das zu Lernende so einzuprägen, daß die Prägung Eindruck hinterläßt. Deutliches und lautes Vorlesen, rhythmisches Betonen der Verse, Aufschreiben des zu Lernenden — alles nehme man zu Hilfe, bis die Worte im Gedächtnis gleichsam von selber den Gang

gehen, den sie gehen sollen. Das Ortsgedächtnis ist besonders zu pflegen. Was darunter zu verstehen ist, möge ein Gleichnis klar machen. Unsere Bibliothek steht in einer gewissen Reihenfolge; sie haftet so, wie sie steht, uns im Gedächtnis, ohne daß wir uns besondere Mühe geben, weil eben Auge und Tastsinn uns Gedächtnisstützen sind. Werfen wir die Bibliothek aber in einen Korb, so ist mit der guten lokalen Ordnung auch unser gutes Gedächtnis für die Bücher dahin. Wie wertvoll dieses Lokalgedächtnis ist, lehrt jeden die Erfahrung. Lesen wir doch im späteren Leben ganze Seiten eines früher viel gebrauchten Buches im Geiste herunter, da wir die Gliederung nach Abschnitten und Absätzen als örtliche Anknüpfungspunkte noch vor Augen haben. Deshalb ist die erste Regel die, daß wir dieses Lokalgedächtnis recht pflegen. Noch einige Winke! Bei fremdsprachlichen Vokabeln muß zunächst aus dem fremden in den deutschen Begriff, dann von diesem zurück memoriert werden. Ein Blatt Papier, mit welchem man die deutsche oder fremde Reihe zudeckt, wird gute Dienste thun. Bei Gedichten muß von Reimpaar zu Reimpaar gelernt werden, um schließlich zur Strophe zu gelangen. Manche Kinder thun gut, die Feder oder den Bleistift beim Memorieren zu Hilfe zu nehmen, da eigne Schrift oft besser dem Gedächtnis sich einprägt als fremde, kalte Druckschrift. Andere wieder lernen besser laut, da ihnen der Klang des Wortes eine bessere Stütze ist für das Behalten als das nur gesehene Wort. Wieder andere müssen sich die Ohren zuhalten, um rasch und intensiv zu behalten. Auch am späten Abend lernt dieser oder jener Kopf nicht gern; er will Tagesfrische haben, um empfänglich zu sein. Daß ein voller Bauch nicht gern

studiert, ist bekannt; daß er nicht gern memoriert, sollte bekannter sein. Auch Ruhe des Gemütes ist eine Vorbedingung zu erfolgreichem Memorieren; deshalb soll man ein Kind, das memoriert, nicht durch Auszanken, Schelten und Prügeln in Unruhe bringen, damit das Gedächtnis nicht in zitternde Bewegung kommt; können wir doch schon einem Blatt Papier nichts anvertrauen, daß es haftet, wenn es in zitternder Bewegung ist. Das Gedächtnis ist aber auch eine Art von Memorierblatt. — Diese Fingerzeige mögen genügen, wie unser Benjamin auf den richtigen Memorierweg zu bringen ist. Ausprobieren geht bei mechanischem Auswendiglernen thatsächlich oft über Studieren. —

Das möchte unsere Stellung sein zu den Schulforderungen und zu den Schulpflichten. Noch diese und jene andere Forderung wird gestreift werden, wenn wir von dem Urteil der Schule über unsern Benjamin, von den Zeugnissen und den Versetzungen reden.

Elftes Kapitel.

Schule und Haus. Benjamins Versetzung und Zeugnis. Friedliche, schiedliche und feindliche Beziehungen zwischen Haus und Schule.

Benjamin ist nicht versetzt. Große Aufregung in Haus, Verwandtschaft und Bekanntschaft! Der Zorn des Vaters richtet sich gegen unsern Benjamin; die Mutter nimmt ihn in Schutz; Tante Klärchen meint, die Lehrer seien zu streng gewesen, nach ihrem Urteil sei der Junge für die höhere Klasse reif gewesen. Andere Verwandte und Bekannte sind wieder anderer Meinung; im ganzen und großen nimmt man Benjamin in Schutz und urteilt abfällig über Schule und Lehrer. Ähnliches wiederholt sich alle Jahre in so und so vielen Familien des deutschen Vaterlandes. — Wie steht es nun mit der Frage der Versetzung, mit den Zeugnissen, die die Schule austeilt? Bevor wir diese Frage beantworten, möge eine kurze Geschichte zur Beruhigung aller durch Nichtversetzung heimgesuchten Eltern vorangehen. Der Quartaner Karlchen So und So kommt nach Hause und ist nicht versetzt, wie das nach den mangelhaften Leistungen, die Karlchen trotz allen Fleißes bei seiner großen Jugend gezeitigt hatte,

nicht anders zu erwarten stand. Vater und Mutter geraten trotzdem, als sie schwarz auf weiß sehen, daß es Karlchen nicht geglückt ist, außer sich über den „Schimpf und die Schande", die dem Hause und der ganzen Familie widerfahren ist. „Nun ist's zu Ende; aus Karlchen wird nichts; er geht den Weg des Verderbens; die Schule hat nicht genug gethan, um ihn vor diesem Abwege zu schützen." Während unter solchen und ähnlichen Lamentationen Vater und Mutter tobend rasen, hat sich unser Karlchen gemächlich auf einen Stuhl niedergelassen, baumelt mit den Beinen, als wolle er einen Esel zu Grabe läuten, sieht abwechselnd auf Vater und Mutter und bringt schließlich, als die Wogen der Entrüstung sich gelegt haben, unter treuherzigem Blick auf den Vater die inhaltsreichen Worte über das Gehege seiner jugendlichen Zähne: „Vater, wenn wir nur alle gesund sind!" — Der Junge hatte recht und hat recht behalten. Er hatte gethan, was er konnte; die noch jugendlich ungeübte Geisteskraft hatte nicht ganz gereicht, die körperliche glücklicherweise nicht gelitten. Ein Jahr weiterer Arbeit in Quarta hat ihn nachher geistig gefestigt und gekräftigt; er hat die Schule mit Erfolg und ohne neue Verzögerung durchgemacht und schließlich ein gutes Reifezeugnis sich erworben. Der Vater hat sich inzwischen beruhigt und in Stunden, wo er in sich geht und offen äußert, was er denkt, gesteht er ein, daß es für Karlchen noch besser gewesen wäre, wenn er bereits in Sexta hängen geblieben wäre und wenn man ihn nicht unnatürlich durch Sexta und Quinta forciert hätte. —

„Wenn wir nur alle gesund sind!" hatte Karlchen richtig gesagt! Wenn doch auch der Eltern Urteil über Schulzeugnisse und Versetzungen immer recht gesund wäre

Die Erziehung würde besser dabei fahren. Thatsächlich sind aber recht verkehrte Ansichten an vielen Stellen vorhanden und wird recht unvernünftig in dieser Beziehung verfahren. Die ersten Zeugnisse werden verhältnismäßig zu wenig beachtet; meist bringt erst das Zeugnis, das ein Quartal vor der Versetzung in die Hände der Eltern kommt, diese in erzieherische Bewegung. Dreiviertel Jahre läßt man den Jungen bummeln; im letzten Viertel spannt man ihn so über Gebühr an, daß dem armen Schächer Hören, Sehen und Denken vergeht. Dann — in letzter Stunde — beginnt auch das Gelaufe der gefährdeten Eltern zum Direktor, zu dem Klassenordinarius, zu den einzelnen Fachlehrern; Privatlehrer, Hauslehrer, Primaner werden vor den festgefahrenen Karren gespannt. Und kommt dann der Junge nicht heraus aus der Klasse, dann ergießt sich die Schale des Zornes über Schule, Privatlehrer und den Jungen selbst. Daß dreiviertel Jahr gefaulenzt ist von Schüler und Eltern, von jenem am Schulwerke, von diesen am Erziehungswerke, das vergißt man; nur die letzte Zeit hat man im Auge; daß die Bearbeitung und Überarbeit in dieser kurzen Spanne Zeit nicht gewürdigt ist, macht man der Schule zum Vorwurf, während man an seine eigene Elternbrust schlagen und sagen sollte: „Gott sei uns Sündern gnädig!“ Verständige Eltern beachten schon ernstlich das erste Zeugnis, das die Schule ausgiebt und nehmen frühzeitig Rücksprache mit den Lehrern, um Lücken zu beseitigen und Fehlerhaftes zu bessern. —

Ein weiterer Fehler der elterlichen Zeugnisbeurteilung liegt auch darin, daß diese zu viel auf den Klassenplatz sieht, den der Junge in der Rangordnung einnimmt, und zu wenig

auf die Prädikate im einzelnen. Der Klassenplatz kann sehr täuschen. Wenn etwa unser Benjamin der 20. unter 40 Schülern ist, so muß man bedenken, daß die 20 letzten aus sehr verschiedenen Elementen sich zusammensetzen: es sind Faule, die begabt sind, also Jungen, die arbeiten können, aber vorläufig noch nicht wollen, und Fleißige, die aber unbegabt sind, die also wollen, aber nicht recht können; eine dritte Gruppe besteht aus denen, die nicht können und auch nicht wollen, die also stets das Privilegium genießen werden, die untersten Stellen einzunehmen. Rückt nun die Versetzungszeit näher heran, so strengen sich vielfach gerade die bisher Faulen, aber Begabten an, und Bild und Rangordnung verschiebt sich sehr zu Ungunsten unseres Benjamin, der den 20. Klassenplatz nicht infolge eigener guter Prädikate einnahm, sondern infolge der Schlechtigkeit seiner Genossen. Rechnet man hinzu, daß die Anforderungen am Schlusse des Jahres naturgemäß sich steigern, da alles zusammengefaßt werden muß, daß die Schwierigkeiten wachsen, so soll man sich nicht wundern, wenn am Ende des Jahres unser Benjamin etwa auf dem 30. Platz sitzt. Die Eltern thun deshalb gut, den Rangnummern nicht allzuviel Gewicht beizulegen, da sie sehr relativen Wert besitzen; dagegen lasse man die Prädikate für die einzelnen Lehrfächer zu recht voller Geltung kommen bei der Beurteilung des Zeugnisses. —

Auch ist große Vorsicht geboten, wenn die Kinder selbst zur Zeugnisbeurteilung ihre Ansichten beitragen wollen. Es kommt leider noch viel zu oft vor, daß Eltern sich von ihren Kindern, die an Erklärungsgründen so überaus fruchtbar sind, bereden lassen, die Zensur sei ungerecht; der Lehrer habe einen persönlichen Widerwillen gegen ihn (den Jungen).

Die Jugend ist mit solchem Urteil rasch fertig, da sie nicht bedenkt und auch nicht bedenken kann, wie gewissenhaft der Lehrer bemüht ist, gerecht zu sein gegen Böse und Gute, gegen Faule und Fleißige, Begabte und Unbegabte. Eltern sollten deshalb aus solchem raschfertigen jugendlichen Urteil ja keine voreiligen Schlüsse ziehen und sollten sorgsam bedenken, was der Schüler noch nicht bedenken kann. Leider geschieht das aber nur in seltenen Fällen. Und selbst wenn im Zeugnis etwas steht, was nach wohlerwogenem Urteil der Eltern nicht ganz stimmen kann, so sollte man eher geneigt sein, Mißverständnis oder Irrtum seitens der Lehrer anzunehmen als bösen Willen. Will man ein übriges in solchen Fällen thun, so nehme man in ruhiger Weise Rücksprache mit dem Lehrer und bitte um eine Erklärung des Prädikats, um jedes Mißverständnis zwischen Schule und Haus zu beseitigen zum Besten der Erziehung.

Auch lerne man früh recht objektiv und nicht mit subjektiver Affenliebe das Zeugnis lesen und aus ihm die richtigen Folgerungen für die Erziehung ziehen; man soll eben nicht in subjektiver Befangenheit nur das Beste aus dem Zeugnis herauslesen und womöglich noch allerhand Günstiges, was gar nicht darin steht, hineinlesen, während man über alles Tadelnde, Negative und Mahnende liebevoll hinwegliest. Es ist geradezu unglaublich, mit welch verliebten Blicken Eltern, besonders Mütter, Zeugnisse zu lesen verstehen, mit verliebten Blicken, denen Fehler womöglich als Tugenden erscheinen.

Besonders soll man das Zeugnis, auf Grund dessen der Junge nicht versetzt ist, richtig und gerecht beurteilen. Man soll bedenken, wie viel sorgfältige Prüfung des Jungen

seitens der Schule im ganzen Verlauf des Jahres vorangegangen ist, wie die Kenntnisse des Schülers doch in zahlreichen Leistungen sich geäußert haben, wie sorgsam die Schule in Erwägung ziehen muß, ob der einzelne Schüler die Fähigkeit besitzt, den Kursus einer höheren Klasse mit Erfolg durchzumachen oder nicht; wie oft die Schule mit Wohlwollen noch unter allerhand Kautelen in Hoffnung auf künftige bessere Leistungen einen Jungen ohne sein Verdienst hinüberschiebt in eine höhere Klasse und wie oft diese Hoffnung getäuscht wird und bittere Erfahrungen seitens der Schule gemacht werden. Die Eltern sollten ferner bedenken, wie gesund oft das Zurückbleiben in der Klasse für den Jungen ist. Bei Kindern, die noch im Heranwachsen begriffen sind, übt „das Jahr“ eine reinigende und stärkende Kraft, und die Zeit ist ihnen oft ein guter Engel. Eltern, die wenig von Schulerziehung verstehen, reden wohl von einem „verlorenen“ Jahre, wenn der Junge sitzen bleibt; der erfahrene Erzieher rechnet solche Jahre zu den gewonnenen und gewinnbringenden. Ist denn ein Jahr nicht ein verlorenes für den armen künstlich hinaufgetriebenen Schelm, wenn ihm fortwährend nachgeholfen werden muß von Privatkräften allerhand Art beiderlei Geschlechts, ist es nicht ein verlorenes für die Eltern, die Tag für Tag dieses Langen, Hangen und Bangen, diese künstliche Kultur und Dressur mitansehen müssen, die jeden Morgen ihren Benjamin mit Kummer in die Schule gehen und jeden Mittag mit Kummer heimkehren sehen, weil er zu früh, zu unreif emporgetrieben ist?

Nehme man deshalb Nichtversetzung immer recht verständig hin! Es ist thatsächlich recht unerfreulich und unklug, wie die Nichtversetzung meist aufgefaßt wird. Verständ-

nis ist selten vorhanden und wird auch selten gesucht; in den meisten Fällen fühlt sich die Familie und alles, was mit ihr zusammenhängt, tief verletzt und hat gar keine Empfindung dafür, daß die Nichtversetzung nach reiflicher Erwägung und nach pflichtmäßigem Ermessen erfolgt. Elternliebe und Elterneitelkeit geht selbst mit den besten Vätern durch und reißt sie zu unüberlegten Gedanken und gar zu unklugen Äußerungen hin. Gerade bei solchen Gelegenheiten kann man Urteile über die Schule, die sich doch aufs redlichste bemüht hat, hören, die einen traurigen Einblick darein gewähren, auf wie wenig Mitarbeit, Entgegenkommen, Miterziehung und gesundes Zusammenwirken die Schule im allgemeinen bei dieser Art von Familien rechnen kann. —

Gesundes Zusammenwirken von Schule und Haus! Wie soll das beschaffen sein?

Man hat dieses Zusammenwirken geschildert als ein Zusammengehen nach einem schönen Ziele, wobei Eltern und Lehrer bei vorkommenden Verschiedenheiten sich zu verständigen, sich gegenseitig zu unterstützen haben, weil es auf die jugendlichen Seelen verderblich wirke, wenn sie nach verschiedenen Grundsätzen behandelt, wenn sie in Zweifel getrieben, zur Kritik gereizt und zu Schiedsrichtern über Dinge gesetzt werden, von denen sie nichts verstehen und über die sie überhaupt noch nichts zu sagen und nicht mitzusprechen haben. Es müsse deshalb ein beständiger Gedanken- und Erfahrungsaustausch stattfinden, die Eltern müßten sich fleißig nach ihren Kindern erkundigen und mit den Lehrern über gemeinsame Erziehungsmaßregeln Verabredung treffen; vor allem müßten sich aber die Eltern hüten, die Disziplin der Schule zu schwächen, die Achtung vor den Lehrern zu unter-

graben, ihre Absichten zu vereiteln und zu durchkreuzen. — Leider ist nun dieses Verhältnis nicht immer so, und es braucht auch in manchen Punkten nicht ganz so zu sein. Denn wo im Hause vernünftige Grundsätze walten, wo gut und tüchtig erzogen wird, da besteht ein stillschweigendes Einverständnis zwischen den beiden Erziehungsmächten, da bedarf es nicht langen, zeitraubenden Gedankenaustausches, da werden verständige Eltern schon von selber wissen, was sie zu thun haben, auch ohne die Schule. Schule und Haus werden gewissermaßen getrennt marschieren und gemeinsam schlagen, dann wird rechte Gemeinschaft rechte Bildung und Erziehung bewirken. Wenn das Haus dem Wissen, Können und Wollen, auf das die Schule hinarbeitet, die rechte Teilnahme schenkt, wenn sie den Eindrücken der Schule einen „Resonanzboden“ gewährt, in dem sie angemessen ausklingen, dann thut es das Richtige. Daß die Familienerziehung aber der Schulerziehung voransteht, daß von jener viel mehr abhängt als von dieser, soll bei aller Wertschätzung der Schule nicht vergessen werden. Denn wo im Hause gut erzogen wird, da giebt die Schule an Erziehung nicht viel Gutes mehr hinzu, da empfängt sie vielmehr das Beste. Die besten Schüler pflegen Hauspflanzen zu sein. Es ist noch heute wie zu Luthers Tagen: „Das Hausregiment ist das erste, von dem alle Regimenter und Herrschaften ihren Ursprung nehmen. Ist diese Wurzel nicht gut, so kann weder Stamm noch gute Frucht folgen.“ Sorgen wir nur, daß Haus und Familienleben gesund bleibe, daß unser Familienleben den Geist der Eintracht und Ordnung atme, daß Zucht und Sitte herrsche, halten wir auf Gehorsam, brechen wir den Trotz, wecken wir das Pflichtgefühl, pflegen wir daheim alles Edle,

Schöne und Wahre, so wird unser Benjamin mit guten Haustugenden ausgestattet werden und er wird in der Schule keine Last machen; unser Verhältnis zur Schule wird sich angenehm gestalten; es wird an einem verständnisvollen Hin und Wider der mannigfaltigsten Beziehungen nicht fehlen. Nur da, wo uns Zweifel sich erheben, werden wir des Gedankenaustausches bedürfen, und ein solcher Gedankenaustausch wird für beide, Schule und Eltern, erquicklich und für unsern Benjamin nutzbringend verlaufen. Wir werden aber in solchen Fällen, und zwar am besten wir Väter, die Beziehung zur Schule suchen müssen; denn es ist für uns einzelne Väter leichter, den Weg zur Schule zu finden, als den Lehrern die Beziehung zu den hundert oder mehreren hundert Eltern.

Anders gestaltet sich das Verhältnis, wo die Erziehung des Hauses nicht die beste ist. Wenn hier nicht ganz verständige Grundsätze walten, werden die Beziehungen zu einem versteckten oder offenen Widerspiel; da ist dann Gedankenaustausch sehr erwünscht, ja geradezu notwendig. Aber leider suchen ihn die unverständigen Eltern nicht gern, jedenfalls nicht freiwillig. Findet er statt, so geht er nicht immer in erquicklicher Art vor sich und bleibt meist erfolglos. Der Vater nimmt vielleicht den guten Rat der Schule an, weil er ihn für vernünftig hält, aber wenn er zur Mutter kommt und der Rat soll in That umgesetzt und verwirklicht werden, dann scheitert die Ausführung an der Schwäche des Willens und an dem gedanken-, grundsatz- und erziehungslosen Schlendrian des häuslichen Treibens. Bei manchen Eltern nützt der Rat der Schule gar nichts; sie halten sich für klüger als diese und stimmen wohl in Worten bei, im Herzen aber nicht; sie machen gute Miene zu bösem Spiel, weil die fatale

Schule noch das Heft und den Sohn des Hauses in ihrer Hand hat. Schlimmer noch und geradezu unheilvoll wird die Sache, wenn es den Eltern überhaupt an gutem Willen fehlt und wenn diese die ganze Schulerziehung als eine unangenehme Last ansehen, die je eher je lieber abzuschütteln ihr Streben ist. Widerstreben gegen das Erziehungssystem, wie es sich in Frankreich in Schülerkreisen gegen die verhaßten Lycees findet, ist in solchen Häusern Grundstimmung und das Losungswort gewissermaßen: notre maître est notre ennemi. Die Eltern schätzen den Lehrer gering und äußern sich geringschätzig über ihn und seinen Beruf, heben seine Schwächen geflissentlich hervor, betrachten die Schule gleichsam als ein notwendiges Übel, als eine Zwangsanstalt, die man nun einmal nicht entbehren könne, sind den Kindern behilflich, die Ordnung der Schule zu umgehen, haben für die offenbaren Unarten und Fehler ihrer Kinder stets Entschuldigungen bereit, behandeln die Anfertigung der Hausaufgaben mit Gleichgültigkeit, kurz sie entfremden das Kind der Schule immer mehr und mehr. Jede Arbeit, die dem Kinde von der Schule auferlegt wird, sieht man als eine Art von Unrecht an, derentwegen man das arme Geschöpf bedauert. Unerlaubte Hilfe wird ihm geboten, damit es nur ja nicht zu sehr sich zu mühen braucht. Auf Kindergeschwätz hin nimmt man gegen den Lehrer Partei, und man glaubt den thörichtsten Behauptungen und den Entschuldigungen der Kinder mehr als den Lehrern. Man sucht zu bemänteln und zu beschönigen und das Kind zu schützen gegen berechtigte Strafen der Schule. Selbst bis zur Unwahrheit versteigen schwache Eltern sich, um Schulstrafen vom Kinde fern zu halten. Wenn aber der Lehrer, dem wohl einmal die Geduld reißt

bei den Ungezogenheiten der Schüler, einen entschuldbaren Mißgriff begeht, so stempeln solche Eltern den Knaben zum Märtyrer, und man setzt sein Vergehen überhaupt gar nicht mehr in Rechnung; über den Lehrer aber, der so und soviele Schüler zu regieren und das Verschiedenste zu gleicher Zeit zu thun hat, wird die Schale bitterster Kritik ausgegossen. Irren ist jedem andern Menschen gestattet, dem Lehrer nicht. Dabei hört man der Erzählung dummer Streiche, durch welche die Schüler den Lehrer geärgert haben, oft mit einer gewissen Schadenfreude zu, jedenfalls nicht, wie es sein sollte, mit der nötigen Zurückweisung. Und nicht nur Eltern, auch andere Personen, als da sind Großmütter, Tanten, Onkel und Geschwister, wirken bei diesem Widerspiel mit, um das Verhältnis des Hauses zur Schule so zu gestalten, wie es zum Segen der Kinder besser nicht wäre. Diese Mißstände finden sich ja nicht alle in Summa vereinigt in diesem oder jenem Hause; aber dieses oder jenes Mißverhältnis oder mehrere zusammen kommen doch leider oft vor, besonders in Häusern, wo Parvenüs männlichen oder weiblichen Geschlechts regieren oder ein so oder so geartetes Standes- oder Geldprotzentum geschwollene Kämme macht. Man sollte doch im Interesse der Jugend immer recht vorsichtig und weise sein und bedenken, daß die Kinder für ihre Schulzeit und darüber hinaus den größten Schaden zu tragen haben, wenn die Eltern nicht an demselben Strange ziehen wie die Lehrer. Wir wollen gewiß nicht steifleinener Nüchternheit und kriechender Subordination das Wort reden: Wir verstehen es sehr wohl, wenn sich jugendlicher Übermut einmal lustig macht über seinen Lehrer und wenn er mit harmlosen Spitznamen, ohne Böses dabei zu denken, von seinem Lehrer spricht; wir haben

auch volles Verständnis für den Schulhumor, der diesen oder jenen harmlosen dummen Streich erzeugt; wir möchten beileibe nicht, daß unser Benjamin ein heuchlerischer Duckmäuser werde und mit greisenhaftem Altverstand die Dinge in der Schule beurteile; das alles und noch anderes mehr mag passieren und mag bleiben, wie es von jeher gewesen; aber es darf dem pietätvollen Verhältnis zum Lehrer und der Autorität der Schule keinen Abbruch thun; es darf nicht dahin kommen, daß der dumme Junge die Eltern beherrscht und durch diese über Schule und Lehrer gewissermaßen triumphiert. Es ist doch unter allen Umständen kein Segen für die Kinder, wenn ihr Dasein auf einer Schule unhaltbar wird und wenn sie dann schon frühe das Elternhaus verlassen müssen, um durch Verpflanzung auf anderen Boden gebessert zu werden. In manchen Fällen schlägt's ja zum Guten aus; in vielen aber auch nicht. Und vielleicht hätte doch vorgebeugt werden können durch richtige Erziehung, vor allem dadurch, daß das Verhältnis zur Schule von vornherein gesund gestaltet wäre.

Zwölftes Kapitel.

Was soll Benjamin lesen?

Rousseau hat in seinen „Bekenntnissen“ ein Bild seiner Jugendentwicklung niedergelegt, worin er die Wirkung der Lektüre auf seinen Charakter folgendermaßen zeichnet: „Daraus ging jener freigesinnte republikanische Geist, jener unbeugsame, unzähmbar stolze Charakter hervor, der die Qual meines Lebens geworden ist und mich gerade da am häufigsten übermannte, wo ich am wenigsten Spielraum geben durfte — so bildete sich in mir ein Herz so hoffärtig und zart, ein Charakter so weibisch und doch so herrisch, der mit seinem ewigen Schwanken zwischen Schwäche und Mut, zwischen Schlaffheit und Tugend mich bis an mein Ende in Widerspruch mit mir selbst gesetzt und verschuldet hat, daß mir Entsagung und Genuß, Freude und Enthaltsamkeit gleichmäßig im Leben entgangen sind.“ Zu nichts Rechtem erzogen, zu nichts Rechtem zu gebrauchen, zum Handwerker zu gut, zu jedem höheren Beruf zu unvollkommen gebildet, ein Spielball jäher Neigungen und ein Sklave einer zuchtlosen und unberechenbaren Phantasie, so hat Rousseau, wie er selbst es oft beklagt hat, sein Leben hingebracht als unglücklicher, mit sich selbst zerfallener und unzufriedener Mensch — ein

Opfer falscher und ungeregelter Erziehung, in welcher einen der dunkelsten Punkte die Jugendlektüre bildet.

Unsern Benjamin vor ähnlichem Schicksal zu schützen, dazu möchte dieses Kapitel ein Scherflein beitragen; denn es ist von unberechenbarer Wirkung, was und wie er liest. Die Lektüre ist ein verborgener, aber mächtiger Miterzieher, der leider vielfach unterschätzt und gröblich vernachlässigt wird. Während wir sonst sorgfältig den Umgang unserer Kinder überwachen, thun wir ein Gleiches nicht bei dem Umgang mit Büchern; und wir wundern uns dann plötzlich, woher in aller Welt unser Benjamin so seltsame, häßliche, phantastische und verkehrte Einfälle und Ideen habe. Gerade in der empfänglichsten Lebenszeit, wo Gutes und Schlechtes in die tiefsten Poren geistiger Auffassung eindringt, überlassen wir unsere Kinder in ihren geistigen Eindrücken geradezu den unheilvollsten Zufälligkeiten. Das sollte anders sein!

Es kann nun nicht der Zweck dieses Kapitels sein, den Eltern jegliche Prüfung der Lektüre abzunehmen und eine vollständige Speisekarte darzubieten, die in behaglichem Genuß einfach abgeweidet werden könnte. So fix und fertig bietet sich Erziehungsweisheit niemals dar, daß Vater und Mutter sich für weniges Geld und noch weniger Mühe eine pädagogische Bärenhaut kaufen könnten, auf welcher hingestreckt sie ihren Benjamin ohne eigenes Nachdenken und eigene geistige Thätigkeit lenken könnten. — Nur Richtlinien sollen hier gegeben werden, bescheidene Ratschläge und Anregungen und vor allem bestimmte Warnungen, die für unsere Zeit und Zeitrichtung besonderen Wert und ernste Bedeutung haben.

Da ist zunächst zu warnen vor der Vielleserei. „Nicht viel lesen, sondern gut Ding viel und oft lesen, macht fromm und klug dazu“, hat Luther einmal gesagt. Das sollten wir in unserer Zeit mehr als je beherzigen. Vor schlechten Büchern braucht man nicht so sehr zu warnen wie vor zu vielen Büchern. Die Zeiten sind ja leider für immer vorüber, wo das Alter und die Jugend sich gemeinsamer Lektüre hingab, wo das Legendenbuch, die Chronik mit Kupfern von Merian oder Sandrart, die große Foliobibel mit Merianschen Bildern, die Insel Felsenburg und Bunyans Pilgerreise Eltern und Kinder um denselben Tisch versammelte. Unser Volk ist reicher auch auf diesem Gebiete geworden. Die Zahl der Bücher ist ins Ungeheure angewachsen. Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes überschwemmt in buntester Mischung den Büchermarkt und den Geburtstags- und Weihnachtstisch unserer lieben Jugend. Und diese selber leidet stellenweise an einem ungesunden Heißhunger nach unterhaltender Lektüre, dem wir unter allen Umständen vorbeugen sollten. Wer zuviel liest, kann nicht verdauen und geistig verarbeiten, was er liest. „Bücher fressen und nicht käuen macht ungesund.“ Eine Unmasse von Vorstellungen, die oft in gar keinem Zusammenhange stehen und allzu oberflächlich sind, verführt zu Oberflächlichkeit. Der Reiz leichter Lektüre schwächt den ernsten Arbeitssinn, den Schule und Leben für ihre Pflichten fordern. Auch das Gedächtnis leidet unter der Vielleserei, weil die Menge der Vorstellungen nicht eigene Gedanken und erarbeitete Kombinationen, sondern fremde, rasch vorübergehende Zusammenstellungen sind, zu deren Wiederholung und Übung dem Leser Zeit und Geduld fehlt. Kurz, wo Leselust zur Lesewut wird, wo das Behagen,

sich immerfort auf mühelose Weise ein Vergnügen zu verschaffen, zu groß wird, da erzeugt ein solcher Lesemüßiggang Träumer ohne Thatkraft, da giebt's Widerwillen gegen jede ernste Beschäftigung, vorlautes und frühreifes Urteilen, ja Blasiertheit gegen einfache, wahrhaft kindliche Genüsse. Man sollte immer bedenken, daß Lesen nicht die einzige, sondern eine von den vielen Arten ist, mit welchen man die Mußestunden ausfüllen kann, und sollte es nicht dulden, daß unser Benjamin vorzugsweise oder gar ausschließlich die freie Zeit dem Lesen, sei es auch der besten Bücher, widmet. Wenn es nur irgend angeht, sollte man Beschäftigung in der freien Natur oder im freien Spiel dem Viellesen vorziehen. Aber leider verführt zu letzterem vielfach die Bequemlichkeit. Denn wenn man das Kind am Buche hat, so sitzt es ruhig; dann ist man's los und braucht sich über lärmendes Spiel oder sonstige Unruhe nicht zu ärgern.

Um unsern Benjamin vor Vielleserei zu schützen, halte man ihn fern von Leihbibliotheken und lasse ihn auch nicht zu oft Bücher aus der Schulbibliothek sich holen. Es ist ja ganz schön und gut, daß Leihbibliotheken und Volksbibliotheken da sind, daß auch die Schulen für geistige Nahrung der Schüler durch Schulbibliotheken sorgen, aber man sollte des Guten auch nicht zu viel thun und maßvoll bleiben. Und wo ein Haus es irgend kann, da sollte es lieber durch eine gute Bibliothek eigener Bücher sich selbst versorgen, als der modernen Vielleserei durch entliehene Bücher Vorschub leisten. Gute Bücher haben ja den eigentümlichen Reiz, daß man immer gern wieder zu ihnen zurückkehrt; einem guten Buche bleibt stets sein Wert, es gefällt auch, wenn es wieder und wieder gelesen wird; gute Bücher, öfter gelesen, erhalten

außerdem genügsam und geistig gesund und machen klug, weil sie das, was sie bieten, schließlich in wahrhaft geistiges Eigentum des Lesers umsetzen. —

Deshalb würde ich unserm Benjamin auch keine Zeitschriften halten. In Dutzenden erscheinen diese Sammelsurien heutzutage unter verlockenden Titeln: Jugendalbums, Jugendzeitungen, Jugendgartenlauben, Kinderfreunde, Jugendfreunde und wie sie sich sonst nennen. Erscheinen sie jährlich, so läßt man sich's noch gefallen; erscheinen sie aber monatlich oder gar wöchentlich, so soll man sich's nicht gefallen lassen, daß solche zerstreuende Sammelwerke, die nie und nimmer ein gutes, vertiefendes Buch aufwiegen können, unsern Kindern schaden durch zerstreuende Wirkung und durch Verführung zur Oberflächlichkeit. Wenn Kinder unruhig oder oberflächlich blättern oder wenn sie in brennender Neugierde an einem Abend eine ganze Reihe von Geschichten durchfliegen, wenn sie ungeduldig sofort zu neuen Geschichten sich treiben lassen, nachdem sie kaum von der Geschichte, die sie eben gelesen, aufgeatmet haben, wenn die erhitzte Phantasie sich erfüllt mit einem bunten Gewirr nebelhafter Vorstellungen, denen jede Festigkeit und Treue fehlt, dann wird man sich sagen müssen, daß mit Recht diese Jugendschriften bei vielen Pädagogen Bedenken und Tadel erregen. Man sollte deshalb recht vorsichtig sein! Willst Du aber ganz sicher gehen, dann halte lieber Deinem Benjamin gar keine Zeitschrift, sondern schenke ihm ein gutes Buch, das seinen Lebenswert behält.

Wie vor dem „Zuviel", so sollten wir auch vor dem „Zufrüh" uns hüten. Vor dem 8. Jahre sollte man den Kindern — von Bilderbüchern mit kurz verbindendem oder erläuterndem Text sehen wir ab — Lektüre möglichst fern=

halten. Was die Schule in diesem Alter bietet, mag genügen. In frühem Alter sind Bücher unzweckmäßig, ja geradezu schädlich; denn sie lenken die unbefangenen Sinne und klaren Blicke leicht ab von dem, was unter den Augen des Kindes vorgeht, sie stören die frische Aufnahme der Eindrücke aus der lebendigen Außenwelt und ziehen gleichsam einen papierenen Schleier vor das junge Auge. Das gesprochene Wort macht dem Kinde die Gegenstände des wirklichen Lebens lebendig, der geschriebene Buchstabe aber tötet leicht die frische Empfänglichkeit. Wenn so vielfach der Schule der Vorwurf gemacht wird, sie schädige die anschauliche Kraft unserer Jugend, so sollte man doch zunächst in Haus und Familie sich umschauen, ob nicht auch hier oft gesündigt wird gegen den guten Geist gesunder Erziehung, hauptsächlich auch in übertriebener und verfrühter Erziehungsvielgeschäftigkeit. Wie zahlreiche Thorheiten kann man auf diesem Gebiete erleben? Denn eine Thorheit ist's, wenn man Bücher wie Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit und Scheffels Ekkehard auf den Tisch eines Knaben legt, wenn man Schiller und Goethe zu früh Kindern in die Hand giebt. Ich kenne eine bildungswütige Familie, in der herzlich dumme Jungen, die noch in den brausendsten Flegeljahren sitzen, mit verteilten Rollen Wallensteins Tod und ähnliche Lektüre verarbeiten. Besser kann man denn doch den Sinn für das Einfachschöne und Erhabene nicht schädigen als durch solches Vorgreifen, ungeschickter kann man dem reiferen Alter den reinen Genuß jener Werke nicht verkürzen. Es ist eine Thatsache — und Rousseau haben wir als warnendes Beispiel angeführt —, daß die meisten verschrobenen Köpfe ihre verfehlte Bildung vorzeitiger Lektüre verdanken.

Das „Zuspät“ ist nicht so schlimm als das „Zufrüh“. Lernt jemand eine schöne wertvolle Kinderschrift erst im Jünglingsalter kennen, so ist das keine Schande und kein Schaden; allzufrühe Belesenheit aber, die so leicht der Eltern Affenfreude erregt, gereicht eher zum Nachteil als zum Nutzen.

Gehen wir nunmehr die einzelnen Arten der Jugendschriften durch, um bescheidenen Rat und maßvolle Warnung damit zu verbinden. Daß nur einzelne Bücher als Muster genannt werden, liegt in der Natur der Sache. Denn der Jugendschriften Zahl ist so groß wie der Sand am Meere. Und wenn ein trefflicher Ratgeber auf diesem Gebiete (Hopf, Mitteilungen über Jugendschriften) vierhundert Bücher aus der Unzahl der Erscheinungen aussondert und aus dieser Zahl wiederum 180 zur engeren Auswahl stellt, so darf sich dieses Kapitel wohl noch mehr beschränken und hat geradezu die Pflicht dazu, wenn es les- und genießbar bleiben soll.

Der wertvollste Teil unserer gesamten Jugendlitteratur sind unstreitig unsere Kinderbilderbücher, wenn auch viel unnützes Zeug alljährlich sich in den Wettlauf — glücklicherweise ohne Erfolg — hineinzudrängen versucht. Da sind vor allem die trefflichen 50 Fabeln von Hey mit den Speckterschen Illustrationen. An Natürlichkeit und Frische übertrifft kein anderes Kinderbuch diese Fabeln, die in lebhaften Unterhaltungen mit Kindern sich abspielen und für klein und groß eine reiche Quelle der Freude und Belehrung bilden. Daneben haben wir die Münchener Bilderbogen, Zeichnungen von wahrem Kunstwert, für Kinder und Erwachsene ergötzlich und nützlich. Für die Kinderstube wird man besonders die Bilder aus dem Tierleben, aus Dorf und Stadt, aus Wald und Feld, aus naher und ferner Welt

und die Illustrationen zu Sprichwörtern, Fabeln und Märchen wählen. Auch die Kinderheimat in Liedern von Friedrich Güll, geschmückt mit Bildern von Pocci und Bürkner, bilden eine freundliche Augenweide für Kinder, sowie die goldene Fibel von Philipp Wackernagel und „Wie's im Hause geht" nach dem Alphabet von Pletsch-Bürkner. Daneben giebt es noch zahlreiche Bücher, die alle zu nennen unmöglich ist. An der Hand der genannten Muster mögen Eltern selber prüfen.

An die ersten Bilderbücher schließt sich die Märchenlektüre an; ob sie gut und nützlich für Kinder ist, wird bestritten. Gewichtige Stimmen sind laut geworden, das Lesen von Märchen sei mehr anziehend als nützlich, die Phantasie werde überspannt; wie schädigende Romane bei älteren Leuten, wirkten die Märchen bei Kindern; es sei schon zuviel von Liebe, vom Heiraten die Rede, die Stiefmutter käme zu schlecht weg, Betrug werde gebilligt, rasches und müheloses Reichwerden verherrlicht. Zauberer, Feen, Geister, Gespenster, fabelhafte und schreckhafte Tiere erfüllten die Phantasie mit unruhigen und gar scheußlichen Bildern und mit Schreckgestalten; Furcht, Ängstlichkeit und Nervosität würden gesteigert, grausame Todesarten mit Vorliebe bis ins einzelnste ausgemalt. — In diesen Bedenken, die man gegen das Lesen von Märchen erhoben hat, liegen wohl zu beachtende Warnungen, die uns bei der Auswahl lenken können. Denn Märchen dem Kinde gänzlich vorzuenthalten, dürfte doch sehr verkehrt sein. In der Welt der kleinen Leute ist denn doch das Natürliche wunderbar, das Wunderbare natürlich. Das Kind gestaltet, wie wir in einem früheren Kapitel gesehen haben, auch seine kleine Umgebung zu einer Wunderwelt, indem es allerhand Gegenstände poetisch belebt; es hat eben

das Bedürfnis, seine Phantasie in Bewegung zu bringen und dem Sinne für Poesie genug zu thun. Deshalb gewähren die Märchen erste und reinste Befriedigung, das Herz wird hier zum ersten Male erfüllt mit tiefen und sittlichen Gedanken, welche doch den besten Märchen zu Grunde liegen. Mit Recht sagt Max Piccolomini:

Und tiefere Bedeutung
Liegt in den Märchen meiner Kinderjahre
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.

Der Frohsinn und die Heiterkeit, die vielfach gerade in den Märchengebilden unserer Heimat liegt, die schlichte Religion, die Gerechtigkeit, das Heimweh, die Wanderlust, die Frische des Herzens, die belehrenden Gedanken, wie bei stiller Pflichterfüllung und bei Demut das Glück wohnt, wie ehrlich am längsten währt, wie die ersten die letzten sein werden, wie der Glaube an Gott und Unsterblichkeit wahren Frieden bringt, sodann das schöne und sinnige Zusammenleben und Zusammenempfinden des Menschen mit Tier- und Pflanzenwelt und schließlich der ergötzliche und tiefbedeutsame Humor, der die Kluft überbrückt zwischen werktäglicher und grobkörniger Wirklichkeit und jener festtäglichen Welt der Ideale, nach der unsere Sehnsucht geht, — das alles liegt im Märchen und darf unserm Benjamin nicht vorenthalten werden, wenn er ein glücklicher und guter Mensch werden soll. Nur müssen wir uns bescheiden und sorgsame Auswahl treffen. Vor allem wertvoll sind unsere eigentlichen deutschen Volksmärchen, wie sie uns die Gebrüder Grimm gesammelt und geschenkt haben, „damit in ihrem milden und warmen Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen.“ Daneben mögen die Märchen von Kletke, Pröhle,

und in sorgsamer Auswahl die Märchen von Musäus und Bechstein unserm Benjamin Freude machen; dagegen dürften die arabischen Märchen nur mit allergrößter Vorsicht zu verwenden sein, am besten giebt man sie Kindern gar nicht in die Hand; es fehlt dieser Wunderwelt die tiefere Grundlage einer sittlichen Weltordnung, es fehlt der sittliche Boden des Handelns, der sittliche Zusammenhang zwischen Menschenthat und Menschenschicksal, und sie sind, entstanden unter der glühenden Sonne ihres Landes, erfüllt von allzu glühender Phantasie und außerdem von Albernheiten und Geschmacklosigkeiten, während die Wunderwelt Aschenbrödels, Schneewittchens und Rübezahls ein ganz anderes sittliches und ästhetisches Gepräge trägt. Drei Zusätze möchten wir dem Urteil über Märchenlesen noch hinzufügen. Erstens! Gervinus hat einmal gesagt: „Wenn der Knabe anfängt, Märchen zu lesen, ist die Zeit schon da, wo er sie nicht mehr lesen sollte." Das ist nicht unrichtig, und wir Eltern thun deshalb gut, unserm Benjamin die ersten Märchen zu erzählen, und zwar so, daß sie womöglich in der Dämmerstunde vom Munde zum Ohre gehen und nicht gehemmt sind durch die Fesseln der Schrift. Können wir das nicht, so können wir's ja lernen, indem wir schöne illustrierte Ausgaben, z. B. den Märchenstrauß fürs Haus mit Bildern von V. P. Mohn oder auch die entsprechenden Münchener Bilderbogen als Pfadweiser nehmen. Zweitens! Kranke und nervöse Kinder, die nicht wie die gesunden das Symbolische und Poetische des Märchens ahnen, verschone man mit Märchen; sie können ja auch sonst nicht vertragen, was einem gesunden Jungen gut bekommt. In den Kreisen, wo eine an den lieben Kleinen verabreichte Schulohrfeige bei der überzärtlichen Mutter noch

Wochen lang nachzittert, lasse man Märchen lieber fort. Sie gehören in gesunde Häuser. Und drittens! Wenn etwa ein vier- bis achtjähriger Junge Euch nach dem Anhören oder Lesen eines Märchens sagt: „Das ist ja aber alles Unsinn und nicht wahr", dann soll man solche Überklugheit im Interesse gesunder Entwicklung beklagen und ernstlich mit sich zu Rate gehen, ob man nicht Erziehungsfehler begangen hat, indem man dem frühesten Alter gegeben hat, was man dem späteren hätte geben sollen. Man giebt doch einem Säugling und kleinen Kindern keine schwere körperliche Nahrung, die erst ein größeres Kind verdauen kann. Weshalb denn auf geistigem Gebiete anders verfahren! Solche superklugen Kinder werden gemeiniglich im späteren Leben prosaische Philisternaturen oder blasierte und unzufriedene Menschen, die vieles für „Unsinn" halten, was guterzogene Naturen als tiefere Lebenswerte erkennen und wertschätzen. Ist es denn wohlgethan, den Wahrheitssinn so äußerlich auszubilden, daß der Sinn für poetische Wahrheiten verloren geht und diese mit der rohesten Wirklichkeit auf eine Stufe der Abschätzung geschoben werden? —

Unter dieselben Gesichtspunkte ist die Sagenlektüre zu stellen, die eine rechte und echte Knabenkost ist, vor allem die Heldensage. Die Helden bewegen sich als volle, ganze Menschen im wirklichen Leben, sie können zum Ideal der Jugend werden mit ihren Mannestugenden und in ihrer Manneskraft. Achill, Hektor, Patroklus, Diomedes, Odysseus und Telemach, daneben die deutschen Helden Siegfried, Rüdiger, Hagen, Dietrich von Bern, Wieland der Schmied, Gudrun, Kriemhild und Brunhilde sind Gestalten, die der Jugend lieb und vertraut werden müssen.

Niebuhrs griechische Heroengeschichten, die Sagen des klassischen Altertums von Schwab, Becker, Stoll oder Andrä, die deutschen Heldensagen von Albert Richter, Höcker, Bäßler oder Osterwald mögen die Einführung übernehmen; für jüngere Knaben sind, auch wenn die neuen preußischen Lehrpläne in ängstlichem Patriotismus anders denken, die Sagen des klassischen Altertums, für ältere die deutschen Sagen geeigneter. Daneben mögen Volkssagen, wie sie Simrock in seinen Rheinsagen, Pröhle in den Harzsagen, Grässe in den Sagen des preußischen Staates und Schwab in den deutschen Volksbüchern erzählt haben, der Jugend Sinn und Liebe für Heimat und Heimatspoesie erwecken und stärken. Solche Lektüre wird sich auf das Alter von 10 bis 14 Jahren verteilen.

Neben und nach der Märchen- und Sagenlektüre werden geschichtliche Bücher die beste Geistesnahrung für unsern Benjamin bilden. Keine andere Art von Lektüre hat so viel bildende Elemente. Die Einbildungskraft der Jugend kann durch Lesen geschichtlicher Bücher nicht in falsche Bahnen gelenkt, nicht verderbt und überreizt werden, vorausgesetzt daß die geschichtlichen Ereignisse und Entwicklungen gut und dem jugendlichen Standpunkte angemessen vorgetragen werden. Und an guten geschichtlichen Büchern für jedes Alter und für jede Bildungsstufe ist unser Volk nicht arm. Fehlgriffe wird man hier nicht leicht machen können, wenn man sich nur ein wenig Mühe giebt bei der Auswahl. Die Weltgeschichte hat vortreffliche Darsteller für jugendliche Leser gefunden an Oskar Jäger, an Welter, an Grube und Pütz in den geschichtlichen Charakterbildern. Wollen wir unsern Benjamin bekannt machen mit der Geschichte des klassischen

Altertums, so werden wir Stoll, Roth (Griechische und römische Geschichte, neu herausgegeben von Westermayer) oder die Monographieen, die in der Buchhandlung des Halleschen Waisenhauses erscheinen, wählen. Auch Jäger in seiner Geschichte der Griechen und Römer wird dem reiferen Alter ein trefflicher und belebender Pfadweiser sein. Für die Geschichte Deutschlands nennen wir Stacke, Kohlrausch, David Müller und für reifere Knaben Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit und Sachs deutsches Leben in der Vergangenheit, für das deutsche Mittelalter Onno Klopp (besonders für die Zeiten der Völkerwanderung) und wiederum die Bücher aus dem Verlage des Halleschen Waisenhauses. Die preußische Geschichte hat Vormbaum für jüngere, Ludwig Hahn für ältere Knaben lesenswert dargestellt. Die großen Zeiten der neuen und neuesten Geschichte erzählen mit Geschick Archenholtz (siebenjähriger Krieg), Grosse und Franz Otto (Vaterländisches Ehrenbuch: 1813, 1864, 1866, 1870/71), König (der große Krieg gegen Frankreich) und Tanera in seinen vorzüglichen Darstellungen des Krieges von 1870/71; in sieben Bändchen erhalten wir hier von Mitkämpfern Berichte, die mit lebendiger und packender Anschaulichkeit uns Einzelbilder aus großer Zeit bieten. Tanera hat auch die Kriege Friedrichs des Großen, Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV. und Napoleon I. und die Befreiungskriege der Jugend in schöner, verständlicher und lebensvoller Form erzählt.

Ganz besonders zu empfehlen sind ferner Lebensbilder großer Männer, weil hier die Geschichte nicht nur in wechselnden Ereignissen, sondern in bestimmt ausgeprägten Persönlichkeiten unserm Benjamin nahe tritt. Ich nenne hier

aus der großen Zahl Sach, Charakterspiegel aus Sage und Geschichte sowie Berndt, Karl der Große, Kallsen, Friedrich Barbarossa, Berndt, Gneisenau, die ich aus der reichen Biographieensammlung des Halleschen Waisenhauses herausgreife, ferner aus neuester Zeit Egelhaaf, Kaiser Wilhelm I., von Köppen, Bismarck und aus dem kulturgeschichtlichen Gebiet Göll, Weise und Gelehrte des Altertums sowie desselben Verfassers Künstler und Dichter des Altertums. Aus der reichen geschichtlichen Litteratur habe ich nur einiges genannt des Beispiels wegen, um die Richtung anzudeuten, in welcher sich die Lektüre bewegen mag; vertrauensvoll kann man hier den Eltern vieles überlassen, da Fehlgriffe nicht häufig sein werden. Vorsichtiger, in den meisten Fällen abweisend sollte man sich verhalten den geschichtlichen Erzählungen gegenüber, in welchen wahrhafte Begebenheiten mit romanhaften Zuthaten vermischt werden. Es ist ja richtig, daß die Charaktere und die Verwicklungen in solchen geschichtlichen Erzählungen vielfach bedeutender sind als in freierfundenen Erzählungen, wo kleinliche Verhältnisse, spießbürgerliche Persönlichkeiten und nichtssagende Handlung leicht verflachend wirken. Aber man soll sich doch hüten, Knaben solche Erzählungen in die Hand zu geben, in denen etwa krankhafter Patriotismus Schönfärberei treibt, in denen, um ja die Sache recht interessant zu machen, historische Ereignisse und Personen verschoben und in falsches Licht gesetzt werden, in die der Verfasser seine eigenen Ansichten hineinträgt und in denen er seinen eigenen Geist leuchten läßt, anstatt die Geschichte in ihren gewaltigen Ereignissen und großen Persönlichkeiten selber reden zu lassen. Das wahrhaft Große leidet unter solcher Subjektivität, unter „Geschichtsklitterung“, Heiligschreibung und falscher Verherr-

lichung. Deshalb läßt man solche geschichtliche Erzählungen am besten gar nicht in die Bibliothek unseres Benjamin hinein. Daß er, wenn er ins reifste Alter getreten ist, Freytags Ahnen, die Romane von Wilibald Alexis und Scheffels Ekkehard liest, bringt ja das Leben des gebildeten Hauses mit sich.

Ebenso wie die geschichtliche ist auch die geographische Unterhaltungslektüre fast unübersehbar geworden. Soll Benjamin deutsches Land und deutsche Heimat kennen lernen, so werden, wenn er ins reifere Alter eingetreten ist, Sach, die deutsche Heimat und Kutzen, das deutsche Land, gute Dienste thun; weiter führen ihn auch in seinen jüngeren Jahren Kollbachs, europäische Wanderungen, in noch größere Fernen Falkenhorst in seinen afrikanischen Erzählungen (afrikanischer Lederstrumpf) und Cooper in den (amerikanischen) Lederstrumpferzählungen (von Paul Moritz bearbeitet). Die geographischen Charakterbilder von Grube oder Volz und Hellinghaus und Treuge, aus allen Erdteilen, führen unsern jungen Leser durch die ganze Welt und erweitern in angemessener Weise seinen Gesichtskreis. Sonst soll man mit Indianergeschichten, mit Schilderungen gefahrvoller Jagden und Reisen etwas vorsichtig sein. Der alte Defoesche Robinson (von Julius Hoffmann, Gräbner, Höcker oder Paget herausgegeben) ist ja noch immer eins der anregendsten Bücher, weil die realistische Belehrung und die zahlreichen epischen Momente dieser modernen Odyssee befruchtend und belebend auf den Geist des Knaben wirken, weil Mut, Ausdauer, Findigkeit und Festigkeit des Geistes geweckt werden. Dagegen sollte man mit Schilderungen, in denen Mordscenen und heißhungrige Bestien die Hauptsache bilden, in

denen blutrünstige Menschen, Blutgeruch, schreckliche Roheiten, unnatürliche Todesarten wollüstiges Grausen erwecken, unsern Benjamin verschonen. Wenn in aller Behaglichkeit in einem dieser Bücher (Armand, Jagd- und Reiseabenteuer ꝛc.) erzählt wird, wie flüchtige Indianer verfolgt und schließlich mit nie fehlender Büchse erlegt werden unter Mitwirkung eines großen Hundes, der die Verwundeten vollends zerreißt und sich an ihnen satt frißt, so sollte man sich nicht wundern, daß Deutsche in Afrika unserm Volke keine Ehre machen und daß das deutsche Mensurenwesen zu roher Schlächterei ausartet. Auf diesem Gebiete ist also einige Vorsicht geboten. Ebenso sollte man Reisebeschreibungen nur in Bearbeitungen für die Jugend wählen; denn nicht alles, was Stanley und Brugsch-Pascha Erwachsenen berichten, ist auch für Benjamins Ohren geeignet.

Neben Geschichte und Geographie wird die Naturwissenschaft noch ein geeignetes Gebiet für Benjamins Lektüre abgeben. Grubes Naturbilder, Landsberg, Streifzüge durch Wald und Flur, Kräpelin, Naturstudien im Hause, Masius, Naturstudien und Skizzen aus der Pflanzen- und Tierwelt, Tschudi, Tierleben der Alpenwelt, Beumer, Wanderungen durch das Tierreich, und die Rußschen Bücher (durch Feld und Wald, in der freien Natur ꝛc.) werden Natursinn und die Freude an der Natur beleben.

Wir kommen nunmehr zu dem Gebiet von Jugendschriften, wo Auswahl und Empfehlung am schwierigsten ist, zu der Erzählungslitteratur. Grundsatz muß hier noch mehr als anderswo sein, daß nur das Beste für die Jugend gut genug ist und daß wir nur solche Bücher unsern Kindern in die Hand geben, die auch kindlich gesinnte Erwachsene

ansprechen. Ausgeschlossen sollte deshalb alles sein, was die Erkenntnis irre leitet, was Religion und gute Sitte schädigt, was feindselige oder auch nur unfreundliche Gesinnung gegen unsere Mitmenschen, gegen ihre Konfession, ihre politische Gesinnung, ihren Stand oder Beruf erzeugen kann. Ebenso halte man Schriften der Jugend fern, in welchen triviale Späße breiten Raum einnehmen, aber auch solche Bücher, welche den jugendlichen Geist, der dem Diesseits und dem Leben angehört, mit frömmelnden Redensarten und schwächlicher Gefühlsseligkeit ins Jenseits entführt und von den Erdenpflichten entfernt. Auch die Frömmigkeit, die sich im eigenen hochmütigen Glanze sonnt und herabsieht auf andere Menschen, welche mehr die Natur von Weltkindern an sich tragen, sollte man der Kinderlektüre fernhalten. Aus dem frischen und wirklichen Leben sollen Kindererzählungen ihre Kraft schöpfen, nicht absolute Bösewichter und absolute Tugendbolde sollen dem Kinde vorgeführt werden, sondern Menschen, in denen das Gute mit dem Bösen gemischt ist und jenes mit diesem in ehrlichem Kampfe sich befindet, um zum Siege zu gelangen. Und dann sollte man bei aller Auswahl darauf sehen, daß man mit jedem neuen Buche ein kleines Musterwerk von dauerndem Wert der Bibliothek des Knaben zuführt.

Manch artiges Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswert gewesen,
Das war nicht einmal lesenswert.

Daß glückliche Erzähler nicht eben häufig sind, daß die neuere Zeit und die neueste Zeit weniger glücklich trotz der Fülle und des Reichtums an Büchern ist, das ist leider eine

Thatsache. Deshalb thut man gut, das Altbewährte bei der Auswahl zu berücksichtigen. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes (in der Auswahl von P. Diehl) ist ein altbewährtes, ewig junges Buch, das wir auch heute unserm Benjamin nicht vorenthalten wollen. Noch immer sind Gotth. Heinrich v. Schuberts unterhaltende und belehrende Erzählungen lesenswert; ebenso die Erzählungen von Karl Stöber, bei dem gute und einfache Geschichten sich selbst ungesucht mit nützlichen Lehren umgeben. Und der Verfasser der Ostereier, Christoph von Schmid, sollte, wenn wir auch die zu zahlreichen wunderbaren Fügungen, einige Sentimentalität und die, wenn auch nur vereinzelt hervortretende, konfessionelle Tendenz nicht lieben, doch noch immer ein wirksamer Jugendfreund bleiben, weil er den Wert bürgerlicher Tugenden, der Häuslichkeit, der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit, der Achtung göttlicher und menschlicher Ordnungen, Tugenden, die gerade unserer Zeit not thun, in seinen schönen Erzählungen so wirksam zur Darstellung zu bringen weiß. Schließlich sind auch die Erzählungen des alten Pfarrers von Mainau und die Feierabende von Mainau von Friedrich Jacobs wegen ihres maßvollen Tones und ihrer zugleich belehrenden und unterhaltenden Kraft noch immer lesenswert, wenn sie auch auf den ersten Blick etwas altväterisch erscheinen. Viel gelesen sind in neuerer Zeit die zahlreichen Geschichten von Franz Hoffmann, die meist recht flüchtig gearbeitet und nicht ohne Derbheiten sind, die außerdem unbedeutenden Inhalt und triviale Verhältnisse behandeln. Auch Gustav Nieritz ist recht beliebt; aber der Sinn für geschichtliche Wahrheit und Einfachheit und die Lust zu ernster und anstrengender Beschäftigung wird durch ihn gerade nicht gefördert. Lesens-

werter ist W. O. von Horn; doch muß man bei seinen geschichtlichen Erzählungen vorsichtige Auswahl üben. Nicht ohne Grund und Berechtigung werden Ferdinand Schmidt und Franz Wiedemann gern gelesen. Hervorragender und in jeder Beziehung zu empfehlen sind die Erzählungen von Johanna Spyri, die mit feinem dichterischen Talent, mit vollem Verständnis für die Kinderwelt, mit echt kindlichem Ton Personen und Verhältnisse dem Kinde nahe führt, die erzieherisch nur wirksam und wertvoll sein können. Daneben wollen wir die liebenswürdige Erzählerin Ottilie Wildermuth nicht vergessen. Es scheint fast, als ob in unserer rastlosen Zeit die Frauen mehr Ruhe fänden, unsern Kindern wertvolle Gaben der Lektüre zu spenden als die Männer. In neuester Zeit erst tritt in erfreulicher Weise in den edlen Wettstreit Brandstädter mit seinen Erzählungen ein (Das Rechte thu' in allen Dingen, Erichs Ferien, Friedel findet eine Heimat). In seinen Schriften herrscht Harmlosigkeit, Unbefangenheit, wahres und warmes Leben, tiefes Gemüt, freundlicher Humor, sinniges Naturgefühl, liebenswürdige Beleuchtung von Schule und Leben, wirksame Belehrung ohne absichtsvolle Zudringlichkeit und eine erquickende poetische Sprache und Innigkeit des Tones. —

Ich möchte zum Schluß kommen und noch einmal warnen vor dem Zuviel. Wenige gute Bücher mögen Benjamins Bibliothek ausmachen, und diese wenigen Bücher sollen nicht zu pomphaft und protzig ausgestattet sein, sondern in schlichtem, aber geschmackvollem Einbande, mit gutem Papier und klarem und sorgfältigem Druck, mit sparsamen, aber guten Illustrationen unseres Benjamin Auge und Gemüt erquicken.

Und nun noch eine Gewissensfrage. Was lest Ihr selber, und was enthält Eure eigene Bibliothek? Wenn schlüpfrige Lektüre etwa sich im Hause befindet, wenn die seichten und lüsternen Romane der Modernen und Modernsten auf Eurem Lesetische liegen, wenn Ihr Zeitungen haltet, in denen Skandalsucht Grundmotiv ist, und Zeitschriften, in denen das Versteckt-Obscöne aus jeder dritten Seite hervorlugt, dann nützt Euch alle Auswahl der Lektüre für Eure Kinder nichts, gar nichts; denn sie merken doch sehr bald, was für Geistes Kinder Ihr seid, und werden gleichen Schlages werden; ob zu ihrem Glück, das müßt Ihr selber beantworten, wenn Ihr Euch ernstlich fragt, was denn all der Schmutz unserer modernen Lektüre an Glück in die Welt gebracht hat.

Dreizehntes Kapitel.

Wie erhalten wir unsern Benjamin gesund?

Dieses Kapitel möchte keine Kurpfuscherei treiben, sondern einige freundliche Winke geben zu einer bescheidenen Hausgesundheitslehre, in der es sich nicht um Heilung von Leiden, die wir unserm Hausarzt vertrauensvoll überlassen wollen, handeln wird, sondern um Abwehr von allerlei Gesundheitsfeinden, die wir Eltern ganz gut erkennen und entfernen können, wenn wir nur ernstlich wollen und uns unserer Elternpflichten täglich bewußt sind. Daß ein solches Kapitel nötig ist, das sagen uns ernste Zeichen der Zeit. Das Überhandnehmen von Nervenkrankheiten, von geistigen Störungen, ja von Selbstmordfällen schon in kindlichem Alter mahnen uns, die Augen und das Herz offen zu halten den Gefahren gegenüber, die unsern Kindern drohen. Wir können nicht damit auskommen, daß wir die Schuld einfach der Schule zuweisen; das Haus trifft ein weit größerer Anteil der Schuld und folglich auch der Sorge für Benjamins körperliche Gesundheit, besonders in den größeren Städten, wo hygienische Fragen weit mehr zu lösen sind als in kleineren Städten und auf dem Lande. Es ist ja richtig, daß gegen manche

Feinde unserer Gesundheit auch die beste Sorge nicht wird ankämpfen können; denn zahlreiche Krankheitskeime sind durch erbliche Belastung in unserer Jugend vorhanden; aber ebenso wahr ist es, daß durch das „Milieu“, um einen beliebten modernen Kunstausdruck zu gebrauchen, d. h. durch häusliche, elterliche, erzieherische und gesellschaftliche Einflüsse, die Jugend in ihrer gesundheitlichen Entwicklung vielfach gehemmt und beeinträchtigt wird.

Zur Abwehr und Hilfe immer am Platze und zwar am richtigen Platze zu sein ist Sache der Eltern. Und da heißt nun die erste Regel: Schau selbst nach Deinem Dinge, willst Du, daß Dir's gelinge. Wir Eltern sollten, was körperliche Pflege und Aufsicht anbelangt, nichts fremden Menschen überlassen, vor allem nicht den Dienstboten, die gar nicht dasjenige Interesse für unsere Kinder haben können, das uns unsere Liebe einflößt. Von der Muttermilch an — die Engländerinnen sind hier leuchtende Vorbilder — sollte nur unsere eigene Sorge und Pflege unsern Kindern zu teil werden; wir sollten nicht soviel den Dienstmädchen und den Bonnen überlassen; jedenfalls aber sollten wir, wenn wir auch fremde Hilfeleistungen nicht entbehren können, stets selber „nach dem Rechten“ sehen und uns nicht abhalten lassen von solchen Pflichten durch die thörichten „gesellschaftlichen“ Pflichten, zu denen der Eitelkeitsmarkt des Lebens uns leider immer wieder verlockt.

Wenn wir so selber die Augen immer recht offen hielten, würden wir unsere Kinder vor ihren gefährlichsten Feinden mehr schützen können, als wir es gemeiniglich thun, ich meine vor den bösartigen Ansteckungskrankheiten. Leider läßt sich ja nicht leugnen, daß die Schulen bedenkliche Nester für die

Mehrzahl der Ansteckungen sind, wenn sie auch nicht die Schuld der Weitervertreibung verderblicher Stoffe direkt tragen, sondern die Eltern und Angehörigen, welche bei nahenden oder herrschenden Epidemieen ihre schon leicht erkrankten Kinder oder die nicht gehörig abgesonderten Geschwister offenbar erkrankter Kinder in geradezu sträflicher Gedanken- und Rücksichtslosigkeit zur Schule schicken. Giebt es nicht aber noch andere Stätten als die hygienisch vielgeschmähte Schule, wo Bazillen aller möglichen Krankheiten ihre Pflegestätten haben? Ist's z. B. richtig, in solchen Zeiten, in denen Epidemieen herrschen, die Kinder mit Kindermädchen auf die Sammel- und Spielplätze zu senden, wo massenweise Kinder zusammenhocken, mit einander spielen und sich einander anhusten und aus lieblichster Nähe anhauchen? Ist's ferner nötig, daß unser Benjamin auf jede Kirmeß oder zu jedem kirmeßähnlichen Vergnügen läuft, daß er häufig auf Kinderbälle und in Kindergesellschaften wandert, wo es ja ganz anständig hergehen mag, wo nur in einer Beziehung das Beste und Anständigste fehlt, was Kindern gut thut, wo es an freier, frischer, gesunder und atmungswürdiger Luft mangelt? —

Und recht aufmerksam sollten wir auch bei Benjamins Nahrung sein und hiebei nicht, wie es die feine Welt thut, das Mittel an die Stelle des Zweckes schieben. Man läßt sich's ja heutzutage vielfach nicht deshalb wohl schmecken, um den Hunger verständig zu stillen und den Körper vernünftig zu ernähren, sondern man ißt oft nur deshalb, um sich's über die Maßen wohl schmecken zu lassen und seine Zunge und seinen Gaumen zu kitzeln. Unsern Benjamin sollten wir schlichtweg an einfache Speise gewöhnen, wir sollten ihm

alle Gewürze fern halten, die seine Lebensthätigkeit zu sehr anstrengen, die einen zu schnellen Stoffwechsel befördern, den Geschlechtstrieb reizen und den Körper schwächen. Auch zu heiß essen lassen thut nicht gut; ebenso schadet starker Wechsel von Hitze und Kälte, weil die Zähne zu frühzeitig angefressen und zerstört werden und Magenleiden sich entwickeln oder schwächende Einflüsse auf Schlund, Hals und Lungen sich zeigen. Sodann wollen wir unsern Benjamin so essen lassen, daß ihm stets das Gefühl von Hunger und Sattsein lebendig bleibt und daß ihm nicht das Schicksal so vieler moderner Menschen zu teil wird, die nicht mehr recht wissen, wann sie hungrig und wann sie satt sind; unsere Kinder entgehen doch besser all den Übeln, welche in Unmäßigkeit ihren Grund haben. Hunger macht ihnen hart Brot zu Lebkuchen und, wer an einfachem Mahl sich sättigt, hat keine Beschwerden. —

Einfach wie das Essen soll auch das Trinken sein, damit es der Gesundheit zuträglich bleibe. Deshalb ist Wasser das beste Getränk für unsern Benjamin. Die Natur fordert zur Stillung des Durstes Wasser; alles, was den Durst löscht, löscht ihn nur dann, wenn es Wasser in sich enthält, und um so nachhaltiger und besser, je mehr es davon enthält. Am allerbesten wirkt und schmeckt bei richtigem Durst das reine Wasser. Wer je in Gottes freier und schöner Natur gewandert ist und sich beim Wandern einen recht natürlichen Durst geholt hat, der weiß davon zu erzählen, wie wohlthuend ein Trunk am klaren Quell wirkt. Es besteht auch in der That kein Bedürfnis, welches den Genuß geistiger Getränke forderte. Die meisten Kinder kann man thatsächlich doch nur durch einigen Zwang daran gewöhnen. Für Kinder ist dieser Genuß ein erkünstelter und frühreifer.

Der Glaube des Volkes, daß durch den Genuß des Branntweins in früher Jugend das Wachstum des Körpers zurückgehalten werden könne, ist lehrreich. Zahlreiche Ärzte — besonders Nervenärzte — kommen ja auch mehr und mehr von der Vorschrift ab, Kindern stärkenden Wein zu geben; sie geben stärkende Milch. Und das scheint auch weit gescheiter zu sein. Alles zu seiner Zeit, auch Milch. Diese ist das richtigste Kindergetränk, Wein gebührt nur Erwachsenen.

Zum Essen und Trinken gesellt sich beim erwachsenen Deutschen auch die Zigarre; unserm Benjamin sollte sie möglichst lange fern bleiben, damit er gesund und kräftig bleibt und nicht vor der Zeit an Genüsse sich gewöhnt, die ihm nicht gut sein können. Anstatt langer Auseinandersetzungen mag hier nur eine Geschichte erzählt werden, die manchem Vater zur Warnung dienen kann; sie ist etwas derb, sagt aber die Wahrheit, und Wahrheit in derber Form ist oft wirksamer als zarte Redewendungen. Ein Tourist sieht in Tirol einen Knaben rauchen und spricht der Mutter, die dabei steht, seine ernste Verwunderung darüber aus. „Raucht der Fratz, so frißt er weniger“ tröstet diese ihn und sich und begründet damit die Thatsache, weshalb so viel Knaben beim Heranwachsen bleich, reizbar, nervenschwach werden und frühe welken. Es sieht doch auch recht dumm aus, wenn ein halberwachsenes und ungeschicktes Wesen, ein Mitteldinq zwischen Knaben und Jüngling, sich in Haltung und Genuß mit einer Zigarre abquält; und noch dummer sieht es aus, wenn Vater oder Mutter oder beide mit stiller Bewunderung dabei sitzen.

Luft, frische und gute Luft — das ist ein besseres Gesundheitsmittel für alles Wachstum in der Welt und auch für unsern Benjamin. Hinaus ins Freie mit ihm bei jeder

Luft, bei jedem Wetter! Wenn's irgend angeht und die Zimmer es erlauben, dann laßt ihn bei offenem Fenster schlafen; und fürchtet Ihr die Feuchtigkeit der Nacht, dann laßt Euch für wenig Geld beim Schreiner ein Gacefenster bauen, das Ihr einsetzt, um Tau und Nässe abzuhalten und der Luft ihren Weg zu Eurem Benjamin zu lassen; in einer Stunde thut er 700—1000 Atemzüge: in der Nacht aber atmet er am regelmäßigsten. Wie viel frische Luft atmet er da ein, wenn's Fenster sie hereinläßt, wie viel schlechte Luft muß er einziehen, wenn Ihr das Schlafzimmer luftdicht verschließt. Nach dem Aufstehen soll ferner ein richtiger Junge sich daran gewöhnen, die Fenster ganz zu öffnen und die Betten so zu legen, daß frische Luft überall rechten Zutritt hat. Wir hätten nicht soviel Husten und allerlei Ansteckungskrankheiten, wenn die Betten nicht vielfach so muffig wären, daß ein gesunder Mensch aus hygienischen und ästhetischen Gründen zurückschrecken muß. Und schließlich soll auch im Wohnzimmer für häufige Lüftung Sorge getragen werden. Gesundes Leben hängt zu innig mit dem Genusse der Luft zusammen; das blühende Aussehen, die Stärke und die Lebhaftigkeit aller in frischer Luft thätigen Menschen und das blasse, welke, sieche Aussehen der Städter, besonders der städtischen Zimmerwesen, sollte uns genugsam Lehre und Warnung sein. Und dann noch eine Luftregel. Gewöhnt Eure Kinder doch recht frühe daran, stets durch die Nase zu atmen, und können sie's nicht, dann laßt einen verständigen Arzt untersuchen, ob der Luftweg in der Nase etwa nicht in Ordnung ist. Sie ist ein zu trefflicher Schutz und Schirm gegen allerlei Unwesen in der Luft, das nicht in die Atmungswerkzeuge hineingehört, sondern besser in der Nase sitzen bleibt.

Wie man die Lunge abhärten und schützen kann gegen allerhand schädliche Einflüsse, so soll man's auch mit dem ganzen Körper machen. Kalt baden im Sommer und — wo solche segensreiche Anstalten sich befinden — auch im Winter ist herrliche Gesundheitsförderung. Dreimal, so rät Horaz seinen römischen Landsleuten, sollten sie den Tiberstrom durchschwimmen, falls sie tiefen Schlafes bedürftig seien. Auch unsere Altvorderen legten den Grund zu ihrer Größe und Stärke durch kaltes Baden und Schwimmen. Kaltbaden regelt die Lebensthätigkeit der Haut, schränkt ihre Empfindlichkeit ein, mehrt ihre schützende Kraft, härtet sie ab gegen Wechsel von Wärme und Kälte und hält Katarrh und Rheumatismus fern. Auch andere Anwendung kalten Wassers sollte man sich überlegen. Wir wollen's nicht jedem anraten, aber doch darauf hinweisen, daß es sehr gut thut, sich täglich die Füße in kaltem Wasser zu waschen. Die sich daran gewöhnt und dazu gestärkt haben, sind des Lobes voll von diesem Gesundheitsmittel. Die barfußlaufenden Jungen könnten uns doch auch sagen, daß wir zu weit gehen mit unserer Fußbekleidung und daß wir gar zu ängstlich sind. Diese Jungen machen sich aus nassen Füßen ebensowenig, als wenn wir nasse Hände haben. Also nur etwas mehr Mut in dieser Richtung und etwas mehr offenen Sinn für heilsame Mittel aus unseres Herrgotts billigster Apotheke! Es läuft viel Wasser von Berg zu Thal, das reichen Segen stiften könnte, den es aus seiner Himmelsheimat für die Menschen mit sich bringt.

Auch sonst könnten wir viel thun zur Vorbeugung gegen allerhand Gesundheitsfeinde. Sehr viele Kinder werden schon früh durch Verhätschelung und Verzärtelung verdorben.

Man sollte sie nicht zu warm anziehen und im Winter und im Sommer nicht zu starke Unterschiede machen. Gewöhnung macht ja das Gesicht weniger empfindlich; weshalb nicht auch die übrigen Körperteile? Ein Bettler, der mitten im Winter in seinen Lumpen so vergnügt dreinschaute, wie manch einer, der sich bis zu den Ohren in Pelz einmummelt, wurde gefragt, wie er denn die Kälte aushalte. „Ei, Ihr habt ja auch Euer Gesicht nicht zugedeckt", lautete die Antwort, „so bin ich eben ganz Gesicht." Der berühmte Newton trug Sommer und Winter dieselben Kleider, ohne irgendwie Unzuträglichkeiten oder eine stärkere Empfindung der Kälte zu haben. Nachzumachen brauchen wir's ja gerade nicht, Kopieen sollen wir ja nicht gerade sein; aber unsere Lehren sollten wir aus solchen Vorbildern ziehen und sie zum Besten unserer Kindererziehung verwerten.

Und nun, bevor Arbeit und Erholung besprochen wird, noch einige gute Hausregeln für Körper- und Gesundheitspflege. Für Reinlichkeit der Haare durch häufiges Waschen und gründliches Kämmen und Bürsten sollte man doch rechte Sorge tragen und den armen Benjamin nicht am Haupte belasten durch eitle Lockenpracht, die zu nichts weiter als zum albernen Bewundern gut ist und vielleicht manches dazu beiträgt, daß er, schier dreißig Jahre alt, als Kahlkopf einherläuft. Auch halte man darauf, daß er möglichst viel unbedeckten Hauptes sich umhertummele; wenn er im Schatten wandert, dann lasse man ihn Hut oder Mütze am Bändel tragen, da es der Kopfhaut gut thut, wenn sie in freier Luft sich baden kann; dicht unter ihr ist ja des Menschen beste Stube, wo Verstand, Gemüt und Phantasie das Anrecht haben, in recht gesunder Luft schalten und walten zu können. — Auch

für die Zähne sorge man zeitig. Man lasse nicht zu heiß und nicht zu kalt trinken und nicht scharfen Wechsel einwirken und auch nicht zu Hartes beißen. Gesunde Zähne lasse man mit klarem Wasser häufig — besonders nach Mahlzeiten und abends vor dem Schlafengehen — reinigen; sind sie ungesund, dann bedarf's anderer Mittel, die man sich am besten von einem tüchtigen Zahnarzt sagen läßt. — Als gute Hausregel präge man dem Benjamin auch ein, daß er sich nicht niedersetze auf feuchte oder kalte Erde und auch nicht kalt trinke, wenn er erhitzt ist: Nur bei starker Bewegung unmittelbar nach dem Trunk kann Quellwasser nicht schaden. — Und dann noch eins! Kinder sollte man frühe gewöhnen, die natürlichen Bedürfnisse zu bestimmten Stunden zu verrichten; schon den Benjamin in der Wiege kann man an Pünktlichkeit binden und dazu zwingen und kann auch weiterhin darauf achten, daß die Kleinen der Frau Cloacina zu bestimmter Stunde aus freien Stücken ihre Aufwartung machen. Es ist ja bekannt, daß Kinder, welche ins Spiel vertieft sind und für alles andere achtlos sind, die sanft mahnenden Regungen der Natur zu ihrem Schaden unbenutzt vorübergehen lassen und damit Keime zu allerhand Übeln legen, die im späteren Alter doch recht lästig werden können.

Wir kommen zum zweiten Abschnitt unseres Gesundheitskapitels, zum Abschnitt über Arbeit und Erholung; unter Arbeit verstehen wir hier Benjamins Thätigkeit für die Schule und in der Schule. Daß die Schule heute in Bezug auf Hygiene ihre Pflicht irgendwie versäume, kann man nicht sagen; sie thut im Gegenteil viel, recht viel, fast möchte man sagen, zu viel des Guten, wenn man die Gegenleistungen des Hauses gegenüberstellt. Die lichtvollen, geräumigen, mit

allen Feinheiten der Heizungs- und Lüftungskunde ausgestatteten, mit Schulbänken von geradezu musterhaftem Bau ausgerüsteten Schulpaläste sprechen eine so beredte Sprache, daß man sagen darf, die Mehrzahl der heutigen Schüler haben's zu Hause in gesundheitlicher Beziehung nicht so gut wie in der Schule. Wenn zu Hause nur ebenso sorgfältig für richtige Körperhaltung und richtigen Augenabstand beim Schreiben und Arbeiten gesorgt würde, so würden wir weniger Kurzsichtigkeit (Myopie) und weniger seitliche Rückgratsverkrümmung haben.

Die Schule thut auch, was sie kann, für richtige Arbeitsverteilung; sie hat in Bezug auf die häusliche Arbeit bestimmte Vorschriften aufgestellt, bestimmte Normen festgelegt, die im allgemeinen nicht überschritten werden sollen: für die unterste Stufe sind das 6, für die oberste etwa 8 Stunden Gehirnarbeit. Die Arbeitspläne, die für preußische Schulen gebräuchlich sind, setzen für 10jährige Knaben 1 Stunde, für 11jährige 1½, für 12—13jährige 2, für 14—15jährige 2½, von 16 Jahren ab 3 Stunden häusliche Arbeit fest. Für die Erholungspausen in den Schulen kommen etwa auf 30 Wochenstunden 4—4½ Stunden heraus. Aber — darüber muß man sich klar werden — die Zeitbestimmungen thun's allein nicht; die Zeit ist nicht das einzige, was bei geistiger Arbeit überbürdend oder bedrückend wirkt, sondern auch die Art, wie die Arbeit gethan wird. Wird die Arbeit mit Interesse begonnen, mit dem Bewußtsein der eigenen Kraft und mit steigender Sicherheit ausgeführt, so macht die Zeitdauer sich wenig bemerklich, oft so wenig, daß körperliche Entwickelung auch bei längerer Arbeitszeit nicht leidet und Erholungsbedürftigkeit sich nicht geltend macht. Mit der

Arbeit ist's wie mit der Liebe: dem glücklich Liebenden schlägt keine Stunde, auch dem glücklichen Arbeiter nicht, der mit Liebe beim Werke ist. Unsere Zeit ist nun im allgemeinen, so sehr man in ihr ohne Rast auch nach dem Mammon hastet, innerlich recht arbeitsunlustig und vergnügungslustig. Die Arbeit wird doch von weiten Kreisen als unangenehme Unterbrechung der Erholung und des Vergnügens angesehen, und sie muß unter solcher Schätzung allerdings fast immer bedrückend, überbürdend, nervenabspannend wirken. Wo Gleichgültigkeit überwunden werden muß, wie z. B. bei den meisten Söhnen jugendlicher Rentner, wo Faulheit im Menschen wohnt, wo mangelhafte Anlagen in vergeblichem Ringen mit unbesiegbaren Hindernissen und mit dem trostlosen Gefühle beständigen Mißlingens sich befinden, da wirkt jede Arbeit — auch die einer kurzen Stunde — ermüdend, abspannend und gesundheitsschädlich. Deshalb hat die Wissenschaft der Hygiene allgemein gültige Grenzen für Arbeit und Erholung noch nicht gefunden und wird sie — darauf kann man sich in edler Resignation gefaßt machen — nimmer finden. Denn nicht die Arbeit an sich, sondern auch die Kraft des Arbeiters, seine Ermüdbarkeit, sein Ernährungszustand, sein Temperament (zu deutsch in diesem Sinne „Sitzfleisch"), seine ganzen Lebensgewohnheiten, seine ruhige oder unruhige Umgebung (als da sind unruhige Geschwister, Mütter und Dienstboten) sprechen mit und müssen in Ansatz bei aller Zeitberechnung gebracht werden. Eine Arbeitsdauer, die von einem unter normalen häuslichen Verhältnissen thätigen, nüchternen, kräftigen, gemütsruhigen Jungen mit Leichtigkeit ertragen wird, kann für den unter unruhigen Verhältnissen arbeiten-

den, blutarmen, leicht erregbaren, nervösen, verwöhnten und naschhaften Schwächling eine dauernde Überanstrengung bedeuten. Man soll deshalb nicht gleich die Schule für alles verantwortlich machen, wenn solche Schwächlinge ihren Forderungen nicht gerecht werden; denn Schulen sind keine Krankenhäuser, sondern Stätten für gesunde Knaben. — Man soll eben bei aller Arbeit, soweit man sie unter gesundheitliche Gesichtspunkte stellt, individualisieren und die Erholungspausen danach bemessen. Wer leicht ermüdet, soll häufigere, wenn auch kürzere Pausen machen. Wer stärkere Leistungsfähigkeit besitzt, kann länger arbeiten und bedarf erst nach längerer Zeit einer Ruhepause. Im allgemeinen sind kürzere und häufigere Pausen zwischen geistiger Arbeit günstiger als lange, denn jede Pause wirkt nicht nur als Ruhe, sondern zugleich als Unterbrechung. Niemals sollte man bei häuslicher Arbeit dann mit einer Pause dazwischen fahren, wenn die Arbeit in rechtem Zuge ist. Denn auch durch Arbeit selbst entsteht „Anregung", die leicht durch unangebrachte Ruhe verloren geht. —

Die längeren Pausen nun mit den richtigen Erholungen auszufüllen, darin zeigt sich feine und feinste Erziehungskunst. Die schönste Erholung nach geistiger Arbeit ist und bleibt der Schlaf. Wenn „er kommt, wie ein reines Glück, ungebeten und unerfleht, dann löst er die Knoten der strengen Gedanken, vermischt alle Bilder der Freude und des Schmerzes, und ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonie". Der Schlaf ist das Grab der Leiden und der Auffstehungsort für neue Kraft und Heiterkeit. Sorgen wir also vor allem für recht gesunden Schlaf bei unserm Benjamin. Bis zum 7. Jahre mag er schlafen, so lange er

will; von da bis zum 14. Jahre 9—10 Stunden, von da ab 8 Stunden. Und darin darf man ihn nicht verkürzen durch zu langes Aufbleiben. In diesem Punkte wird viel Unfug mit den armen Kindern getrieben. Es wird ihren Wünschen zu leicht nachgegeben, wenn sie noch gern etwas aufbleiben möchten; auch eigene Wünsche der Eltern spielen hier eine zu wichtige Rolle. Man möchte selbst die Kinder, von denen man am Tage so wenig gehabt hat, noch etwas genießen und man bedenkt nicht, daß die armen Wesen trotz großer Schläfrigkeit ihr Recht nicht bekommen und daß sie morgens schlaftrunken wieder heraus müssen, weil sie abends zu spät ins Bett gekommen sind. Auch zu spätes Abendessen ist leider oft ein Hindernis, daß die Kinder nicht früh genug ins Bett kommen. Der Vater kehrt zu spät vom Stammtisch heim, die Mutter aus irgend einem Kaffeeklatsch; darauf müssen die Kinder warten und sich am Schlafe abziehen, was die Eltern sich am Vergnügen des Guten zu viel gethan haben. Ganz schlimm steht's, wenn den Kindern der Schlaf entzogen wird durch abendliche Vergnügungen: durch Theater, Konzerte, Tanzstunden und Kinderbälle. Man glaube nicht, daß hier übertrieben wird. In kleinen Städten ist's ja besser, in unsern großen Städten wird aber grober Erziehungsunfug vielfach in einem Maße getrieben, daß die Eltern unter Erziehungskuratel gestellt werden sollten. — Auch durch geistige Arbeit vor dem Schlafengehen (ich rechne dazu auch das späte Lesen) sollte das Gehirn nicht überreizt werden, damit es recht bald zur Ruhe komme. Die vielen Nervenstörungen, Augenübel, die Schlaflosigkeit vieler Kinder, das Aufschrecken im Schlaf, die unruhigen Träume hängen mit diesen Ver=

kehrtheiten zusammen. Ist der Junge im Bett, so soll dieses recht vernünftig sein, nicht zu weich und nicht zu hart. Der Kopf sei mäßig erhöht, Kopf und Körper liegen nicht auf Federn, die Decke sei einfach wollen und nicht ein Federn-hochgebirge; im Winter möge ein ganz leichtes Plumeau hinzukommen; durch das Gefühl des Angenehmen lasse man sich nicht zu einem ungesunden Mehr verführen; man gehe nicht weiter, als die Natur es fordert, und erzeuge nicht zuviel künstliche Wärme, auch aus Gründen, die mit dem geschlechtlichen Leben in Beziehung stehen. — Doch nicht der Schlaf allein, sondern auch die länger dauernden Erholungszeiten spielen eine bedeutende Rolle für die Gesundheit unserer Kinder. Die besten Erholungen sind unstreitig völlige geistige Ruhe und daneben körperliche Thätigkeit, die so beschaffen ist, daß sie den Geist nicht zu stark in Anspruch nimmt und etwa neue geistige Arbeit bedeutet. Lesen leichteren unterhaltenden Stoffes, einfache Spiele, behagliches Plaudern im Familienkreise, aus dem Fenster sehen, wo interessantes Leben und Treiben zu beobachten ist, auch ein maßvoller Spaziergang und Turnübungen beseitigen die Ermüdung von geistiger Arbeit und bringen die Geisteskräfte wieder auf ihren gesunden Stand. Sobald alle diese Beschäftigungen erhebliche Anforderungen an die geistige und auch an die körperliche Leistungsfähigkeit unserer Kinder stellen, können sie nicht nur das Schwinden der Ermüdung, die geistige Arbeit hervorgerufen hat, völlig verhindern, sondern dieselbe steigern, auch wenn man sich dessen zunächst nicht bewußt ist. Deshalb sind alle forcierten und schwierigen Spiele, alle erzwungenen Spaziergänge, alle Akrobatenkünste, alle gesuchten sogenannten geistreichen Unterhaltungen, alles

Lesen geistig anstrengender Bücher keine geeigneten Erholungsquellen zwischen der Arbeit des Werktages. Wenn ein hervorragender Hygieniker (Kräpelin) durch Messung festgestellt hat, daß ein zweistündiger Spaziergang die geistige Leistungsfähigkeit in demselben Maße herabsetze wie ein einstündiges Addieren von Zahlen, so sollte man daraus die Lehre ziehen, daß man an solchen Tagen, an denen viel geistige Arbeit unserm Benjamin zugemutet wird, maßvoll sein soll mit körperlichen Übungen und körperlichen Anstrengungen. Man sollte ferner vorsichtig sein mit all den Spielen, zu denen noch ein Magister nötig ist. Spiel sollte Belehrung ausschließen; Anregung soll und kann ja die Schule oder ein Lehrer uns immerhin geben; damit mögen aber die lehrenden Mächte des Lebens sich zufrieden geben und unsere Jugend beim Spiel sich möglichst selber überlassen und nicht zuviel hineinpfuschen, damit diese sich völlig gehenlassen und eigenster Neigung hingeben kann. Wir glauben nämlich nicht daran, daß die Gabe des Spielens bei unserer Jugend verschwunden ist, was uns ja weise Leute weismachen wollen, die die Jugend durch ihre Pedantenbrille anschauen. Jeder gesunde Junge, wenn man ihm nur Zeit und den richtigen Platz gönnt, auf dem er sich tummeln kann, kann selber spielen und spielt auch gern, oft mehr als ihm dienlich ist. Man überlasse ihn nur ruhig sich selber, und wenn man ihm ja einen Lehrmeister geben will, so schicke man ihn unter Seinesgleichen, wo heute wie zu des Prinzen Cyrus Zeiten ein Knabe der beste Lehrmeister des anderen ist. Auch Handfertigkeitsbeschäftigung, die der Erholung dient, sollte man nicht allzusehr lehren. Fürstensöhnen, denen die Berührung mit dem Volke fehlt, mögen solche

Belehrung nötig haben. Unsere Jungen, die denn doch, wenn wir sie gewähren lassen, oftmals mit dem einen oder dem anderen unserer Haushandwerker zusammenkommen, haben genug Lust und Geschick zur Handfertigkeit, um sich selber ihre Wege zu suchen. Daß der Benjamin von heute ebenso gut seine Querpfeife aus Weidenholz sich schneiden, seinen Flitzbogen sich machen und seinen Windvogel sich bauen kann wie der Benjamin von ehemals, das beweist uns die Jugend kleinerer Städte und die Jugend derjenigen Stände, denen ein Lehrmeister zu teuer ist, der ihnen beibringen soll, wie man Schinkenteller, Stiefelknechte und Uhrgestelle schnitzt. Übergeben wir nur unsern Benjamin zu seiner Erholung getrost dem Umgang mit Seinesgleichen, damit er Freunde finde und wie David mit Jonathan das rechte jugendlich gesellige Leben übe, aus dem die Erholungsbedürftigkeit ihre richtige Nahrung schöpft. Und sollte Benjamin mit seinen Genossen auch einmal einen dummen, aber nicht schlechten Streich machen, dann lasse man ihn das nicht zu schroff entgelten. Haben wir selber es denn anders gemacht, als wir jung waren und aus der richtigen Lebensfrische der richtige jugendliche Übermut entsprang? Und haben wir uns nicht gerade bei solchem Treiben geistig und körperlich erholt und gehoben? Also nicht zu viel Erholung machen, sondern sie werden lassen, wie sie sich auf natürlichem Wege ergiebt.

Sollte aber wirklich einmal innerhalb der Arbeitswochen weniger Zeit bleiben zur Erholung, dann wollen wir nicht gleich Zetermordio schreien über die Schule mit ihren Ansprüchen an unsere Jugend. Haben wir doch die ganzen Ferien zur Verfügung, die all den schönen Er-

holungen gewidmet werden können, die genannt sind. In den Ferien ist ja außerdem Gelegenheit, in der Nähe oder Ferne des Heimatsortes je nach den Mitteln, die uns zu Gebote stehen, zum Wandern und Reisen, wobei wir im Interesse unseres Benjamin alle Bergbahnen und modernsten Verkehrsmittel am besten vermeiden, damit er seine Beine zu richtigem Gebrauch und zu erquicklicher Erholung benutzen lerne.

Und schließlich haben wir ja auch den Sonntag noch allemal nach sechs Tagen, an welchem der volle Frieden der Erholung walten kann. Wenn der Bauer nicht mit den Ochsen zum Acker fährt, fahre auch Benjamin nicht zu seinen Büchern, sondern mache am Samstag richtigen Schluß. So versessen auf Latein, Griechisch oder Mathematik er in den Wochentagen sein mag, man bedauere es am Sonntag nicht, daß ihm Livius, Xenophon und der würdige Pythagoras vom Leibe bleiben. An diesem Tage soll sich alles zusammenfinden, was wir an schönen Erholungen kennen; und wir selber sollen, soviel wir können, mit unsern Kindern gemeinsame Sache machen. Was nur von Lebensgenüssen edlerer Art vorhanden ist, was den Menschen in der behaglichen geistigen Atmosphäre erhält, die dem Sonntage als dem Tage des Herrn gebührt, was uns nicht herabzieht ins Gemeine und Triviale, sondern darüber hinaushebt, was als geistige Erholung und körperliche Erfrischung überhaupt der Poesie des Sonntags verwandt ist und puritanischer Sauertöpfigkeit sich fern hält, was alles an diesem Tage an Erhebendem und Erfrischendem zusammenklingt, das ist Gott wohlgefällig und dem Menschen gut und gesund. Verstoßen wir bei der Er-

ziehung unseres Benjamin gegen rechte Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung, dann begehen wir ein Unrecht an der Gesundheit seines Leibes und seiner Seele, und wir bringen ihn um die rechte Erholung und Erquickung, die ihren Segen ausströmen sollen in seine Werktagsarbeit und auf seine geistige und körperliche Gesundheit.

Vierzehntes Kapitel.

Gelegentliches für den täglichen Erziehungsbedarf.

Gelegentliche Scheidemünze, von der viele aber einen Thaler ausmachen, soll in diesem Kapitel geboten werden, scheinbar wertlos, in der That und Wirkung aber wertvoll für uns und unsern Benjamin. Die folgenden Regeln sind hier oder da schon beiläufig erwähnt, sie bedürfen jedoch der Zusammenfassung, damit sie beherzigt werden für den erziehenden Kleinverkehr des täglichen Lebens.

Die erste Regel lautet: An einem Strang ziehen bei aller Erziehung! Als Begründung möge eine wahre Begebenheit dienen. — Über den Schüler N. N. des Gymnasiums zu X. sind seitens der Lehrer beständig bei den Eltern Klagen eingelaufen: Fleiß, Betragen und Leistungen lassen stark zu wünschen übrig. Schließlich gelangt ein energisches Ultimatum ans Elternhaus. Infolgedessen erscheint im Beginne der Sprechstunde beim Direktor der Anstalt die Mutter des Sünders und hält einen nicht ungewandten Vortrag über Grund und Ursache der erzieherischen Mißerscheinung. Sie thue, so versichert sie hoch und heilig, alles, was sie nur thun könne, um den Knaben zu Ordnung,

Fleiß und tüchtiger Arbeit anzuhalten; aber der Vater sei zu schwach; wo sie etwas verbiete, gestatte er's; wo sie mit strengen Maßregeln eingreifen wolle, hemme er deren Ausführung in väterlicher Schwäche. Es bleibe nichts anderes übrig, als daß der Direktor einen recht deutlichen und energischen Brief an den Vater schreibe mit der ernsten Mahnung, seine erzieherischen Grundsätze vernünftiger zu gestalten und den Jungen recht streng und im Einverständnis mit der Mutter zu erziehen. Der Direktor erklärt der Mutter, daß seine Befugnisse nicht so weit gingen, in das Verhältnis zwischen Vater und Mutter, zwischen Mann und Frau regulierend einzugreifen; er könne nur raten, daß eine Einigung und Zusammenstimmung ohne äußeren operativen Eingriff versucht werde. Damit verabschiedet er freundlich und höflich die Mutter, die etwas mißvergnügt über den Mißerfolg ihres pädagogischen Vorstoßes von dannen zieht. Eine halbe Stunde vergeht, da erscheint, ohne zu wissen, daß die Mutter dagewesen, der Vater des Knaben, um dem Direktor zu erzählen, daß nicht er, sondern seine Frau an allem Unglück schuld sei; sie verziehe den Jungen auf alle Weise, erlaube alles, was er verbiete, und nehme den Jungen überall in Schutz, wo er eingreifen wolle; es sei unbedingt nötig, daß der Direktor einen ernsten Brief an die Mutter richte und sie ermahne, ihrer Erziehungspflichten sich mehr bewußt zu werden und den Vater in seinen Bemühungen nicht zu stören u. s. w. (s. oben). — Je weiter der Vater in seiner Rede gelangt, um so humorvoller wird die Stimmung des Direktors. Nachdem jener geendet, klärt dieser ihn auf, daß genau auf demselben Platze, wo er (der Vater) jetzt sitze, vor einer halben Stunde die Mutter gesessen und genau

dasselbe vom Vater gesagt habe, was dieser jetzt der Mutter vorwerfe. Immer größer werden die Augen des Mannes und immer röter das Gesicht. Und als der Direktor geendet, fährt heller Zorn heraus über die Frau, die so hinterhaltig vorgegangen sei; die Sache sei so, wie er berichtet; die Mutter sei an allem schuld, und er werde heimgehen und ihr das schon beweisen. Für den Direktor lag kein Grund vor, die Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau zu hindern; nur den guten Rat hat er dem Vater mit auf den Weg gegeben, daß sie doch ja in Zukunft an einem Strang ziehen und nicht einer die Schuld auf den anderen schieben möchten, falls Mißerfolge an ihrem Sohne sich zeigten. — Wie der eheliche Konflikt weiter sich gestaltet hat, wissen allein die Götter. Das Elternpaar ist noch recht oft errötend dem Direktor begegnet; der Junge wurde nach einiger Zeit auf eine andere Schule in strenge Zucht gegeben. Viel ist aus ihm nicht geworden. Er ist eben einer von den Menschen geworden, für die es ein Glück ist, daß der Vater einiges Geld hat, damit der Sohn es sich nicht selbst zu verdienen braucht. — Die Moral dieser Geschichte ist einfach: Wir sollten doch ja bei der Erziehung unseres Benjamin immer recht einmütig sein und recht zusammenstimmen. Selbst wenn wir einmal nicht ein und derselben Meinung sind, so sollte er nichts davon merken; denn Kinder haben eine sehr feine Empfindung für pädagogische Disharmonieen, und sie verstehen es meisterhaft, ihre praktischen Folgerungen aus solchen elterlichen Dissonanzen zu ziehen. Deshalb, wie gesagt, immer an einem Strang ziehen und ja nicht die Pferde vor und hinter den Wagen spannen!

Eine zweite Hausregel: Immer ruhig Blut, Vater!

Auch zu dieser Regel möge ein Fall aus dem Leben als Illustration dienen. Es handelt sich um einen Vater von 4 Söhnen, der in Amt und Würden stets seine Ruhe und angemessene Haltung zu bewahren weiß. Kommt er mittags nach Haus und an den Mittagstisch, wo seine Jungen um ihn versammelt sind, so pflegt er nach den Ergebnissen der Schulthätigkeit zu fragen und dabei, wenn irgend eine Arbeit nicht geraten ist, so in Wut zu geraten, daß wiederholt die Stunde, wo Vater und Söhne sich von des Morgens Last und Arbeit erholen sollten, zur unangenehmsten, ärgerlichsten und ohrfeigenreichsten Zeit des Tages wird. Immer wieder hat der Vater sich vorgenommen, ruhig zu bleiben; aber immer wieder wird er seinem Vorsatze ungetreu. Meist pflegt der Verlauf der Szene folgender zu sein: Man setzt sich zu Tisch, der Vater fragt: Wie hat's in der Schule gegangen? Mit dem ältesten, Ernst, geht's meist tadellos. Willy aber, der zweite Sohn, hat 10 Fehler im lateinischen Extemporale gemacht und das Prädikat „ungenügend" erhalten. Der Vater dringt in den Jungen, wie das gekommen sei, und bekommt entweder (wie das ganz natürlich ist) gar keine Antwort (denn, wenn Willy wüßte, wie die Fehler gekommen, hätte er vermutlich die Fehler nicht gemacht), oder aber (und das ist ebenso natürlich) es kommt eine herzlich dumme Antwort; beides ärgert den Vater, und das Examen geht weiter. Der dritte Junge ist schuldfrei; aber der unglückselige Rudi, der vierte, hat eine gänzlich ungenügende Arbeit im Rechnen geschrieben. Der väterliche Zorn steigert sich; man ist mit dem Essen bis zu der Pause zwischen Suppe und Braten gelangt; der Augenblick ist günstig; die Szene wird zum Tribunal, Rudi bekommt seine Ohrfeigen und Willy, der

bisher frei ausgegangen, bekommt im Interesse ausgleichender Gerechtigkeit ebenfalls mit gesteigerter Wut seine Ohrfeigen. Die Stimmung ist bis zum Siedepunkt gelangt; die übrige Zeit des Essens verläuft in dumpfer Resignation aller direkt und indirekt Beteiligten. Der Vater aber, der seinem Vorsatze ungetreu geworden ist, geht wiederum in sich und sagt sich: „Was nützt es, wenn wir uns noch so treffliche Regeln geben und diese ungültig machen in unbewachten Augenblicken, in denen wir uns gehen lassen, leider oft mit größter Energie?“ Abends aber geht Vater und Mutter ins Theater, um Hamlet zu sehen; und als dieser kurz vor der Schauspielszene zum Horatio sagt:

„Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege,“

da fühlt der Vater einen leisen Druck von der Seite seiner Gattin her; er denkt bei sich: „Sei in Zukunft ein Mann!“ und nimmt sich vor, nun aber für alle Zeit den alten Adam auszuziehen und dem Grundsatze allewege treu zu bleiben: Ruhig Blut, Vater!

Die dritte Hausregel lautet: Nicht zu viel erziehen wollen! Viele Erzieher, besonders Mütter, verderben's aber dadurch, daß sie gar zu viel an Erziehung denken, wobei es dann vorkommt, daß sie gerade in einem Augenblicke, wo recht kräftig einzusetzen wäre, vor lauter Bäumen den Wald nicht recht mehr sehen. Ich kenne eine tüchtige Mutter, die geistvoll, gewissenhaft und kenntnisreich ist. Diese erzählte mir einst, es werde ihr so schwer, bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten immer den richtigen Gesprächsstoff zu finden; sie

präpariere sich immer schon vorher auf die Gegenstände, die sie vorbringen könne; auch der Hauslehrer, den sie ihren Kindern hielte, helfe ihr dabei; aber oft sei es ihnen unmöglich, etwas zu finden. Schließlich fragte sie mich, was ich denn mit meinen Kindern beim Essen spräche. Die Frage kam mir etwas überraschend; sie allgemein zu beantworten war ich nicht im stande, eine Kapitelüberschrift über meine Tischgespräche zu setzen vermochte ich nicht. Aber um mich aus der Verlegenheit zu ziehen, antwortete ich: „Wenn's nicht anders ist, spreche ich über Tüten und Blasen; im übrigen lasse ich die Gespräche kommen, wie sie wollen, und halte Stoffe fern, die die Gemütlichkeit stören und die meinen Kindern nichts nütze sind. Jedenfalls gestatte ich ihnen, sich bei einer Gelegenheit auszuspannen, wo wir jedem Tiere die Wohlthat der Ruhe gönnen. Wenn wir das Pferd nicht weiter ziehen lassen beim Füttern, dann sollten wir auch unsere Kinder nicht mit schwierigem, gesuchtem Gesprächsstoff anspannen bei ihrem Essen.“ — Auch sonst sollten wir nicht gar zu pedantisch sein; wir Deutschen neigen ohnedies etwas zum Pennalismus. Das Glück der persönlichen Freiheit, das dem jungen Engländer vielleicht etwas zu viel zu gute kommt, genießen unsere Kinder oft gar zu wenig. Die Familie mit ihren besorgten Müttern, Kinderfräuleins, Kinderfrauen und Kindermädchen, die Schule mit ihren nicht selten in die Familiensphäre eingreifenden Forderungen, dazu die hochwohllöbliche Polizei stehen hinter den Kindern, um sie beim Spiel in der Frühlingssonne und im Winterschnee, beim Tummeln und Austoben in Wald, Wiese und Straße, bei ihren Arbeitsruhepausen nur ja immer recht zahm zu halten und ihnen alle kindliche Wildheit und alle Originalität auszu-

treiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als ein kindlicher Philister. Wohlgezogen sind deshalb viele Kinder wie der Weinstock am Spalier, aber sind sie auch wohlerzogen? Können sie ohne weiteres auch ohne Spalier sich halten wie der junge Eichbaum, der sich beim Wetter biegt, der aber nicht bricht oder zur Erde fällt? — Goethe vergleicht einmal die Unarten der Kinder mit den Stengelblättern der Pflanze, die nach und nach von selber abfallen und wobei man es nicht so genau und streng zu nehmen brauche. Er findet die Fehler der Jugend erträglich, wenn man sie als Säure einer unreifen Frucht betrachte. „Der Mensch", so sagt er, „hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir sein werden." Diesen Entwicklungstugenden und -Fehlern gegenüber sollten wir immer recht aufmerksam sein, sollten mehr werden lassen als machen; unser Erziehungswerk sollte möglichst nur darin bestehen, daß die jungen Bäumchen, die doch von gleichem Holz mit uns sind, eben in unserer Nähe wachsen und sich nach uns richten. Und wir sollten nicht wie jene Mutter selbst in dem Augenblicke, wo die Bäumchen begossen werden, fragen: Was müssen wir außerdem noch thun, daß sie gedeihen? Gottes Sonne scheint ja auch noch dazu, daß alles um uns wächst und gedeiht. Ihr wollen wir nicht gar zu sehr durch unser „Zuviel" im

Wege stehen. Denn allzu weise sein wollen ist wohl auch einmal recht thöricht! —

Die vierte und letzte Hausregel lautet: Hütet Eure Zungen vor Eurem Benjamin! Denn sein Ohr hört oft mehr als Ihr denkt. Böse Zungen aber und böses Ohr sind beide des Teufels. Was wird nicht alles gesprochen vor unsern Kindern! Wie unvorsichtig urteilen wir vor ihnen über unsern lieben Nächsten! Wie leichthin sprechen wir allgemeine Behauptungen aus, ohne im einzelnen die genügende Begründung zu haben! Wie leicht sind wir bei solchen Gesprächen geneigt zu glauben, unser Benjamin verstände noch nicht recht das Gespräch der Großen! Und doch haben kleine Töpfe so gut Ohren wie die großen. Das hat auch Goethe einmal erfahren. „Man hatte einst", so erzählt er, „in der Gesellschaft schlecht von mir gesprochen, und zwar erschien die Sache für mich von solcher Bedeutung, daß mir sehr viel daran liegen mußte, zu erfahren, woher der Schlag kam. Im allgemeinen war man hier überaus wohlwollend gegen mich gesinnt; ich dachte hin und her und konnte gar nicht herausbringen, von wem jenes gehässige Gerede könne ausgegangen sein. Mit einemmale bekomme ich Licht. Es begegneten mir nämlich eines Tages in der Straße einige kleine Knaben meiner Bekanntschaft, die mich nicht grüßten, wie sie sonst zu thun pflegten. Dies war mir genug, und ich entdeckte auf dieser Fährte sehr bald, daß es ihre lieben Eltern waren, die ihre Zungen auf meine Kosten auf eine so arge Weise in Bewegung gesetzt hatten." Wir sollten uns überhaupt gewöhnen, niemals etwas Böses von unsern Mitmenschen zu sprechen, wenn wir es nicht ganz gewiß wissen; und selbst wenn wir es gewiß wissen, so sollten wir

uns fragen: Warum erzähle ich es? Vor unsern Kindern aber sollte selbst diese Frage unnötig sein; vor ihnen sollten wir unsere Zungen vollkommen im Zaume halten, sollten das Haus und die Familie eine Stätte des guten Tones, auch des guten Zungentones sein lassen; in die Welt der Medisance müssen unsere Kinder leider doch immer noch zu früh hinaus.

Fünfzehntes Kapitel.

Benjamins Flegeljahre.

Die Flegeljahre bilden in Benjamins Leben einen so seltsamen Entwicklungsabschnitt, daß sie eines besonderen Kapitels bedürfen.

Gegen das Ende der Kindheit, etwa zwischen dem 13. und 16. Jahre, tritt meist die Episode ein, die man als Flegel- oder Lümmeljahre zu bezeichnen pflegt. Benjamin ist in dieser Zeit meist ein rechter Flaps und Schlapps; er fühlt sich als Jüngling, ist's aber nicht; in ihm regt sich ein Gemisch von männlichem und kindischem Gefühlsleben. Es sind das böse Jahre, die manchen Erzieher zur Verzweiflung bringen, die man aber im allgemeinen nicht so tragisch nehmen und mit etwas mehr Ruhe und Geduld ertragen sollte. Die Kennzeichen der Flegeljahre sind sehr mannigfaltig. Die ersten Barthaare erscheinen im Gesicht; das Wachstum zeigt eine auffallende Energie; die Muskelkräfte nehmen zu und auch die Geschicklichkeit, sie zu verwenden; einzelne Gliedmaßen scheinen schußartig ihrem normalen Wachstum vorauszueilen. Die Arme, Beine, Hände und besonders die Nase springen ungebührlich vor; der Junge, der

bisher so niedlich und zierlich war, „eselt sich“ stark. Auch die Stimme verläßt ihre angenehme Klangbahn; sie nimmt einen unangenehmen Ton an, es ist, als ob sie, bevor sie ins Freie gelangt, eine Art von Knüppeldamm passieren müßte, von dem die Klänge meist baßartig widerklingen.

Zugleich regt sich ein starker Drang nach Selbständigkeit; allerhand momentane Einfälle, seltsame Ideen, die dem überschäumenden Gefühlsleben entspringen, drängen zu kräftiger Bethätigung der physischen und geistigen Kräfte. Da der Wille und die sittliche Widerstandskraft noch nicht stark genug sind, setzen jene Einfälle sich in Thaten um, wie es gerade schäumt und braust in dem jungen Flegel. Dazu gesellt sich eine gewisse zungenfertige und maulheldenartige Sucht, sich gegen gute Zucht und Sitte aufzulehnen, die gewöhnlichen geordneten Bahnen anderer Sterblichen nicht zu wandeln. Je nach Art und Beschaffenheit des einzelnen Flegels äußert sich diese Sucht verschieden. Bei körperlich sehr kräftigen Naturen zeigt sich Übermut sinnlicher Kraft und eine starke Begier, sinnliche Genüsse späterer Jahre vorwegzunehmen; kommt Mangel an sittlicher Erziehung und Bildung hinzu, so kann unsagbare Roheit, Ungeschliffenheit, Unbändigkeit und Ungebundenheit des ganzen Wesens sich äußern in systematischer Gewaltthätigkeit, in Neckereien und rohen Quälereien kleinerer Mädchen und jüngerer Knaben, in Verspotten alter gebrechlicher Leute, entstellter und verwachsener Personen, geistig unentwickelter Menschen, besonders Blödsinniger und Schwachsinniger, in Mangel an jeglichem Mitleid und in gelegentlicher Tierquälerei. Wehe, wenn solch ein Flegel Flegelgesellschaft findet, und nach Anschluß strebt vielfach die Jugend in diesen Zeiten. Dann treibt sich eine

solche Genossenschaft mit Vorliebe in Banden auf der Straße umher und verübt allerhand Schabernack und wohl gar Verwüstung fremden Eigentums. Einer sucht den anderen zu überbieten, keiner will hinter dem anderen zurückstehen; jeder möchte sein Ansehen in besonderem Maße begründen. Dazu kommt Renommiersucht, Prahlerei, bewußte Übertreiberei und leider auch ein starker Hang zum Lügen aller Art. Autoritäten liebt dieses Alter noch weit weniger als die Jugend überhaupt, es zeigt eine besonders starke Neigung, sich darüber hinwegzusetzen, darüber zu lachen und gar zu spotten. Auch trägt das Flegelalter gern Bravour ohne Not zur Schau; die jugendlichen Helden, die ihren Eltern ausrücken, um zu den Indianern, nach Ostafrika oder wer weiß wohin zu gehen, gehören meist dem Flegelalter an; auch das erste Gelüste zum Tabakrauchen, zu verbotenem Wirtshausbesuch und zu rohen Kneipereien zeigt sich in diesem Alter. Und leider kommen in diesen Jahren Selbstmordversuche mehr als in anderen Perioden der Jugendentwicklung vor; Renommisterei, verletztes Selbstgefühl und andere krankhafte Gefühlsregungen treiben dazu.

Eine andere Art von Flegeln, die meist aus feinem Hause stammen und unter verhätschelter Erziehung groß geworden sind, zeigt ihr Selbstgefühl in anderer Weise. Sie strotzen von unreifer Eitelkeit. Die Haarfrisur ist bei diesen glatt, tadellos und scheitelgerecht, reichliche Seife kommt zur Anwendung, auch wohl starkduftendes Parfüm, Kragen, Schlips und Vorhemd werden mit besonderer Sorgfalt beachtet, möglichst lange Manschetten mit möglichst auffallenden Manschettenknöpfen ragen bis zu den Fingerspitzen; die Uhrkette wird kokett getragen; Ringe erscheinen auf den Fingern

und — als neueste Errungenschaft der Mode — Bügelfalten an den weiten Gigerlhosen. Diese Gecken und Fatzken unter den Flegeln sind meist wie alle Flegel übermäßig empfindlich, nehmen leicht alles Mögliche übel und lassen sich nicht gern „was gefallen". Welche Art von Flegeln angenehmer ist, jene Naturburschen oder diese pomadisierten und parfümierten Flegel, das ist Geschmacksache. Gesunder Sinn liebt gemeiniglich mehr die Natur als die Überkultur.

Dieses Flegelalter ist nun ungemein schwer zu behandeln und zu erziehen. Um auf den richtigen Weg zu gelangen, soll man vor allem nicht vergessen, daß diese Jahre auch ihre guten Seiten haben, die allerdings weniger hervortreten. Neben jenen grobsinnlichen und äußerlichen Dingen liegen doch auch ideale Züge sehr wertvoller Art. Die Flegeljahre fallen in die Zeit, wo die „erste Liebe" stärker oder schwächer im jugendlichen Herzen keimt, wo Freundschaften gesucht und oft fürs Leben geschlossen werden und wo der zum Jüngling reifende Knabe für Vaterland, Freiheit und Männerwürde starke Begeisterungsfähigkeit zeigt. Das soll uns ein Trost sein und Fingerzeige geben für richtige Behandlungsweise. Da diese Jahre für Eltern, besonders für fein- und zartbesaitete Muttergemüter, eine stete Quelle des Unwillens und der Sorge bilden, so liegt die Gefahr vor, daß zu viel erzogen wird und daß bei dem Zuviel Mißgriffe am häufigsten sind, weil sie schwer zu vermeiden sind. Scharfe Verbote, Anherrschen und Strafen bringen leicht gesteigerten Mutwillen, offene oder versteckte Widerspenstigkeit, auffallende Leidenschaftlichkeit und geradezu rohen Ungehorsam hervor. Deshalb wende man andere Mittel an. Es kommt darauf an, in diesen Jahren sich den vollen

Einfluß auf das jugendliche Gemüt zu bewahren und die Offenheit des eigenen Kindes zu erhalten. Hier scheiden sich leider oft Väter und Söhne innerlich für lange Zeit; hier werden aber auch die besten Freundschaften geschlossen zwischen Vätern und Söhnen, wenn ein kraftvoller und zugleich nachsichtiger Vater dem heranwachsenden Jüngling zur Seite steht und wenn dieser unter verständiger Leitung richtig genießen und richtig entbehren lernt. Vor allem kränke man nicht die zarte Empfindung in diesen Jahren. Sie ist sehr empfänglich für Anerkennung der nahenden Männlichkeit, gegen nichts aber empfindsamer als gegen Nichtbeachtung dieses Wachstums. Das unbeholfene und ungelenke Benehmen mache man möglichst wenig zum Gegenstand des Spottes und des Tadels. Man werfe nicht mit Vorwürfen um sich, in denen beständig der „dumme Junge“ als Vokativ wiederkehrt. Dumme Jungen sind diese heranwachsenden eben nicht mehr, wenigstens keine rechten Jungen mehr, wenn sie auch bisweilen noch herzlich dumm sind. Auch vermeide man Schläge, vor allem Ohrfeigen, in diesen Jahren der Gärung; zu leicht schäumt sonst das Gefäß über. Auch bei der „ersten Liebe“, beim „Poussieren“, wie die Jungen selber sich ausdrücken, sei man nicht zu rauh und zu spöttisch. So lange Sittsamkeit in jungen Menschen wohnt, soll man vorsichtig, nachsichtig sein und ohne Prüderie verfahren; man nütze vielmehr die ideale Strömung aus, die in der ersten Liebe goldnen Zeit wogt. Es sind die schlechtesten Jungen nicht, die Herzensrichtungen haben. Vorsichtig also im Tadel! Verständiges Zureden hilft mehr; Rücksicht aufs Alter empfindet der werdende Jüngling wohlthuend. Man vermeide es deshalb, in Gegenwart von Dienstboten und jüngeren

Geschwistern Vorhaltungen zu machen, fasse überhaupt die Behandlung lieber zu hoch als zu niedrig, appelliere ans Ehrgefühl, trete ja nicht dem Gerechtigkeitssinn zu nahe und verbittere nicht durch zu harte Worte und zu harte Strafen. Es ist aber eigentümlich, wie verkehrt in dieser Beziehung die Erziehung vielfach fährt. So lange Kinder klein sind, in den ersten 6—8 Jahren ist man vielfach zu nachsichtig, milde und liebevoll; man behandelt Wesen, die noch nicht recht denken und richtig empfinden können, zu früh, wie man Heranwachsende behandeln sollte; man greift beständig eine Erziehungsart vorweg, die späteren Jahren gut thäte; man wirft viel zu früh Erziehungsperlen dahin, wohin sie nicht gehören, um sich später in den der Reife nahenden Jahren gewissermaßen selber korrigieren zu müssen und mit Macht- und Gewaltmitteln einherzufahren, wo diese nicht mehr am Platze sind. Man hat das Hänschen mit Mitteln behandelt, die für Hans gut wären, und muß nun gegen Hans nachholen, was bei Hänschen schon angebracht gewesen wäre. Da ein solches Verfahren dann meist nutzlos ist, verzweifeln die Eltern an sich und an ihrem Sohne und schicken ihn hinaus in fremde Hände und in fremde Pensionen, damit hier gut gemacht werde, was im Hause zur richtigen Zeit und Stunde versäumt worden ist. Hoffen wir, daß wir mit unserm Benjamin selber fertig werden! Lassen wir ihn deshalb auch nur möglichst oft anrennen an seiner eigenen Dummheit und am reiferen Urteil der Erwachsenen, damit er selbst das Kindische, Knabenhafte, Taktlose und Unbescheidene in seinem halberwachsenen Wesen erkenne. In keinem Lebensalter muß Benjamin ferner mit seinem Umgang vorsichtiger sein; zu keiner Zeit sei man wirksamer mit

der Einwirkung echten, rechten, reinen und keuschen Familienlebens; man halte bedenkliche Einflüsse des Theaters fern, richte die Aufmerksamkeit darauf, wie Benjamin in geschlechtlichen Dingen sich verhält, rede aber beileibe nicht zu viel von diesen Sachen und vor allem nicht in den Farben der Hölle von den Folgen geschlechtlicher Verirrungen. Ob Tanzstunden gerade in diesem Alter nutzbringend sind, wird bezweifelt, weil diese Parforcedressur zu sogenanntem feinen und anständigen Benehmen doch immer nur äußerlich wirkt und weil man den natürlichen Entwicklungsgang zu wahrer Feinheit und wahrem Anstand, der im vollendeten Jünglingsalter von innen heraus sich vollzieht, nicht beschleunigen kann. Meist kommen Flegel aus Tanzstunden doch nur heim als lackierte Barbaren.

Also in Summa thut man gut, dem beginnenden Jünglingsalter, wo nicht bloß das Streben nach Selbständigkeit sich zu regen beginnt, sondern auch die Fähigkeit, selbst zu handeln, eintritt, mehr negativ, einschränkend, behütend und sorgsam leitend gegenüber zu treten und nicht immer nur gebietend aufzutreten. Schwächere Naturen bleiben sonst in kindlicher Unselbständigkeit; kräftigere werden zu verhaltener oder offener Opposition getrieben. „Übersehen können, aber danach sehen!“ sei die Parole für Flegelbehandlung. Man sehe bei Halbjünglingen so lange durch die Finger, wenn sie einmal ungelenk, ungeschliffen und taktlos sind, so lange der generelle, der natürliche Charakter der Flegeljahre sich zeigt und keine außergewöhnliche, individuelle Rohheit durchbricht. Und will man schier einmal verzagen in den Erziehungsnöten dieser bösen Zeit, so tröste man sich mit dem Worte eines erziehungserfahrenen Arztes: „Der Jüngling, welcher

den Knaben abstreift, äußert sich, je besser er begabt ist, je tiefer und kräftiger sein Charakter angelegt ist, um so flegelhafter. Ihr Erzieher, habt doch ein volles Herz für die brausenden Naturen: wo es nicht schäumt und gärt, lebt kein tüchtiger Geist.“ Noch mehr getröstet und hoffnungsfreudig werden wir sein, wenn wir Goethes Wort dazu beherzigen:

„Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders sein:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein.“ —

Sechszehntes Kapitel.

Affenliebe.

Es ist nicht lange her, da kam ein reicher Deutsch-Amerikaner mit seiner Familie nach Kissingen. Hier kaprizierte sich seine mit guter europäischer Erziehung und guter europäischer Lebensart nur wenig vertraute Gattin darauf, ihren halbwüchsigen Sohn als Gast und Tänzer in die für die Kurgesellschaft veranstalteten Tanzreunionen einzudrängen. Der Badekommissar hielt das für ungehörig, da Kinder in Deutschland im allgemeinen in die Kinderstube gehören und nicht in den Tanzsaal; er machte den Vater darauf aufmerksam, daß Kostüm und Alter des jugendlichen Tänzers nicht zu der übrigen Umgebung stimmten. Darob entspann sich ein Wortwechsel, in dessen Verlauf der Vater den Badekommissar gröblich beleidigte und sich sogar zu Realinjurien hinreißen ließ. Der Badekommissar stellte Strafantrag, der Amerikaner mußte eine hohe Kaution stellen (etwa 60—80000 Mark), und das Gericht sollte entscheiden.

Damit zeigte sich aber Bruder Jonathan nicht einverstanden. Er und sein Anwalt setzten Himmel und Erde in Bewegung, um die Kniehosen des jungen Amerikaners aufs

Diplomatische hinauszuspielen, nicht ohne scheinbaren Erfolg. Der Fall wurde in Erwägung genommen. Ein Ausgleichsversuch wurde angebahnt. Der Badekommissar aber mochte nichts davon hören, die ihm angedrohten Schäge mit einer Abbitte und etwas Geldbuße gesühnt zu sehen. Da schließlich die „Ausgleichsverhandlungen" sich ebenso schwierig zeigten wie die Lösung der Erziehungsfrage, ob ein 14jähriger Knabe auf einen Ball für Erwachsene oder ins Bett gehöre, machte das Gericht in Kissingen einen Strich durch alle Berechnungen und verdonnerte kurzweg den liebevollen Vater zu 14 Tagen Gefängnis und 600 Mark Geldbuße. Hinter bayerischen eisernen Gardinen zu sitzen, verspürte der Amerikaner wenig Lust; er ließ durch seinen Anwalt ein Begnadigungsgesuch an den Prinzregenten einreichen und im besonderen um Umwandlung der Gefängnisstrafe in eine Geldbuße bitten. Dieses Gesuch hatte keinen Erfolg. — Man sollte denken, der Amerikaner habe nun seine Kaution stillschweigend fahren lassen. Das geschah aber nicht; sondern zwischen den auswärtigen Ämtern der nordamerikanischen Staaten und des Deutschen Reiches ist es dann noch zu einem eingehenden Schriftwechsel gekommen, dessen Folge glücklicherweise war, daß Amerika von Europa einen Korb in bester Form und Güte bekam.

Und was war die erste Ursache all dieser Aufregung diesseits und jenseits des Meeres? Die *Affenliebe* eines schwachen Vaters und einer herrschgewaltigen Mutter. „Glücklicherweise," so denken jetzt Leserinnen und Leser, „kann so etwas einem Deutschen nicht passieren. Wir Deutschen sind doch bessere Menschen; wir verstehen uns besser auf gute Erziehung. Wir kennen bei uns eine solche Affenliebe nicht."

Wirklich nicht? — Richtig ist, daß wir das starke Maß amerikanischer Frechheit und Dreistigkeit nicht kennen; aber Affenliebe bewegt deutscher Mütter und Väter Herz so gut wie das Herz amerikanischer Eltern. Wir brauchen nur einmal mit offenen Augen und einfachem und gesundem Erziehungsverstand um uns zu blicken. Ist es nicht Affenliebe, wenn das Kind schon in der Wiege auf alle Weise verhätschelt und verzärtelt wird? Statt das Kind mit dem ersten Tage seines Erdendaseins an Einhaltung von Ordnung und Zeit im Genusse seiner Nahrung zu gewöhnen und so den ersten Grund zu Mäßigkeit, Gehorsam, Geduld und — Menschenglück zu legen, läßt sich die Affenliebe leiten vom Geschrei des Säuglings. Die Stimme der kleinen Unvernunft ist die Signaltrompete, daß Affenliebe gehorsam antritt und thut, was der Unverstand will, daß Affenliebe dem kleinen Schreier womöglich noch als Dämpfer einen Saugbeutel zum unausgesetzten Lutschen ins Mäulchen steckt und so das kleine Wesen begehrlich, genußsüchtig, leckerhaft vor der Zeit macht. Ist es nicht ferner Affenliebe, wenn Mütter in die Gesellschaft Erwachsener ganz kleine Kinder schleppen, um sie bewundern zu lassen, Kinder, die vorläufig noch dem Naturdrange nach allen Richtungen hin und mit allen Körperteilen freien Lauf lassen und die Sinne und den Geschmack Erwachsener vorderhand noch recht beleidigen? Ist es nicht auch Affenliebe, wenn in Kaffee- und andere Visiten die lieben Kleinen prächtig aufgeputzt hineingeschleppt werden, um zum Mittelpunkt des Interesses und des bewundernden Beifalls gemacht zu werden? Mögen solche Kinder auch häßlich sein wie die Nacht, die Mutter sieht's nicht, und die Gesellschaft darf's nicht sagen, sondern muß

aus allen Registern gesellschaftlicher Höflichkeit heucheln, um sich innerlich damit zu trösten, daß die Liebe, d. h. die Affenliebe, blind ist und von jeher gewesen ist. Heißt's doch schon bei Horaz:

„Den schielenden Jungen
Nennt sein Väterchen „Blinzler", den zwerghaft gewachsenen Burschen
„Püppchen", und „Teckelchen" ruft er das Kerlchen mit säbelgekrümmten
Beinen; und steht sein Junge auf schwulstig verwachsenen Knöcheln,
Lallt er ihn „Humpelchen" an."

Ist der Junge dumm, unbegabt, faul, bekommt er ein schlechtes Zeugnis, wird er nicht versetzt, so findet die Affenliebe allerhand entschuldigende Milderungsgründe: die Schule und die Lehrer sind schuld, sie wissen den Jungen nicht zu beurteilen, sie beurteilen ihn falsch und ungerecht, sie machen zu hohe Ansprüche, sie „haben etwas" gegen den armen Jungen, der doch immer so fleißig war und ein so heller Kopf ist. Wenn auch die Zeugnisse, die Dreiviertel-, ein Halb-, ein Vierteljahr vor der Versetzung den Eltern zugegangen sind, noch so deutlich gesprochen haben, wenn sie auch schon ausdrücklich darauf hingewiesen haben, daß voraussichtlich der Junge in der Klasse zurückbleiben werde: tritt schließlich die Thatsache der Nichtversetzung an die Affenliebe heran, so ist diese „wie aus den Wolken gefallen", daß der Junge die Reife nicht erlangt hat, der sich in „den letzten Wochen" noch so rührend angestrengt habe. Der arme Junge ist also unschuldig an seinem Schicksale, es sind die bösen Lehrer und die Schule bis zum Direktor hinauf. — Übt

der Junge allerlei Allotria auf dem Schulwege, zieht er an den Schellen friedlicher Einwohner, wirft er in roher Weise mit Steinen nach Menschen und Fensterscheiben, so bekommt er in einem gesunden Hause Prügel; die Affenliebe bricht in Klagen darüber aus, daß der liebe Junge zu Hause so etwas nicht lerne; von den Mitschülern nehme er das an, und der Lehrer thue nicht genug seine Pflicht, daß er den unverdorbenen Knaben nicht schütze vor solchen verderblichen Einflüssen. Macht der Junge einen Ausflug mit Kameraden oder mit der Schule und kommt er dann heim voll des guten oder schlechten Bieres, so wird ein vernünftiger Vater die Strafe und Verachtung dem Jungen angedeihen lassen, die er verdient. Die Affenliebe beklagt und bemitleidet den Jungen als ein Opfer seiner Mitmenschen. Der Lehrer ist schuld, auch wenn er strengste Anordnung gegeben hat, daß jeder Junge nur ein, höchstens zwei Glas Bier trinken dürfe; der Lehrer ist schuld, auch wenn der Junge sich von seinen 40—50 Wandergenossen weggestohlen hat, um heimlich das Lehrerverbot zu übertreten; die Mitschüler sind schuld, die den armen Jungen verführt haben zu unmäßigem Biergenuß. Daß aber der Schlingel vom Hause mehr Geld mitbekommen hat, als er beherrschen kann, daß die Mutter ihm so viel Geld mitgegeben hat, daß er sich ein solches Quantum Bier genehmigen konnte, das zieht Affenliebe nicht mit in Rechnung; ihr ceterum censeo ist: der arme Junge ist unschuldig, die böse Welt hat sich an ihm versündigt. — Man glaube nicht, daß hier übertrieben wird. Die Bilder sind genau nach dem Leben gezeichnet und könnten vermehrt werden um eine erkleckliche Zahl. Es ist geradezu unglaublich, was

Affenliebe alles leistet. Dem verlogensten Jungen, der dem harmlosen Elternpaare die sichtbarsten und fühlbarsten Bären aufbindet, wird mehr geglaubt als jedem Erwachsenen; und ihm wird nicht allein geglaubt, er bekommt noch von den Eltern denen gegenüber, die des Jungen Aussagen bezweifeln, die in der Lage sind, die Lüge nachzuweisen, das ehrende Zeugnis im Brustton affenliebender Überzeugung ausgestellt: „Mein Junge lügt nie". Mein Junge! Wollten doch alle affenliebenden Eltern sich abgewöhnen, Leuten, die sich denn doch gar nicht interessieren für anderer Leute Kinder und auch von Rechtswegen gar nicht interessieren können, lästig zu fallen mit Erzählungen von „meinem Jungen". Noch schrecklicher wird Affenliebe, wenn sie mit allen Vornamen der Kinder operiert, wenn sie den Nachbarn in Gesellschaft beständig Geschichten erzählt von „meiner" oder „unserer" Clara und Minna, von „meinem" oder „unserem" Christian und Kurt! Wenn solche Eltern doch wüßten, wie innerlich gleichgültig dem Nachbarn es ist, was Clara und Minna, Christian und Kurt für Wunderkinder sind! — Seltsam ist Affenliebe auch, wenn sie um Rat fragt. Sie hört äußerlich auf den Rat, der ihr gegeben wird, thut aber schließlich doch, was sie will. Du kannst einer affenliebenden Mutter, auch wohl einem Vater gleichen Kalibers stundenlang Vernunft predigen; sie sehen vielleicht ein, daß Du recht hast; sie gehen von Dir mit dem festen Entschluß, Deinem Rate zu folgen; wenn sie aber ihrem Jüngelchen gegenüber stehen, wenn's zum Handeln kommt, folgen sie dem falschen Naturtriebe des Herzens und nicht der Vernunft. Sie thun, was sie nicht lassen können, sie thun nicht, was sie vernünftigerweise thun sollten. Luthers Wort bewahrheitet sich hier:

„Die falsche Naturliebe verblendet die Eltern, daß sie das Fleisch ihrer Kinder mehr achten denn die Seelen.“ Die Affenliebe kann nicht hart sein, nicht verwehren, nicht nein sagen für das wahre Wohl des Kindes, sie kann nur ja sagen zu seinem Schaden; sie läßt sich vom blinden Gutsein wie von einem Naturtriebe beherrschen, erlaubt, wo sie verbieten, ist nachsichtig, wo sie strafen, läßt geschehen, wo sie verwehren sollte. Die Affenliebe ermangelt jeden klaren Bewußtseins in Beziehung auf das Erziehungsziel; sie ist kurzsichtig; sie will dem Kinde wohl thun, aber sie wählt falsche Mittel; sie läßt sich von augenblicklichen Empfindungen verleiten, anstatt sich von ruhiger Besonnenheit und Überlegung leiten zu lassen. Sie wird, anstatt das Kind zu führen, von diesem verführt. Sie hat keine ruhige, echte Widerstandskraft und läßt sich von des Kindes Widerspruch, Eigensinn, Trotz oder auch von Bitten, Schmeicheleien, Thränen des jungen Tyrannen tyrannisieren. Sie ist das Gegenteil von wahrer Liebe, die auch vor Strafen nicht zurückschreckt. Die Bibel sagt (Sirach 30, 1): „Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Rute, daß er hernach Freude an ihm erlebe“, und ein andermal (Sirach 30, 9): „Zärtle mit deinem Kinde, so mußt du dich hernach vor ihm fürchten; spiele mit ihm, so wird es dich hernach betrüben.“ Wer sein Kind verzärtelt, hat niemals dessen wirkliche zukünftige Wohlfahrt im Auge, sondern sein eigenes und des Kindes augenblickliches Wohlbehagen. Affenliebe ist im Grunde nichts weiter als Selbstliebe, die keine Selbstverleugnung zum Besten des Kindes üben kann, die die eigenen schwächlichen Neigungen nicht bekämpfen kann. Und die Folgen affenliebender Erziehung sind meist recht traurige. Das Kind wird unfähig, sich etwas

zu versagen oder das geringste Widerwärtige zu tragen; es kehrt sehr bald anspruchsvolles Wesen heraus, offenbart Mangel an Liebe und Pietät und zeigt geradezu Lieblosigkeit gegen seine Eltern. Es kommt vor, daß mit Affenliebe erzogene Kinder grobe Ungezogenheiten gegen ihre Eltern begehen. Und wenn diese sich dann über Undankbarkeit des Kindes beklagen, so thun sie dem Kinde unrecht; denn für schlechte und verkehrte Erziehung soll man keinen Dank verlangen, sondern Strafe. Wenn doch die affenliebenden Eltern bedenken wollten, wem sie sich gleichstellen. Der bekannte Brehm möge sie darüber belehren; nachdem er in seinen populären Vorträgen („Vom Nordpol bis zum Äquator" S. 227) die Hilflosigkeit der neugeborenen Affen geschildert hat, sagt er: „Erst nach Ablauf geraumer Zeit, selten früher als nach Monatsfrist, beginnen sie einzelne Bewegungen zu versuchen, benehmen sich jedoch dabei so ungeschickt, daß sie eher zum Mitleid als zum Lachen reizen. Diese Wechselbälge aber werden, vielleicht gerade ihrer Hilflosigkeit halber, von ihren Müttern mit solcher Zärtlichkeit betrachtet und behandelt, daß der Ausdruck „Affenliebe" durchaus richtig erscheinen muß. Jede Affenmutter macht sich beständig mit ihrem Sprößling zu schaffen; bald leckt sie ihn, bald reinigt sie sein Fell, bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wolle sie an seinem Anblick sich weiden, bald schaukelt sie ihn, als wolle sie ihn einwiegen ..." Während die Tiere sonst nach dem ihnen anerschaffenen Triebe immer nur für das wirkliche Bedürfnis der Jungen sorgen, während z. B. die Schwalbe die Jungen nur so lange äzt, als sie nicht selbst fliegen und sich Nahrung schaffen können, scheint nur dem Affen mit seiner Menschenähnlichkeit das Vorrecht verliehen

zu sein, sein Junges mit Liebe zu Tode zu quälen. Wenn Darwin Recht hat mit seiner Entwicklungstheorie in Bezug auf die Abstammung des Menschen, so haben wir die Affenliebe als ein Erbstück hoher Ahnen anzusehen. Seine genealogische Tafel aber bis zu den Bewohnern hoher Äste zurückzuführen, wie manche Eltern den inneren Drang verspüren, ist mindestens Geschmacksache.

Siebenzehntes Kapitel.

Benjamins Anstand, Höflichkeit und Takt.

Auch für Benjamins Anstand, Höflichkeit und Takt sollen wir Sorge tragen, damit er das mit ins Leben nimmt, was man im schönsten Sinne des Wortes eine „gute Erziehung“ zu nennen pflegt. Was unter Anstand und Höflichkeit zu verstehen ist, bedarf nicht vieler erläuternder Worte. Der Anstand vermeidet, was für andere widerwärtig, abstoßend oder gar ekelhaft sein könnte; die Höflichkeit ergeht sich nicht nur in negativen Leistungen, sondern leistet Positives. Im praktischen Leben wird aber beides vielfach zusammenfließen, und wir thun gut, was dort vereint wirkt, auch hier nicht zu trennen. Natürlicher Anstand und natürliche Höflichkeit werden nun nicht immer zusammenstimmen mit dem konventionellen Anstand und der konventionellen Höflichkeit, welche wechseln nach Zeit und Mode. Konventioneller Anstand und konventionelle Höflichkeit können sich von Natürlichkeit auch wohl einmal erklecklich entfernen, hie und da so weit, daß ein Mensch von gesundem Verstande und guter Erziehung sein natürliches Anstandsgefühl absolut nicht in Einklang zu bringen vermag

mit der wechselnden Anstands- und Höflichkeitsmode. Es sind zum Beispiel weder vernünftige noch ästhetische noch moralische Gründe dafür aufzubringen, weshalb die jeunesse dorée männlichen und weiblichen Geschlechts heutzutage mit ihren zum unschönen Carré formierten Armen in Nasenhöhe einander die Hand zum Gruße heben und weshalb die jungen Männer in ihren Bügelhosen so knickebeinig einherstampfen. Noch viel weniger aber ist einzusehen, weshalb ältere Leute solche Jugendthorheiten nachäffen. Solchen konventionellen Anstands- und Höflichkeitsdummheiten gegenüber, die wie der Mond und die Mode wechseln, geben wir unserem Benjamin am besten den Rat, daß er sich nicht weiter davon ankränkeln lassen möge; er braucht übrigens auch nicht den Reformator zu spielen; denn zu ernster Opposition sind solche Dinge zu unterwertig; er braucht aber auch nicht mit den Modewölfen zu heulen, sondern er lasse sie gewähren, ohne sich die Gemütlichkeit und die Freude am Leben irgendwie stören zu lassen. Halten wir ihn nur immer an zu wahrem Anstand und zu wahrer Höflichkeit. Der wahre Anstand hält vor allem alles zu Unmittelbare, alles Elementare und Rohe nieder, vom Auflodern der Leidenschaften bis hinab zu unschönen Äußerungen der Naturtriebe, Naturbedürfnisse und Naturprozesse, die mit Rücksicht auf unsere Kapitelüberschrift nicht näher bezeichnet werden können. Auch alle schlaffe Natürlichkeit, alles Sichgehenlassen, alles, was den Charakter haltloser Bequemlichkeit an sich trägt, vermeidet guter Anstand, alles Verletzende auf diesem Gebiete verbietet die Höflichkeit gegen unsere Mitmenschen. Eine Menge von selbstverständlichen Äußerlichkeiten gehören hierher; alle können wir nicht bezeichnen, sie sind zu zahlreich;

aber geben möchten wir eine Art von Blütenlese dieser Dinge, auch wenn sie noch so selbstverständlich erscheinen. Es ist ja bekannt, daß gerade das Selbstverständliche im Leben, besonders im erzieherischen Leben, am häufigsten unterlassen wird. Wir werden also darauf halten, daß unser Benjamin nicht mit ungekämmtem Haar, nicht mit schmutzigen Nägeln, schmutziger Kleidung und schmutziger Wäsche vor uns erscheint; daß er völlig angekleidet bei allen Mahlzeiten antritt und nicht etwa in niedergetretenen Pantoffeln heranschlürft. „Reinlich und einfach" sei in dieser Beziehung unser Losungswort. Daß Benjamin Glacéhandschuhe über die Hände ziehe, ist nicht nötig; er kommt zu leicht in Verdacht, daß ungewaschene Hände versteckt werden sollen. Daß wir selbst mit gutem Beispiel vorangehen, ist selbstverständlich; Benjamin wird guter Erziehung leicht entfremdet, wenn Vater oder Mutter bei irgend einer Mahlzeit im Negligé vor ihm erscheinen und wenn die ordnungswütige Mutter in Küche, Keller und Waschraum so maßlos wirtschaftet, daß sie sich selbst darüber vergißt und in einem Aufzuge umherfährt, der alles andere, nur nicht ladylike ist. — Wir sollen ferner unsern Benjamin anhalten, daß er stets freundlich Tageszeit bietet, daß er morgens und abends nicht ohne Morgen- und Abendgruß uns entgegenkommt und von uns geht; daß sein Gruß überhaupt die Formen gewinnt, die sich ziemen, und daß er jedermann grüßt, dem er Ehrerbietung schuldig ist, auch den schlichten Handwerksmann oder Arbeiter, der im Hause einmal thätig gewesen. Benjamin lerne auch, daß er mit zu grüßen hat, wenn sein Begleiter grüßt oder gegrüßt wird; daß er seine Augen auf den richte, den er zu grüßen hat; daß er mehrere Schritte vor der unmittelbaren

Begegnung zum Gruß sich bereit mache. Dann sei Benjamin höflich und dienstbereit gegen jedermann; er gehe neben erwachsenen Leuten so, daß er sie zu seiner Rechten hat; falls man zu mehreren geht, nehme er den älteren in die Mitte. Fragt ein Erwachsener nach Straße oder Wohnung, so begleite er ihn schön, falls er Zeit hat und die Entfernung nicht über seine Kräfte ist. Erwachsene lasse er vor sich ins Zimmer treten, öffne aber selber die Thür. Vor allem aber soll Benjamin niemals in Gesellschaft Erwachsener (abgesehen vom engsten Familienkreise) sprechen, ohne gefragt zu sein, und niemals jemandem ins Wort fallen. In Sparta war der Jugend Schweigen geboten, wenn ein Mann oder ein Greis das Wort hatte, und ein Bibelwort ermahnt die Jugend: „Sie soll sich nicht den Herren gleich achten, und wenn ein Alter redet, nicht darein waschen". Leider ist unsere Zeit überaus reich an Grünschnäbeln; das hängt mit der Affenliebe zusammen, die viele Eltern so erfüllt, daß sie nicht anders glücklich sind, als wenn ihre Jungen sich hervorthun, auch wenn sie noch so ungewaschenes Zeug vorbringen. Auch flüstern soll Benjamin nicht in Gesellschaft; er soll nicht mit Fingern zeigen und soll möglichst niemandem den Rücken zuwenden. Vor einem grauen Haupte und vor einem Erwachsenen überhaupt soll er aufstehen und er soll in seinen Fragen nicht mit dem platten: „Was?" kommen, sondern mit den gefälligen Wendungen: „Was beliebt?", „Was ist gefällig?", „Entschuldigen Sie, ich habe nicht verstanden". Besonders soll unser Benjamin bei allen Mahlzeiten sorgsam beachtet werden und sorgfältig auf sich achten. Er setze sich nicht vor den Erwachsenen nieder; halte Messer, Gabel und Löffel oben am Stiel, esse nicht mit dem Messer und

schlürfe nicht. Seine Bitten um die Speisen und die Speiseschüsseln seien freundlich; aufmerksam reiche er älteren Leuten das Gewünschte, wenn er am Blicke den Wunsch sieht. Er lege seinen Ellenbogen nicht auf den Tisch, bilde also kein Mecklenburger Wappen, sei nicht laut und poltere in keiner Weise. Wenn unser Benjamin seine jugendlichen Freunde zum Besuch hat, so behandele er sie auch als Gäste, d. h. mit Aufmerksamkeit; er hat sich in sie, nicht haben sie sich in ihn zu schicken; er füge sich also in ihre Wünsche. Und dann noch eins! Es ist eine feine Schule der echten Höflichkeit, wenn wir unsern Benjamin auch zu gutem Ton anhalten denen gegenüber, die uns in dieser oder jener Beziehung nicht gleich gestellt sind. Vor allem soll er den Dienstboten Achtung und Höflichkeit erweisen; sind Dienstboten derart, daß das Kind keinen Respekt vor ihnen haben kann, dann gehören sie nicht ins Haus. In manchen Häusern gehört es aber leider zur Sitte oder vielmehr zur Unsitte, daß Kinder Dienstboten ungestraft mißhandeln, schmähen und verhöhnen dürfen. Es ist aber eine feine Zucht, wenn Kinder in Dienstboten nicht nur die Erwachsenen ehren, sondern auch eine Empfindung dafür bekommen, daß es nicht ganz leicht ist, sein Brot unter Fremden suchen zu müssen. Die Dienste, die Kindern geleistet werden, sollten diese nicht auffassen als etwas, wofür ja „bezahlt“ wird, sondern das Kind soll schon durch Höflichkeit jenes Imponderabile, jenes Unwägbare und Unbezahlbare, anerkennen lernen, was auch den Dienenden zum Freien macht. Wie vielfach herrscht hier aber grobe Unhöflichkeit und rücksichtsloses Wesen! Wie leisten wir Erwachsenen so oft häßlichem Tone Vorschub, indem wir den Dienstboten schuld geben, was die Kinder verschuldet haben; indem wir jede Lüge den

Kindern glauben, den Dienstboteu nichts; indem wir in Gegenwart der Kinder die Dienstboten ehrenrührig schelten. Wir sollten doch immer bedenken, daß die Rollen doch auch vertauscht sein könnten. Denn es ist an sich recht wohl denkbar, daß der Herr Bankdirektor oder Fabrikant vom Schicksal zum Hausknecht oder die Frau Professor oder Frau Regierungsrat zur Dienstmagd hätte bestimmt werden können. Dankbarkeit gegen ein gütiges Geschick sollte deshalb eine hilfreiche Dienerin der Höflichkeit sein. Wenn unser alter Kaiser Wilhelm gegen den geringsten seiner Diener, wenn Fürst Bismarck gegen seine Trine Neumann höflich und freundlich waren, so kommt's unserm Benjamin erst recht zu, allewege höflich zu sein gegen seine Umgebung, gegen hoch und niedrig, reich und arm.

Wo und von wem soll er's nun lernen? In Kindergesellschaften und Tanzstunden? Oder sonst wo da draußen in der Welt? Oder aber im Hause und in der Familie? Es ist unstreitig, daß viel verkehrte Ansichten in dieser Beziehung herrschen. Man verwechselt vielfach den äußeren Schein mit echter Feinheit; man bedenkt nicht, daß wirklich humane Formen von außen nicht angelernt werden können, nicht durch mechanische Übung und äußere Nachahmung. Sehen wir uns doch einmal im Leben um. Scheinbar hochelegante Leute mit den glänzendsten Formen bestehen vielfach die Probe nicht. Wenn sie gereizt, wenn sie empfindlich werden, wenn sie für ihre Interessen fürchten oder aber — wenn sie etwas über den Durst getrunken haben, so schwindet die elegante Tünche und der rohe Untergrund tritt hervor — Brutalität der Anschauung, Egoismus und Cynismus zeigen sich in unverhüllter Weise. Dagegen kann man Leuten

aus den schlichtesten Kreisen begegnen, die nie Tanzstunde gehabt haben, weil sie zu arm an Mitteln und zu reich an Arbeit waren, die aber trotzdem tadellos in ihren Formen sind und in allen, auch den impulsivesten Lagen dieselben bleiben, weil der Adel der Seele in ihrem Äußeren Gestaltung annimmt. Bei jenen hat irgend ein äußerlich arbeitender Einfluß, sei es in Gestalt einer Gouvernante oder einer äußerlichen Mutter, die Erziehung zu leiten versucht, bei diesen hat der gute Ton des Hauses in die Tiefe gewirkt und das Gold der Gesinnung frühe gehoben. Und auf die gute Sitte, auf den guten Ton, auf die richtige Verkehrsstimmung im Hause kommt im Grunde alles an. Wir Eltern sollten darin mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn Vater und Mutter bei Hilfeleistungen nnd Handreichungen der Kinder und auch der Dienstboten den Dank nicht vergessen, wenn der Ton, in welchem sie mit der häuslichen Umgebung sprechen, von innerer Höflichkeit getragen ist, wenn der Hausherr gegen seine Frau höflich und rücksichtsvoll ist, so überträgt sich ein solcher Ton auch auf das Ganze, auch auf die Kinder, und allmählich bahnt sich die politesse du coeur, der feine Takt, an, der die schönste Mitgabe ist, die wir unserem Benjamin für seine gesellschaftlichen Bedürfnisse und Beziehungen mit auf den Weg geben können. Der Takt ist ja kein Erziehungsgut aus der Schatzkammer intellektueller oder moralischer Werte; er ist eine gesellschaftlich-ästhetische Gabe, die sich allerdings stets mit jenen Werten berührt; er entspringt feinem Gefühl und feinsinniger Beobachtungsgabe und strömt aus in möglichst schönen Formen. Die Hauptsache am Takt ist die feine Rücksicht auf alle Umstände und Verhältnisse der Person, mit der wir

zu verkehren haben. Wir müssen gleichsam in sie hinein- und auf uns zurückblicken können, um in schneller Formgebung das Ergebnis zu ziehen. Wir müssen den Tastsinn auf die Gefühle und Regungen anderer richten, uns in die inneren Zustände anderer hineinversetzen und uns diese vergegenwärtigen, um unsere eigenen egoistischen Strebungen, Regungen und Worte zurückzudrängen und uns zu systematischer Selbstverleugnung zu erziehen, zu einer Selbstverleugnung, die durchaus nicht zusammenfällt mit Aufgabe der eigenen Persönlichkeit, sondern mit voller Geltendmachung der besten und edelsten Regungen in uns, also unseres besseren Selbst. Wenn unser Benjamin frühzeitig lernt, seiner Mutter einen Wunsch an den Augen abzusehen, etwas zu unterlassen, was auch nur irgendwie den Eltern unangenehm ist, also auch das geringste Wort so zu formen, daß es freundlich wirkt, wenn er frühe an unseren Vorbildern in der Kunst geübt wird, durch Werk und Wort, durch Auftreten und Handlungsweise Vergnügen, Lust und Freude zu bereiten, so wird er das in sich ausbilden, was wir Takt nennen. Ein Mensch von wahrer innerer Höflichkeit spricht nicht zu viel von eigenen Dingen, ist nicht verliebt in Gesprächsstoffe aus der eigensten Interessensphäre, stellt sich auch nicht, als ob er besser, weiser, reicher sei als der Nachbar, rühmt sich nicht seines Ranges, seiner Geburt und seines Vaterlandes und blickt nicht hochmütig auf andere herab, weil sie weniger sind oder haben. Ein solcher Mann nimmt auf fremde Ansichten und Meinungen, auch wenn sie von den eigenen abweichen, die gebührende Rücksicht. Es ist das schönste Kompliment, was man seinem Nebenmenschen machen kann, wenn man ihm stets geduldig zuhört, auch wo man

innerlich abweicht. Darin eben unterscheidet sich die gute Erziehung von der schlechten, daß jene sich im gesellschaftlichen Verkehr Opfer aufzuerlegen weiß. Ein Mann, der sich nicht beherrschen kann, wird's im Takt nicht allzuweit bringen. Sehr treffend berührt einmal Goethe diesen Punkt in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten". Dort sagt die Baronesse: „Überhaupt weiß ich nicht, wie wir geworden sind, wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist. Wie sehr hütete man sich sonst in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem anderen unangenehm sein konnte! Der Protestant vermied in Gegenwart von Katholiken irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholik ließ dem Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war; jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegenteil von allem diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den anderen verdrießt und ihn aus seiner Fassung bringt. O, laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu sein zurückkehren!" In diesem Sinne sollten wir unseren Benjamin erziehen. Es ist nicht nötig, stets mit dem ganzen gewaltigen Apparat der Religion und der Sittlichkeit zu operieren, sondern man könnte mit der schlichten Höflichkeit manches im Leben bewirken, was seine weiteren Wellenbewegungen auch in das Gebiet sittlichen Denkens hinüberspielen ließe.

Wenn wir unseren Benjamin gewöhnen artig zu sein gegen jeden Erwachsenen, sei es, wer es wolle, so gebiert Artigkeit Pietät, und wenn wir ihn anhalten höflich zu sein gegen jedermann, auch wenn er nicht unseres Standes, Ranges und Glaubens ist, so arbeitet diese Höflichkeit der Duldsamkeit und Menschenliebe vor. Kurz durch das Morgenthor der schönen gesellschaftlichen Formen führen wir ihn hinein in ein Gebiet, wo allerhand ernste Tugenden gedeihen, weil eben das Schöne mit dem Guten nahe verwandt ist. Wahrer Takt macht unfähig für jegliche Roheit, macht empfänglich für Schönes, überwindet im kleinen den Egoismus, schärft die Rücksicht auf andere und stellt sich selbst in den Hintergrund, ohne sich etwas zu vergeben und in knechtische Demut und falsche Bescheidenheit sich zu verlieren.

Es kommt nämlich — und das wollen wir unserem Kapitel über Höflichkeit doch noch zufügen — sehr darauf an, wen wir vor uns haben. Es giebt leider recht viel taktlose und hochnasige Menschen in der Welt, Leute, die sich unsagbar viel auf ihren Stand, auf ihren Rang, auf ihr Geld oder auch auf ihre Konfession einbilden. So lange sie das thun in der Stille des Herzens, so lange sie mit ihrer Eitelkeit nur vor ihrem Spiegel bleiben und sich über sich allein, zu zweien oder zu mehreren Ihresgleichen freuen, soll man ihnen ihr Vergnügen nicht stören. Anders liegt die Frage, wie wir uns verhalten sollen, wenn sie uns lästig fallen, wenn sie uns mit ihrer Arroganz verletzen, wenn sie mit ihrer Taktlosigkeit irgendwie gesellschaftlich ungemütlich werden. Was sollen wir in solchen Fällen thun oder vielmehr — denn um ihn handelt's sich hier — was sollen wir unserem Benjamin raten? Wir können nicht lange

schwanken; wir schreiben ihm den Stormschen Vers in sein Stammbuch:

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht, doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wo unserm Benjamin im Leben ein junger Regierungsassessor begegnet, der sich einbildet mehr zu sein als ein im Dienst ergrauter Mann aus einer anderen Beamtenkategorie, oder ein Leutnant, der sich über alles erhebt, was keinen Säbel trägt, oder ein Gymnasialprofessor, der alles besser weiß als alle anderen Sterblichen, oder ein Pharisäer irgend einer Konfession, der Gott dankt, daß er nicht ist wie die anderen, oder ein jugendlicher Geldprotz, den seines Vaters Geldsack aufbläht, oder einer von denen, für die der Mensch erst beim Baron anfängt, oder sonst jemand, der ob seiner Beziehungen zu Byzanz, zum Jenseits oder zu Sybaris allzu dünkelhaft ist, so rate Deinem Benjamin, daß er mit solchen Leuten wenig Gemeinschaft mache; es müssen eben auch solche Käuze da sein; denn gäb' es keine Narren, so gäbe es keine Weisen. Inkommodieren uns derartige Menschen aber trotz aller Zurückhaltung, verletzen sie Deinen Benjamin durch ihre Taktlosigkeiten, dann giebt's nur einen Ausweg, dann muß das gute Wort helfen:

Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalben!

Achtzehntes Kapitel.

Benjamins Lauterkeit und Schamhaftigkeit.

Wenn Anstand, Höflichkeit, guter Ton und feiner Takt im Hause und in der Familie waltet, so steht Benjamins Lauterkeit, Schamhaftigkeit und Keuschheit unter gutem Schutze. Und wenn er von den ersten Tagen seines Erdendaseins rein gehalten und zur Reinlichkeit bei erwachendem Willen angehalten ist, dann ist ebenfalls seiner Lauterkeit glücklich vorgearbeitet. Denn wo die Tugend der Reinlichkeit, wo feine äußerliche Zucht von frühester Jugend an gepflegt wird, da wird sie geradezu Bedürfnis, da wird sie zur zweiten Natur; wo äußerlich sauberes und innerlich decentes Benehmen einander aber begegnen, da fügen sie sich alsbald ineinander, da legen wir den besten Grund für Benjamins sittliches Sein und Werden.

„Rein gehalten Dein Gewand, rein gehalten Mund und Hand,
Rein das Kleid vom Erdenputz, rein von Erdenschmutz die Hand;
Sohn, die äuß're Reinlichkeit ist der innern Unterpfand."

Diese innere Reinlichkeit, die Lauterkeit des Herzens,

die Schamhaftigkeit des Gemütes und die Keuschheit der Seele auszubilden ist eine unserer edelsten und vornehmsten Erziehungspflichten. Es hat Zeiten gegeben, wo man diese Tugenden dadurch am besten zu pflegen glaubte, daß man Kinder schon frühe in die Geheimnisse des Geschlechtslebens einweihte durch sogenannte vernünftige Belehrung. Man hat sehr bald eingesehen, daß dieser Weg nicht der richtige war, denn man machte etwas zum Gegenstande des Nachdenkens, was noch nicht Gegenstand kindlicher Beobachtung und Forschung zu sein braucht. Man reizte die Neugierde auf einem Gebiete, wo sie nicht gereizt werden soll; man rief Geister der Wißbegierde wach, wo Wißbegierde noch unangebracht ist; man trieb die Knaben an eigene Wege der Nachforschung zu gehen in einer Zeit, wo sie diese besser noch nicht gehen oder aber nur unter sorgsamster Leitung der Erzieher. Durch Schaden ist man klug geworden und wieder zur guten, alten Art der Erziehung zurückgekehrt, die einfach das, was unanständig ist, verbietet und als Begründung hinzufügt, daß sich dieses oder das nicht schicke. Warum es sich nicht ziemt, mag das Kind später erfahren und sich klar machen, wenn es in der guten Übung des Wohlanständigen erstarkt und gefestet ist. Zunächst wird bei solcher Erziehung das streng an Anstand und lauteres Wort und Werk gewöhnte Kind vor allem zurückschrecken, was nur irgendwie den Anstand verletzen kann.

Man soll deshalb auch nicht mit übertriebener Ängstlichkeit das Kind behandeln. Sie führt zu leicht das Gefürchtete herbei. Sobald verfrühende Fragen Aufmerksamkeit erregen, sobald unverdorbenen Knaben gegenüber von der Keuschheit auch nur gesprochen wird, so ist sie damit schon

gefährdet; die Phantasie des Kindes ist um eine beunruhigende Vorstellung reicher, sie ist angeregt für Dinge, die ihm noch völlig unbekannt sind und für sein Interesse am besten noch gar nicht existierten. Man vermeide deshalb alle Ermahnungen ins Ungewisse und gehe mit allergrößter Vorsicht zu Werke, damit man bei gutgearteten Jungen die natürliche Unschuld und Schamhaftigkeit nicht verletze oder gar durch Moralpredigten bisher noch gleichgiltig angesehene Dinge begehrenswert mache und auf Dinge, wovor das Auge verschlossen war, die Aufmerksamkeit lenke.

Wenn dann einmal die Zeit kommt, — für den Knaben meist früher als für das Mädchen — wo die notwendige Bewegtheit des Lebens, wo diese oder jene wissenschaftliche Anregung das beeinflußt, was man kindliche Unschuld nennt, dann hat unser Benjamin schon eine Waffe in seinem anerzogenen Schamgefühl, dann ist sein innerlicher Trieb im richtigen Gleise und er läuft darin in den meisten Fällen fort.

Gefährlich kann unsern Kindern auch schlechte Gesellschaft werden, z. B. unfeine Schul- und Spielgenossen und rohe Dienstboten. Es ist unsere Pflicht, in dieser Richtung sorgsam auszuschauen und gute Erziehung zu schützen. Es ist ebenso unsere Pflicht, vor körperlichen Reizungen unsern Benjamin zu bewahren. Unsere Zeit lebt oft zu gut. Darunter leiden nicht selten unsere Kinder, die leicht durch zu fette und zu kräftige Nahrung körperlich zu stark ins Kraut schießen und zur Sinnlichkeit geneigt werden; kommt dazu Mangel an Bewegung, zu vieles Sitzen, zu weiche und zu warme Betten, langes in den Tag Hineinschlafen, so ist ein Nährboden vorhanden, auf welchem sinnliche Triebe bedenklich gedeihen.

Und dann die Schamlosigkeiten in manchen Büchern, in der Presse und auf manchen Bühnen! Die unzüchtigsten Dinge werden offen und mit einem gewissen Behagen dargelegt. Bücher von Zola kommen schon in die Hände der Kinder, wenn Mütter sie lesen. Sudermann ist allgemein verbreitet. Die pessimistisch-naturalistische Litteratur wird allem andern vorgezogen. Man glaubt durch Entkleidungen menschlicher Nacht- und Schattenseiten, durch Schilderung menschlicher Vergehen und Verkommenheit die Menschheit zu bessern, durch Ideallosigkeit Ideale, durch Schamlosigkeit Schamhaftigkeit zu erzeugen. Für die Erziehung möchten solche Grundsätze bedenklich sein. Gemeines zieht Gemeines an. Wer durch Schamlosigkeiten abschrecken will, bedenkt nicht, daß Lust und Reiz nahe neben dem Abschreckenden liegt, daß die Sünde oft reizvoller und schöner ist als schlichte Tugend. Wir halten besser alle diese Dinge von der Erziehung fern und werfen klugerweise nicht den Feuerbrand ins Haus, um dieses von Ratten und Mäusen zu säubern, es möchte sonst selbst Feuer fassen und dem Verderben anheimgegeben werden. Bleiben wir also nur getrost alter, guter Art getreu, die jung und alt durch Freude und Lust am Guten und am Ideal frisch und gesund erhielt. Die Natur des jungen heranwachsenden Menschen hat uns deutliche Fingerzeige in dieser Beziehung gegeben. Wer seine Kinder bis zum gefährlichen Alter, wo Sinnenreiz und Seelenfrieden in Konflikt kommen, gut erzogen und gute Grundlagen gelegt hat, wird die Bemerkung machen, daß dieses Lebensalter gerade in den Zeiten der Gefahr mit Vorliebe nach dem Besten und Edelsten in der Litteratur greift, daß dieses Alter mit Vorliebe für alles Edle, Gute und

Schöne schwärmt. Es scheint Gottes Werk und Gottes Fügung zu sein, daß neben die Gefahr die Abwehrmittel gelegt sind, daß neben den Regungen des Fleisches zugleich des Geistes und Gemütes Schwingen sich rühren. Nur die karrikierende naturalistische Litteratur will uns weismachen, daß es nicht so sei, indem sie uns Zeichnungen seniler und verdorbener Figuren aus dem Jünglingsalter entwirft, die hie und da der Wirklichkeit entsprechen mögen, die doch aber gewiß nicht Regel sind. Jenen jugendlichen Idealismus sollen wir ausnützen, um ihn als Medusenschild gegen unreine Gedanken zu verwerten.

Wo die Lust aber irgendwie empfangen hat, wo die Gefahr vorhanden ist, daß sie die Sünde gebiert, da sollen wir eingreifen, wie und wo wir nur können. Vor allem müssen wir uns überzeugen, ob sich's um Zungensünde handelt oder um Herzensverderbtheit. Ist Besserung zu hoffen, so gehe man fein säuberlich zu Werke. Man suche in freundschaftlichem und vertraulichem Gespräch Eingeständnis zu erhalten; nicht mit Worten braucht uns der Junge das zu sagen, sein Blick wird verraten, wie es um ihn steht. Ist man seiner Sache sicher, dann behalte man ihn im Auge freundlich und liebevoll, mache nicht viel Worte, sondern zeige durch die ganze Art, wie man sich ihm nähert, daß man ihn stützen und schützen möchte. Denen, die noch ankämpfen gegen unsaubere Regungen, wird man ratender Bundesgenosse im guten Kampfe sein; denen, die sich willenlos hingeben, wird man den Willen zu stärken suchen; denen, die durch seelische Reize und üppige Phantasie verführt werden, wird man die Reize fern halten und die Phantasie zu säubern suchen; bei denen, die körperlichen

Reizen unterliegen, wird man den Körper von allem reizvollen Übergewicht zu befreien suchen. Vor allem halte man Körper und Geist in ernster Thätigkeit, das Gemüt in Fröhlichkeit, die Einbildungskraft in frischer Empfänglichkeit für gesunde Eindrücke und den Willen in kräftiger Reaktion gegen alle Schwachheit. Verschonen aber wollen wir unsern Benjamin mit moralischen und anderen Schreckgespenstern; denn wenn das ohnedies deprimierte Gemüt noch von Angst erfüllt wird, so geht der freudige Mut verloren, der am meisten von nöten ist, wo es sich um Abwehr von Unlauterkeit und Unsauberkeit der Gedanken handelt.

Dann aber zum Schluß noch eine gute Regel. Wir sollen mit natürlichen Dingen keine Geheimniskrämerei mehr treiben vor Benjamin, wenn die Spatzen von den Dächern ihm sagen, was wir zu verheimlichen wünschen. Mit ruhigem Ernst und unbefangen können wir dann vor ihm ohne Prüderie die Wahrheit sagen und das Natürliche in schönen Formen und decenter Fassung erörtern. Dann wird sich an unserm Benjamin, wenn anders er bisher gut erzogen ist, das nicht immer wahre Sprichwort als wahr und wirksam erweisen, daß dem Reinen alles rein ist. —

Neunzehntes Kapitel.

Benjamins Sinn für die Natur.

Goethe erzählt uns in einer seiner wissenschaftlichen Abhandlungen über Botanik, wie spät in ihm der rechte Sinn für die Natur erwacht sei. In einer ansehnlichen Stadt geboren und erzogen, habe er seine erste Bildung erworben in der Bemühung um ältere und neuere Sprachen, in poetischen und rhetorischen Übungen. Dazu habe er alles gelernt, was in sittlicher und religiöser Hinsicht den Menschen auf sich selbst hinweise. Auch später habe er nur in größeren Städten gelebt und studiert, wo seine Geistesthätigkeit auf das Gesellig-Sittliche und auf die schöne Litteratur gerichtet gewesen sei. Von dem, was man äußere Natur nenne, habe er als Kind keinen rechten Begriff bekommen. Von Kindheit an habe er nur in wohleingerichteten Ziergärten den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken bewundert, dazu die gewöhnlichen Obstsorten und allenfalls auch Aprikosen, Pfirsiche und Trauben; in der Schule sei ihm wenig oder gar nichts von Naturgeschichte geboten worden. Eine ganz andere Welt sei ihm in Weimar aufgegangen, wo außer anderen unschätzbaren Vorteilen der Gewinn ihn beglückt habe, Stuben-

und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen. Die Freuden der Jagd, die Revisionen der Waldreviere, der Thüringer Wald, den er in seiner ganzen Länge und Breite vor sich gehabt, die angehende Geologie, die sich in jugendlicher Bestrebsamkeit bemüht habe, Rechenschaft von dem Grund und Boden zu geben, worauf die uralten Wälder sich angesiedelt, Nadelhölzer aller Art mit ernstem Grün und balsamischem Duft, Buchenhaine von freudigerm Anblick, die schwanke Birke und das niedere namenlose Gesträuch, alles das habe seinen Platz gesucht und gewonnen in seiner Anschauungswelt und habe ihn reicher gemacht um den Sinn für die Natur, der im Vaterhause nicht viel Nahrung erhalten habe. Diese Richtung gegen die Natur, besonders gegen die Pflanzenwelt, sei bei seiner Fahrt über die Alpen immer mächtiger angeregt. Neben Poesie, Kunst und Altertum habe in ihm Leidenschaft und Begeisterung für die Natur mächtig sich geregt. So ist es gekommen, daß Goethe immer wieder im Buche der Natur mit seinen klaren Augen so wunderbar zu lesen verstand. Daß er das konnte, hat nicht wenig zu seinem Glücke beigetragen. Jeder Mensch sollte etwas von dieser Kunst sein eigen nennen; und wir sollten auch in unserm Benjamin frühe den Sinn für die Natur wecken und stärken. Die ersten kindlichen Regungen des Natursinns, das Erwählen von Blumen, Früchten und Tieren zu Spielgenossen ist dasselbe für die Freude an der Natur wie die Lust an Märchen für den Geschichtssinn und das Leben und Treiben der Menschen. Wo nur die Hinneigung zur Natur sich zeigt, da sollen wir Gemüt, Sinn und Verstand unseres Benjamin bilden, damit er im Buche der Natur lesen lerne. Die Kinder auf dem Lande haben's ja gut in dieser Beziehung. Ihr

Sinn für Gottes schöne Natur bildet sich von selbst in Hof und Garten, in Wald und Feld. Anregung in Hülle und Fülle gewähren die Tiere des Hauses, die Beerensträucher, die Obstbäume, die Feldarbeiten in der Zeit der Saat und Ernte. Nachbarlich wohnt das Kind des Dorfes noch mit dem Acker zusammen, und der Baum schlingt um die Hütte des Dorfjungen noch seinen umarmenden Zweig.

Anders ergeht's unserm armen Benjamin in der Großstadt. Er ist der Natur ferne gerückt. Und wo die Natur ihm nahe rückt, da sind ihre Einwirkungen nicht gerade immer wohlthuend. Denn darüber wollen wir uns doch keinen Täuschungen hingeben, daß Gewächs- und Palmenhäuser, Tierbuden und zoologische Gärten bei aller belehrenden Wirkung auch ihre starken Schattenseiten haben. Die zu große Fülle, die in dieser Kunstnatur zusammengedrängt wird, spannt ab und verwirrt; die Tiere, die in unnatürlichen Verhältnissen sich bewegen, machen keinen erfrischenden Eindruck; der Gang durch diese Natur stumpft mehr ab, als daß er anregt; ja geradezu blasierend kann es wirken, wenn der dumme Junge der Großstadt allsonntäglich unter Palmen und Löwen einherwandelt, die von Luftheizung angewärmt, von elektrischem Lichte beleuchtet und von den Klängen der „schönen blauen Donau" umrauscht sind. Für einfache Naturgenüsse wird hier der Geschmack vielfach geradezu verdorben; der Mensch wird zu hochmütig für die echte und unverfälschte Natur.

Suchen wir also andere Art und andere Gelegenheit, um unseres Benjamin Natursinn zu stärken! Gehen wir, wo und wann wir können, mit ihm hinaus in Wald und Flur! Es ist Pflicht der Familie, das zu thun. Die Schule kann in ihren erbärmlichen paar Naturgeschichtsstunden, wo

sie ja außerdem auf Massen zu wirken, systematisch zu wirken hat, nicht den feinen individuellen Sinn für die Natur wecken. Das sollten wir Eltern thun. Großen gelehrten Apparat und viel Brimborium haben wir dazu nicht nötig, nur gesunde Beine, ein gesundes Herz und einen empfänglichen Sinn für die Gaben der Natur. Auf solchen Gängen sollen wir, wie so oft auf dem Wege der Erziehung, mehr werden lassen als machen, mehr anregen als zwingen, mehr stille Leitung geben als laute Belehrung, mehr thätiges Vorbild als schulmeisterndes Unterweisen. Wenn der Vater sich auf solchen Wanderungen interessiert für diesen Baum oder jenen Strauch, für die Blumen am Wege und die Vögel auf den Ästen, dann interessiert sich unser Benjamin bald unwillkürlich mit, und wenn die Mutter die zum Strauße bestimmten Feldblumen sorgfältig wählt und ihre helle Freude daheim an dem Feldblumenstrauß hat, den sie vom Spaziergang heimgebracht hat, dann freut sich Benjamin mit, und mit der Freude zugleich zieht in seine kleine Interessen- und Geschmackswelt ein Stückchen Sinn für Natur und schlichte Schönheit ein, das der Entwicklung würdig und fähig ist. Und wenn die schönen Blumen, die man am Wege gefunden, wenn die Nester brütender Vögel, die man in Wald und Flur etwa entdeckt, mit Rücksicht behandelt werden, wenn Benjamin verboten wird, Blumen zu pflücken, um sie wegzuwerfen, und Tiere zu quälen, dann lernt er unwillkürlich mit welkender Blume empfinden und mit gequältem Tiere fühlen, und es zieht etwas in sein Herz ein von dem freundlichen und veredelnden Verkehr mit der Natur, das vor Verrohung und Verwilderung bewahrt.

Bei der Ausbildung des Natursinnes sollen wir aber

berücksichtigen, daß die Jugend mehr Freude am Kleinleben der Natur hat als an dem Großen und Gewaltigen in ihr. Schöne Landschaften und herrliche Aussichten machen verhältnismäßig wenig Eindruck. Die Eidechse, die durch das Steingeröll schlüpft, der summende Käfer, der Hase, der durchs Feld läuft, erwecken mehr sein Interesse als großartige Schönheiten. Ich gedenke noch immer eines Benjamin, der mitgenommen wurde auf einen herrlichen Berg mit überwältigenden Fernblicken, die man auf schön gelegenem Platz vor dem Wirtshause genoß. Alles war entzückt, Benjamin verschwunden. Plötzlich wurde der Naturgenuß der Erwachsenen durch jähes Einherstürmen von einem halben Dutzend Schweinen unangenehm gestört. Benjamin hatte einen Kofen entdeckt und geöffnet, weil er mehr Vergnügen an diesem Still- und Kleinleben der grunzenden Vierfüßler gefunden als an dem ästhetischen Großleben weiter Blicke. Und ein andermal waren wir hinaufgezogen auf einen Berg, um im Abendsonnenglanz hinüberzuschauen über tannenbewaldete Berge weit ins Land hinaus, über das die Abendruhe sich dämmerig legte. Auf Benjamin machte das wenig Eindruck. Am anderen Morgen aber kam er herbeigestürmt und hatte eine Entdeckung gemacht im prächtigen Kleinleben der Natur. Zwischen hohen Digitalisstauden hatten zahllose Spinnen ihre Netze gewoben hier und dort, vertikal, Scheibe an Scheibe; in diese hatte der Morgentau seine unzähligen Tropfen gesenkt; diese wurden von der blitzenden Morgensonne beschienen und versilberten alle die tausend und abertausend Fäden, so daß man bis ins kleinste die kunstvollen Gewebe erkennen konnte. Das hatte Eindruck gemacht. — Und dann erst das Kleinleben im Bach, auf der Wiese und im Waldesgrunde;

immer neue Gebilde und Wesen erscheinen hier: eine ganze Welt erschließt sich vor den beobachtenden Blicken unseres Benjamin. Und auch den — so zu sagen — geographischen Natursinn bilde man früh. Eine Wanderung am Bach hinauf von der Mündung zur Quelle, durch Thäler hinauf auf die Höhen, durch Wald, Feld und Dorf nach einem bestimmten Ziel zeige man unserem Benjamin im Fortschreiten auf einer Wanderkarte, damit er selbständig wandern lernt und später einmal die Freude empfindet, die Welt im Buche lesen zu können.

Das Kleinleben der Natur wird sich vielfach mit dem Leben der Heimat verbinden, mit der Freude am Nahen und Nächsten. Unsere Zeitgenossen — wenigstens die besseren Kreise — huldigen nicht immer dieser schlichten Freude am Nahen; ein rast- und ruheloses in die Ferne Schweifen hat sich ihrer bemächtigt, das schon die Kleinsten, die eben gelernt haben, die Treppe des Hauses hinaufzukommen, mit ins Weite reißt, um ihnen himmelhohe Berge zu zeigen und sie womöglich mit in die höchste Höhe zu nehmen, damit nur ja recht früh der Sinn fürs Großartige im kleinen Erdenbürger schwinde und er zugleich blasiert an der nächsten Umgebung allen Spaß verliere. Dagegen sollte gesunde Erziehung Front machen; sie sollte dazu anleiten, daß unsere Kinder die gegebenen Verhältnisse der Heimat dankbar hinnehmen und für die schlichten Anregungen derselben empfänglich bleiben. Die Naturgaben, die aus erster Hand uns geboten werden, behalten für alle Zeit ihren Reiz. Mögen wir auch noch so weit die Welt durchwandern, wir werden am Nahen die Freude uns erhalten, wenn von uns diese Empfindung in der Jugend richtig gepflegt ist.

Und ob ich im Lied' wohl
Die Fremde noch grüß',
Doch ist wie die Heimat
Kein Land mir so süß.
Wo der Buchenwald rauscht
Und der Dorn blüht am Zaun
Und ins Meer geht die Trave,
Laßt Hütten mich bau'n!

singt Geibel so schön. Was in der Jugend in ihm unter sorgfältiger Erziehung gesät war, das trug noch im späten Alter seine beglückenden Früchte. — Und in der Heimat ist unser Haus vor allem eine Stätte, in der Natursinn gehegt und gepflegt werden kann, wenn wir's nur verstehen. Der kleinste Hausgarten bietet Gelegenheit, unserm Benjamin die Blumenpflege lieb zu machen; und ist kein Garten da, so müssen Zimmerpflanzen Ersatz bieten, die wir unsern Kindern zur Hut und Sorge anvertrauen mögen, damit wir die gemütliche Befreundung und den gleichsam sittlichen Verkehr mit der Pflanzenwelt anbahnen. Wohl unserm Benjamin, wenn er eine Mutter hat, die nicht in der Nüchternheit der Küche und der Kisten, Kasten und Schränke aufgeht, sondern deren poetisches Morgenwerk die Blumenpflege bildet. Im Hause kann so viel geschehen für die Entwicklung des Natursinns. An den Himmelserscheinungen, an Mond und Sonne und am ganzen Sternenheer, zur Winterzeit an den Eisblumen am Fenster und den hungrigen Vögeln, die sich auf dem Fenstergesims niederlassen, wenn wir sie nur haben wollen, und an vielem anderen können wir die Natur beobachten und lieben lernen. Und wenn wir dazu ein Stück Hausphysik und Hauschemie pflegen, wenn wir am Kochen

des Wassers, an den Niederschlägen des Dampfes aus dem Kessel auf dem Feuer, an den Wärmestrahlen des Ofens, am Barometer und Thermometer, auch an dem Barometer, den unser Benjamin in Gestalt eines Tannenzapfens aus dem Walde heimgebracht hat, dem Beobachtungssinne Nahrung zuführen, so thun wir ein gutes Erziehungswerk, das in Zukunft wachsen und gedeihen wird zu kräftiger Gestaltung.

Also Gelegenheiten genug und übergenug, um den Natursinn zu bilden; auch in die Kerkermauern der Großstadt blickt Mutter Natur überall sinnig hinein, und sie schickt zahlreiche Boten, die nur des freundlichen Empfanges von unserer Seite warten.

Und wollen wir ein übriges thun, dann ist ja auch das deutsche Lied noch da, das Anregung genug bietet. Wer einmal mit seinen Kindern hinausgezogen ist im Frühling und hat mit ihnen den Monat Mai im Geibelschen Liede willkommen geheißen, dem dankt die Natur durch gebührende Gegengabe, die der letzte Vers des Liedes so schön verheißet:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

Diese Gegengabe ist der Sinn für die Natur, der dem Menschenherzen die Richtung gibt, die voll zum Ausdruck kommt in dem Paul Gerhardtschen Chorale: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben!“ Von dieser Herzensrichtung soll das nächste Kapitel handeln.

Zwanzigstes Kapitel.

Benjamins Frömmigkeit.

Daß unser Benjamin ein frommes Kind werde, dafür haben wir frühe zu sorgen; denn es ist unsere Pflicht, ihn einen Hauch des Geistes verspüren zu lassen, der am mächtigsten in aller Menschengeschichte gewirkt hat und allem Menschenschaffen und allem Menschenhoffen erst die rechte Kraft und den rechten Adel verleiht. Wie fangen wir das nun am besten an? Die Antwort ist einfach: indem wir unsern Benjamin fromm werden lassen, ohne an ihm viel zu machen, zu künsteln und zu zwingen. Legen wir nur einen recht gesunden Keim hinein; fürs Wachsen wird Gott schon selber sorgen, falls wir nur alles Unkraut, was neben der jungen Pflanze aufschießen möchte, sorgsam entfernen als Gottes pflichtgetreue Gärtner. Am schlichtesten und ohne jede unnütze Phrase hat über die erste Erziehung zur Frömmigkeit Englands bibelfester Pädagoge John Locke sich ausgesprochen. Wir können's nicht besser ausdrücken und setzen deshalb zum Besten unseres Benjamin die schönen Worte hieher: „Als Grundlage der Tugend sollte seinem Gemüte sehr frühe ein rechter Begriff von Gott als dem unabhängigen, höchsten

Wesen, dem Urheber und Schöpfer aller Dinge, von welchem wir alles empfangen, was wir besitzen, der uns liebt und der uns alle Dinge giebt, eingeprägt werden. Dementsprechend flöße man ihm Liebe und Verehrung gegen dieses höchste Wesen ein. Das ist genug für den Anfang, ohne daß man diesen Gegenstand irgendwie weiter erörtert, damit nicht, wenn man zu früh mit ihm von Geistern redet und in ungeeigneter Hast die unbegreifliche Natur dieses unendlichen Wesens ihm begreiflich machen will, sein Kopf mit falschen Vorstellungen von demselben angefüllt oder mit unverständlichen verwirrt werde. Er soll bloß bei Gelegenheit erfahren, daß Gott alle Dinge gemacht hat und regiert, alles hört und sieht und denen, die ihn lieben und ihm gehorchen, jegliches Gute thut; man wird finden, daß, wenn man ihm von einem solchen Gott erzählt, andere Gedanken über ihn bald genug in seinem Geiste sich erheben werden, welche man, wenn man darin irgendwelche Irrtümer gewahrt, berichtigen muß. Ich bin auch der Ansicht, daß es besser wäre, wenn die Menschen bei einer solchen Vorstellung von Gott im allgemeinen beharren möchten ohne zu große Grübelei über ein Wesen, welches alle als unbegreiflich erkennen müssen, wodurch manche, welche nicht genug Stärke und Klarheit des Geistes haben, um zu unterscheiden zwischen dem, was sie zu erkennen im stande sind, und dem, was sie nicht wissen können, dem Aberglauben oder dem Atheismus verfallen, indem sie sich einen Gott bilden, wie sie selbst sind, oder, weil sie ein anderes nicht begreifen können, gar keinen. Ich möchte auch glauben, daß, wenn man die Kinder beständig anhält, morgens und abends Gott als ihrem Schöpfer, Erhalter und Wohlthäter ihre Verehrung zu erweisen in einem einfachen

und kurzen Gebet, ihrem Alter und Verständnis angemessen, dies von viel größerem Nutzen für sie sein wird in Religion, Kenntnissen und Tugend, als wenn man ihren Geist mit gelehrten Nachforschungen über seine unergründliche Natur und Wesenheit verwirrt.“

Diese einfachen Grundsätze sind uns deshalb so aus der Seele gesprochen und scheinen uns für unsern Benjamin so wertvoll zu sein, weil sie hervorgegangen sind aus klarer Erkenntnis der Kindesseele und weil sie Rücksicht nehmen auf die Kindesnatur bei der Erziehung zur Frömmigkeit und zum Gottesglauben. „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge“, sagt die Bibel; das sollten wir beherzigen und alle schönen Kindertugenden ausnutzen bei unserer religiösen Erziehung. Vielfach thun wir das unbewußt und erzielen schöne Ergebnisse; oftmals aber lassen wir fremdes Werk, was nicht kindlich ist, hinein in die Erziehung und erreichen damit gar nichts. Was nützen wir z. B. unserem Benjamin — wir sind allerdings dabei abhängig von Schule und Kirche — mit dem Zuviel nur gedächtnismäßig erworbener Bibelsprüche und Gesangbuchverse, was nützen wir mit den gedankenlos erworbenen und unverstandenen dogmatischen Worten und Vorstellungen, mit all dem historisch-theologischen Lehrstoff, mit dem System von Satzungen, mit den Unterscheidungslehren, die Erwachsene kaum verstehen? Das meiste ist und bleibt unfruchtbar für Benjamins Gemüt und Leben, fruchtbar wird's allenfalls für seine konfessionelle Überhebung und für die Neigung mit anderen zu hadern, die nicht desselben Glaubens leben. Im Hause, wo wir doch Herren sind, sollten wir einfacherer und schlichterer Frömmig-

keit die Bahn frei machen, indem wir Tugenden, die im Kindesherzen ihren besten Nährboden haben, mit der Erziehung zur Frömmigkeit beständig in recht lebendige Beziehung setzen. Die fromme Mutter, die ihr Kind beten lehrt:

Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Äuglein zu:
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein!

thut, was heilsam ist für des Kindes Frömmigkeit; denn ein Kind, das allabendlich sich niederlegt in dem Bewußtsein, daß es unter dem Schutze des Vaters im Himmel allewege sich befindet, hat den richtigen Ausgangspunkt für den Glauben an Gottes Vorsehung, die das Kleinste im Auge behält und ohne deren Willen und Zulassen kein Sperling vom Dache fällt. Dieser Kinderglaube, der in des Kindes Abhängigkeit und Bescheidenheit seinen Grund hat, wird, richtig gepflegt und gehegt, eine Lebensmacht werden können, die bis an das Grab und über das Grab hinaus wirksam bleibt. Und wie des Kindes Bescheidenheit, so sollen wir des Kindes fromme Dankbarkeit pflegen, wo wir nur können. Wenn unser Benjamin die Hände beim Tischgebet faltet zu einem herzlichen: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich“, wenn er nach schwerer Krankheit während der Genesung empfinden lernt, daß er Gott zu danken hat für das Gute, das an ihm geschehen, wenn ihm in glücklichen Stunden der Gedanke nahe gelegt, aber nicht aufgedrängt wird, daß er dankbar zu sein habe für sein Glück, wo es so vielen anderen Menschen nicht so gut gehe wie ihm, dann legen wir treffliche Keime ins Kinderherz, die aufgehen werden zu Frömmigkeit, schlichter Demut und Dankbarkeit.

Und wenn wir mit unserm Benjamin in festlichen Zeiten einmal ein schlichtes frommes Lied singen, wenn wir zur Weihnachtszeit ihn anstimmen lassen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit", wenn wir überhaupt Sonntagszeit wahre Festzeit guter Gedanken sein lassen und das nicht nur im Kirchengehen, sondern auch in Hausstimmung und in Fernhaltung von Werktagsarbeit und Alltagsgedanken zeigen, dann legen wir ohne viel äußere Mache einen guten Grund zu schlichter Frömmigkeit. Kinder, die so erzogen werden, die an solche Stimmungsklänge von Jugend auf gewöhnt sind, die in der Familie zu richtiger Zeit Sabbathstille und Sonntagsfrieden genossen, werden in späten Tagen an frommer Hauserinnerung einen mächtigen Halt haben.

Der mächtigste Halt aber für sie wird sein, wenn gute Vorbilder ihnen in den Tagen der Kindheit ein Muster eigenen Thuns gewesen sind. Wir meinen nicht etwa gute Vorbilder, die in frommen Worten ihre erziehende Wirkung üben, sondern die in ihrem Handeln, in ihrem ganzen Sein und Wesen ein Beispiel geben zur Nachahmung, die in ihrem Thun gleichsam den Beweis liefern, daß in dem unermeßlichen Zusammenhang des Daseins das irdische Leben, so schön es ist, doch nur in dem Sinne einer Vorarbeit, einer bildenden Prüfung aufzufassen ist, daß dieses Leben nicht zwecklos und bedeutungsleer als eine vergängliche Gegenwart erscheint, der keine Zukunft folgt, daß es nicht Selbstzweck ist, sondern höheren Zwecken dient. Wo unser Benjamin solches Beispiel sieht, wo er ferner bemerkt, daß alle Gewissenhaftigkeit, der Ernst und die Liebe, die der Arbeit des Berufs und des Hauses zugewandt ist, aus jener Vor=

stellungsweise entspringt; wo er empfindet, daß der Ernst und die Heiterkeit der Arbeit aus dem Bewußtsein erwächst, daß allen Unvollkommenheiten irdischer Bestrebungen ihr Stachel genommen werden kann, indem man nicht auf das äußere Ergebnis schaut, sondern auf die Treue der Arbeit im Dienste höherer Pflichten, da wird er ein ebenso frommer Arbeiter werden, den die Anerkennung der Menschen wohl mit Genugthuung erfüllen kann, der aber seinen Seelenfrieden im frommen Bewußtsein eigener Pflichterfüllung findet. Das Wort Josuas: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen" kann für des Hauses Arbeit nicht tief genug gefaßt werden, wenn es erziehende Bedeutung haben soll.

Wenn in solcher Weise unser Benjamin zu schlichtem „Bete und arbeite" durch erziehendes Wort und vorbildliche Arbeit angeleitet wird, wenn er außerdem um sich herum echte, selbstlose Liebe sieht, Liebe im Verkehr der Eltern untereinander und im Verkehr mit den Kindern, auch Liebe, die ausstrahlt und sich bethätigt an bedürftigen Mitmenschen, dann haben wir gute Geister wachgerufen, um Frömmigkeit zu pflegen und zu bilden, gute Geister, welche die Erziehungsweisheit täglich und stündlich vermehren kann, wenn sie ihre Aufgabe ernst nimmt und ihrer Pflicht sich stets bewußt ist.

Aber auch bedenkliche Geister soll sie fern halten. Zu diesen rechnen wir knechtische Furcht als Pflegerin der Frömmigkeit. Es giebt Eltern, die immer wieder ihre Kinder bange und angst machen vor Gott, die bei jedem Fehler des Kindes mit allen Höllenstrafen drohen. Abgesehen davon, daß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen soll — und

es ist ein Mißbrauch, wenn ich in Erziehungsverlegenheiten beständig Gottes Namen als Notbehelf benütze —, ist die Furcht die schlechteste Stütze der Frömmigkeit. Wenn dem Kinde immer wieder gedroht wird und es erscheint nichts von der angedrohten Macht, dann verliert die Drohung und der Gegenstand der Drohung an Kraft und Bedeutung, und es schwindet die Kraft der Frömmigkeit, die auf Drohungen begründet war. „Nur keine Furcht", sagt Jean Paul so richtig, „erschaffe den Gott der Kindheit; sie selber ist vom bösen Geiste geschaffen; soll der Teufel der Großvater Gottes werden?"

Ein anderer bedenklicher Geist, den wir nicht herbeirufen sollen, um Frömmigkeit zu erzielen, ist der Geist religiöser Phrase. Wir selbst sollen bescheiden sein im Gebrauch des Namens Gottes und sollen auch unsern Benjamin zu dieser Bescheidenheit anhalten. Der Name Gottes wird vielen Menschen, ich möchte nicht gern sagen, den meisten, die ihn täglich und stündlich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Schall, wobei sie sich gar nichts mehr denken. Je mehr man aber von Gott durchdrungen wird, um so mehr glaubt man verstummen zu müssen, weil man ihn vor Verehrung nicht zu nennen wagt. Es ist deshalb äußerst bedenklich, Kinder zu frühe mit in den Gottesdienst zu nehmen, der für Erwachsene berechnet ist. Wer einmal in die stumpfsinnigen Mienen solcher Kinder geschaut hat, kann sich nicht der Überzeugung verschließen, daß das Unverständliche nur äußeres Geplapper, Gedanken- und Gefühllosigkeit erzeugen muß, die doch allemal der Heuchelei Vorspann zu leisten pflegen.

Ebenso bedenklich ist der Geist religiöser Überhebung.

Echte Frömmigkeit erzeugt er nicht. Wenn man in einem Hause, in welchem regelmäßiger Kirchgang gute Sitte ist, in welchem Morgen- und Abendandachten zur guten Ordnung gehören und Tischgebete schöner Brauch sind, sich auf diese feine äußerliche Zucht etwas zu gute thut und verächtlich auf Glaubensgenossen herabsieht, die nicht das Gleiche thun; wenn man diese nicht als voll anrechnet und das vor den Kindern auszusprechen sich nicht scheut, so erzeugt man geistigen Hochmut und Menschenverachtung und handelt dem Geiste der christlichen Religion zuwider, die vor allem eine Religion allgemeiner Menschenliebe ist.

Auch erzieht man nicht im Geiste dieser Religion, wenn man vor den Kindern mit Mißachtung und Verachtung von Anhängern anderer Religionsgenossenschaften spricht. Es ist nicht recht, wegwerfendes Urteil zu fällen über eines Mitmenschen Glauben, der doch wie unser Glaube ehrliche Überzeugung ist. Es ist nicht schön, mit Spott und herabsetzenden Worten von Andersgläubiger Gebräuchen und Sakramenten zu sprechen. Die Frömmigkeit unserer Kinder, in der doch die Menschenliebe den gesunden Kern bilden soll, wird durch solche Reden beschränkt und geradezu vergiftet. Gerade unserer Generation thut echte Toleranz gut, die nicht nur gleichgültig duldet, sondern achtet und anerkennt. Denn wir sind aufgewachsen in reichem Zwiespalt und vielfachem Wirrsal der Meinungen und Gegensätze. Sorgen wir deshalb dafür, daß unser Benjamin hartem und lieblosem Aburteilen über seine Mitmenschen fern bleibe, damit er in echter und reiner Frömmigkeit wachse und erstarke.

Und zum Schlusse noch eins! Wir wollen unser

Möglichstes thun, daß Benjamin nicht dereinst irgendwie und irgendwo seine Frömmigkeit benütze als Aushängeschild im Wettbewerbe des politischen oder sozialen Lebens; wir wollen ihn so erziehen, daß er alle offizielle Religionsmacherei meide und nicht frommem Strebertum anheimfalle.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen,
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrieremachen.

Diesen Spruch möge er zum Besten seiner Frömmigkeit mit auf den Lebensweg nehmen. Nirgendwo möge er die Frömmigkeit als Mittel zum Zwecke benützen, nirgendwo genossenschaftlich fromm sein, um genossenschaftlich etwas zu erreichen! Unsere Zeit ist nicht frei von solchen Strebungen, welche die Religion zum Deckmantel politischer und sozialer Bestrebungen machen. Es waren nicht nur die Heuchler längstvergangener Zeiten, die da gern standen und beteten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen würden. Es giebt heutzutage stattlichere Plätze und Versammlungen, wo man mit Frömmigkeit prunken und seine Zwecke erreichen kann. Sage Deinem Benjamin stets, daß es dem deutschen Manne in den besten Tagen deutscher Geschichte immer gut gestanden hat, wenn er in der Arbeit des Tages auf eigenen Füßen stehend religiöse Zurückhaltung geübt und Gottes Namen nicht mißbräuchlich angewandt hat; religiöser Freimut und religiöse Wahrhaftigkeit sind dabei doch zu rechter Zeit und zu rechter Stunde zu kräftigem Ausdruck gelangt, und die Frömmigkeit hat stets nur dabei gewonnen, wenn die Wurzeln ihrer

Kraft im Hause und im stillen Kämmerlein eingesenkt waren. Hausfrömmigkeit verbindet sich ja schön mit Kirchenfrömmigkeit; aber wenn wir einmal religiöse Werte einschätzen, dann möchte doch Hausfrömmigkeit — wie es ja auch Bibelweisheit ist — über Kirchenfrömmigkeit gehen. Es war deshalb eine schöne alte Sitte bei unsern Altvordern, das Haus innen und außen mit frommen Sprüchen zu schmücken. Der gottesfürchtige Bauersmann schrieb vor Zeiten an sein neues Haus: „Der Herr segne unsern Eingang und Ausgang!“ Unser modernes Leben ist zu unruhig geworden, die Familienstätte vielfach zu wechselnd, daß wir zu alter Sitte und schönem Brauch zurückkehren könnten. Aber das innere Haus kann frommem Spruch doch manch sinniges Plätzchen bieten; die Schlafstätte, die abgewandt liegt von des Tages Lärm und Arbeit und guten Gedanken zugewandt, da diese hier zur Rüste und Ruhe gehen, sollte zu Nutz und Frommen religiöser Erziehung sich schmücken mit frommem Spruch. Es wird der Frömmigkeit unseres Benjamin gut thun, wenn der Eltern Gemach geweiht ist durch den Spruch: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege“, und wenn über seinem und der Geschwister Betten sinnige Sprüche an Gottes Wort erinnern. Nur drei füge ich hier zum Schlusse an, die als Beispiele dienen mögen, wie man auswählen kann: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“ „Liebet den Herrn, euern Gott, und gehorchet seiner Stimme!“ „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Wenn solche oder ähnliche Sprüche dem Hause ihre Weihe geben, so wird Benjamins Frömmigkeit in des Lebens Lust und Leid wachsen an Kraft und Stärke

und in schlichten und wahren Formen sich bewegen. Doch gilt für seine Erziehung wie für jeden guten und gesunden Bau der Spruch, den wir hoffend und zu guter Vorbedeutung für Benjamins glückliche Entwicklung ans Ende setzen:

„Wo Gott nicht giebt zum Haus sein Gunst,
Da ist all unser Bau'n umsunst."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Was soll unser Benjamin werden?

Die Frage, was unser Benjamin werden, was er für einen Beruf ergreifen soll, ist eine der schwierigsten, die wir Eltern zu beantworten haben; der Augenblick, in welchem diese Frage endgültig beantwortet wird, einer der folgenreichsten und inhaltsschwersten in Benjamins Leben.

Denn wenn hier ein Mißgriff geschieht, wenn irrtümliche Voraussetzungen zu irrtümlicher Entscheidung führen, so ist der Zug in ein falsches Geleise eingelaufen, aus dem er sich nur unter großen Schwierigkeiten oder aber gar nicht zurückbringen läßt. Das Lebensglück unseres Benjamin ist in erheblicher Weise geschädigt und beeinträchtigt. Vorwurfsvoll wird er im späteren Leben auf diejenigen zurückblicken, die an der falschen Weichenstellung die Schuld tragen. — Deshalb thut man gut, bei Zeiten zu sorgen, daß der richtige Lebensweg gefunden wird.

W e r aber hat die Wahl des Berufs zu treffen? Es wäre thöricht, dem jungen und unerfahrenen Erdenbürger die Wahl allein zu überlassen. Jeder Unberufene, jeder Zufall, jedes herrschende Vorurteil, kurz alle möglichen durch-

aus unmaßgeblichen Einflüsse könnten sich geltend machen, deren Verkehrtheit der junge Mensch noch gar nicht beurteilen kann; außerdem gleiten seine Blicke doch zunächst nur an der Oberfläche des Lebens hin; tiefer eindringen können sie noch nicht; dazu sind sie nicht genügend geschärft und geübt. Ebenso thöricht wäre es aber auch, wollte der Vater oder wollten die Eltern allein die Wahl des Berufes bestimmen. Das wäre zu despotisch und lüde eine Verantwortung auf die Bestimmenden, die sie auf ein gutes Gewissen gar nicht zu übernehmen vermöchten. Die goldene Mittelstraße wird auch hier wieder der einladendste und sicherste Weg sein, auf dem wir gemeinsam mit unserm Benjamin wandeln. Haben wir dafür gesorgt, ihn frühe mit einer gewissen Selbständigkeit und Klarheit des Geistes auszustatten, so können wir getrost auf seine Neigungen Rücksicht nehmen und ihm größere Freiheit bei der Wahl einräumen als in dem anderen Falle, wo etwa diese Klarheit und Selbständigkeit nicht vorhanden ist; jedenfalls ist es gut, wenn die endgültige Wahl des Berufes das Ergebnis gemeinsamer Überlegung, gemeinsamer Erwägungen und übereinstimmender Ansichten bildet. — Einzelne Regeln und Ratschläge sollen nun im folgenden gegeben werden; erschöpfend können sie nicht sein, da die Umstände, unter denen die Wahl des Berufes erfolgt, und die Berufsarten selber zu mannigfaltig sind. Auch werden die Regeln mehr negativer als positiver Art sein, da sie mehr dazu beitragen möchten, Mißgriffe und Irrtümer zu verhüten, als bestimmte Direktiven zu geben für diese oder jene bestimmte Berufsart.

Wie schon angedeutet ist, sollen wir keinerlei Zwang ausüben auf unseres Benjamin Bestimmungsfreiheit. Es

giebt sehr viele Eltern, die, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, so despotisch verfahren. Kaum ist das Kind geboren, so pflegt der Vater oder die Mutter zu sagen: „Der Junge soll Pastor, soll Offizier, soll Jurist werden“. Ehe man weiß, ob er überhaupt je etwas Gescheites in der Schule lernen wird, werden schon bestimmte Rechnungen gemacht, in welchen die Einzelzahlen noch ungemein nebelhaft und unbestimmt sind. Das soll man unterlassen. Hat man bestimmte Wünsche, so lenke man ohne jeden Zwang die Aufmerksamkeit seines Kindes, wenn es zu einigermaßen vernünftigen Jahren kommt, auf diese oder jene Berufsart, auf welche die Tradition in der Familie oder das Geschäft des Vaters die Richtung wünschenswert macht. Trifft der Wunsch des Erziehers auf Gegenwunsch beim Benjamin, so erreicht man besser und vernünftiger, was man durch despotische Bestimmung unverständig erzielt hätte.

Vor allem aber beobachte man schon frühe, schon beim Spiel in der Kinderstube das heranwachsende Kind, ob ganz bestimmte, immer sich gleichbleibende Neigungen sich zeigen, die auf eine bestimmte Berufsart schon frühe hinweisen; man sei aber sehr vorsichtig und sehe nicht als sichere Anlagen an, was nur momentane Anwandlungen, kindliche Regungen und oberflächliche Liebhabereien sind. Es ist noch lange nicht gesagt, daß wir einen zukünftigen Feldmarschall vor uns haben, wenn Benjamin leidenschaftlich mit Soldaten spielt, wie wir auch den dereinstigen Gymnasialdirektor in ihm nicht ahnen dürfen, wenn er mit Vorliebe Schule spielt. Ebenso soll man Abneigungen gegen diesen oder jenen Lehrgegenstand nicht als Winke der Natur auffassen, die etwa abmahnen von dieser oder jener Berufsart; jene Abneigung

kann ebensogut Abneigung vor geistiger Arbeit überhaupt sein und ein deutlicher Wink der Natur, daß unser Benjamin auf dem besten Wege ist, sich den Beruf eines Faulpelzes schon möglichst frühe zu erkiesen.

Wenn man zeitig seine Kinder beobachtet in ihrer Beanlagung, wenn man schon in der Zeit die Augen offen hält, wo die Elementarschulforderungen, die Forderungen der ersten drei bis vier Schuljahre an unsere Söhne herantreten, so wird man auch einen Fehler vermeiden, den sehr viele Eltern begehen durch falsche Wahl der höheren Schulart. Es ist ein Fehler deutscher Erziehung, der zum Teil in ungesundem Idealismus, zum Teil in falschem Standesstolz seinen Grund hat, daß zu viele Eltern die Lateinschule für die Ausbildung ihres Sohnes wählen und daß sie damit der Berufswahl vorgreifen und ihren Sohn in eine beschränkte Berufssphäre hineindrängen. Zeigt unser Benjamin schon frühe eine eigenartig praktische Beanlagung, zeigt er eine Begabung, die nicht zur Beherrschung fernabliegender Stoffe, hochliegender Ideen, abstrakter Gedanken und zusammenfassender Denkoperationen zu führen scheint, hat er nicht das genügende wissenschaftliche — man verzeihe des Ausdruck — „Sitzfleisch“ und die nötige ausdauernde Denkkraft, ist er dagegen rührig, thätig und tüchtig, wo es gilt, näher gelegene reale Verhältnisse und Bedürfnisse mit sicherem Blick zu erkennen, ist er aufmerksam und geschickt im Praktischen, weist sein ganzes Thun schon frühe darauf hin, daß er geeignet sein wird mitzuwirken auf dem Gebiete, auf welchem man die Mittel und Werkzeuge menschlichen Handels und Wandels und irdischen Wohlbehagens zu vervollkommnen bemüht ist, dann sollte man ihn mit der sogenannten ge=

lehrten Bildung, d. h. mit der Lateinbildung, verschonen und ihn auf eine tüchtige lateinlose Schule geben. Man läßt sich aber vielfach bei der Wahl der Schule — und diese Wahl nimmt gewissermaßen die Berufswahl vorweg — leiten und bestimmen von dem ja immerhin anerkennenswerten, aber vielfach doch in recht unklarem Idealismus und Standesvorurteilen wurzelnden Streben, möglichst hoch mit dem Sohn hinauszugehen, während man besser thäte, mehr Rücksicht zu nehmen auf die Art und das Maß seiner geistigen Begabung und seiner geistigen Anlagen, auf sein besonderes Interesse und auf die Verhältnisse, in denen er aufwächst. Dieses ungesunde Streben verdanken wir mehr den Müttern als den Vätern. Frauen haften mehr an äußerlichen Dingen als Männer; sie kennen vielfach gar nicht die innere Schwierigkeit der Berufs- und der Schulforderungen und deshalb hegen sie oft Wünsche in dieser Beziehung, die sie besser nicht hätten; aus Scheu vor der Nachbarin, getreuen Freundin oder Cousine, die ihr Robertchen doch auch auf das Gymnasium schickt, können sie sich zu vermeintlicher lateinloser Degradation ihrer Söhnchen nicht entschließen. Ungesunder Bildungsdrang, Bildungs- und Standesstolz treiben auf diese Weise manchen Jungen auf eine ganz falsche Schule und in falsche Berufsrichtung.

Am meisten also zu warnen ist davor, daß Eltern zu hoch greifen bei der Berufswahl. Denn das kommt häufiger vor als das Gegenteil. Daher haben wir so viel mechanische und unfähige Menschen in schwierigen Berufsarten, wo geistig bedeutende Persönlichkeiten wirksam sein sollten, daher so viel Überfüllung in manchen Ständen mit Menschen, die besser diesen Ständen ferngeblieben wären, nicht etwa wegen

der mangelnden äußeren Mittel (die sind meist in Hülle und Fülle vorhanden), sondern wegen ungenügender geistiger Qualifikation. Infolge dieser falschen von Vorurteilen geleiteten Berufswahl zeigen sich in den sogenannten leitenden Kreisen auch so viele unnütze und barocke Produktionen, die nicht vorhanden sein würden, wenn man bescheidener bei der Berufswahl wäre. Aber leider lassen sich viele Eltern zu sehr von etwas eitlen Lieblingsideen leiten. Es ist doch zu schön, wenn der Junge dermaleinst in stattlicher Uniform einherschreitet, wenn er im Talar auf feierlicher Kanzel predigt, wenn er Regierungsassessor, Regierungsrat oder sonst so etwas ist, was an Weltleitung und Weltregierung stolz teilnimmt und lenkend herabsieht auf die Häupter der Regierten. Aber wie unangenehm, wenn an der Majorsecke so viele Verabschiedungen kommen, wenn mehr schlechte als gute Predigten in deutschen Kirchen gehalten werden, wenn stellenweise hie und da recht thöricht und ungeschickt regiert wird! Es giebt leider mehr Leute in der Welt, die ihren Beruf verfehlt, als die ihn richtig getroffen haben. Die Schuld daran trägt vielfach die Eitelkeit der Welt, besonders der Elternwelt, die viel zu hoch greift in der Wahl des Berufs.

Aber auch zu niedrig soll man nicht greifen! Geht man in seinen Forderungen an die Berufsthätigkeit unter die geistigen Kräfte herab, so ist überschüssige Kraft vorhanden, die sich geltend zu machen sucht und, wo sie sich nicht Geltung verschaffen kann, in quälender Unruhe, in Unzufriedenheit mit sich selbst und der Welt, wie sie ist, sich äußern kann. Dieser Fall wird dann leider eintreten, wenn die äußeren Mittel fehlen, einen Beruf nach dem Wunsche des

Herzens und nach vorhandener Begabung zu wählen. In dieser Beziehung soll man ja vorsichtig sein, man soll seinem Kinde klar machen, welchen Entbehrungen, welchen Kämpfen, welchen Mühen es entgegengeht, wenn es sich bei kargen Mitteln hohe Ziele steckt. Wohnt dem Jungen die nötige Willenskraft inne, hat er thatsächlich viel Begabung für einen bestimmten Beruf und hat er außerdem einen unüberwindlichen inneren Drang, dann lasse man ihn getrost seines Weges ziehen. Wahrhafte Tüchtigkeit arbeitet und kämpft sich durch mit eigener Kraft und Gottes Hilfe, besonders wenn es sich um sogenannte höhere, um künstlerische oder wissenschaftliche Berufsarten handelt, und wenn man gewiß ist, daß keinerlei Eitelkeit und keinerlei Äußerlichkeiten bei der Wahl solcher Berufsarten mitspielen.

Gerade in letzterem Punkte sei man recht vorsichtig, gehe selbst mit Gründlichkeit zu Werke und verhelfe auch seinem Benjamin zu dieser Gründlichkeit. Wenn sich eine Neigung für einen bestimmten Beruf bei ihm zeigt, so können leicht Äußerlichkeiten anlocken, z. B. der bestimmte Rang einer Stellung, die äußere, in die Augen fallende Wertschätzung eines Amtes seitens des großen Publikums oder auch materieller Gewinn. Zu leicht machen die ins Auge fallenden Lichtseiten mehr Eindruck als die Schattenseiten, die man nicht so rasch beobachtet und die oberflächlicher Beurteilung verborgen bleiben. Hier versäume man nicht auch die Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten des zu wählenden Berufs hervorzuheben, damit Benjamin weiß, was seiner wartet. Es geschehe das aber unbefangen und ohne parteiische Abmahnung. Gute Freunde, die in dem betreffenden Berufe wirksam sind, können am besten behilf=

lich sein, darüber aufzuklären, was sie an Freuden oder Mühen kennen gelernt haben.

Von großer Bedeutung ist es auch, wie der Sohn sich zu seines Vaters Beruf stellt. In vielen Fällen wird er denselben Beruf wählen, in welchem auch der Vater thätig ist oder war; wo ein solches Erbe zugleich eine gesicherte und eine befriedigende Existenz schafft, kann der Sohn nichts Besseres thun als in die Fußtapfen des Vaters zu treten; besonders dann, wenn es sich um einen Stand handelt, in dem mit Standesbewußtsein und Standesehren die rechten Standesfähigkeiten und Standestugenden gewissermaßen erblich sind. Wählt der Sohn des Vaters Beruf aus Neigung, so kann er schon eine Art von geistiger Mitgift mit aus des Vaters Hause nehmen; er hat sich schon hineingelebt in den Gesichts- und Gedankenkreis seines zukünftigen Berufs und ist so glücklich, mit einer geistigen Ausrüstung hineinzutreten, die andere mit Mühe und Arbeit sich erst erwerben müssen. Hat der Sohn keine Neigung zu des Vaters Beruf, dann zwinge man ihn auch nicht; man rate nur zu, wenn man es verantworten kann; was darüber ist, das ist vom Übel. Vor einem aber sollte jeder Vater sich hüten, nämlich vor dem beständigen Nörgeln und Klagen über den eigenen Beruf; er soll nicht grell und oft nur auf die Widerwärtigkeiten seines Berufs hinweisen, sondern gerecht bleiben und zeigen, daß jeder Stand seinen Frieden, ein jeder Stand seine Last hat, daß Freuden und Leiden in jedem Berufe sich finden, daß man sich aber in jedem Berufe, den man mit Lust und Liebe behandelt, glücklich fühlen kann. Was auch der Mensch sein und werden mag, er wird sich immer beschränken, immer schicken müssen; welchen Stand er auch erwählt, er wird gut

thun, denselben ganz zu seiner Sache zu machen und den Grundsatz hoch zu halten, daß Treue und Gehorsam gegen die Berufspflichten allemal die Hauptsache sind; damit ist verbunden ein ernergisches Aufgeben des Eigendünkels und der Eigensucht gegenüber denjenigen Pflichten, deren Ausführung notwendig ist. Es klagen sehr viele Leute über ihren Beruf und sie behaupten, in einem anderen Berufe würden sie sich glücklicher fühlen. Man kann aber bei den meisten zweifelhaft sein, ob sie sich nicht in jedem andern Beruf auch unglücklich fühlen würden, weil es ihnen eben an der sittlichen Kraft fehlt, unverzagt mit Gewissenhaftigkeit und Treue das zu thun, was ihres Amtes ist, und in diesem Streben ihr Glück zu sehen. Viele Eltern thun schon frühe das Ihrige, solcher ernsten Berufsauffassung entgegenzuarbeiten; sie sagen ihrem Sohne bei einem minder angenehmen Schulfach, dabei brauche er sich nicht anzustrengen, da er es künftig zu seinem Berufe doch nicht nötig habe. Solch thörichte Eltern — eine thörichte Zeitrichtung verführt sie allerdings dazu — vergessen, daß die Schule, der ihre Kinder vor dem Eintrit in eine bestimmte Berufsbildung angehören, allgemeine Bildung zu vermitteln hat, nicht aber einseitige Fachbildung, und daß diese tüchtige Allgemeinbildung die beste sittliche Unterlage abgiebt für jeden künftigen Beruf. Im heutigen Publikum ist vielfach der falsche Glaube verbreitet, als ob die Schule — das Gymnasium, Realgymnasium und die Realschule — alles lehren könne und müsse, was das spätere Leben fordert, und als ob sie für jeden späteren Lebensberuf direkt vorzubereiten habe, während doch die richtige Schule dem Ganzen und dem einzelnen am besten dadurch dient, daß sie Fähigkeiten und

begrifflich klares Denken weckt, daß sie die Phantasie und das Gemüt stärkt und belebt, daß sie den ganzen Menschen in Zucht nimmt und nicht nur den zukünftigen Fachmann abrichtet: die Schule soll dem fried- und formlosen, leeren, zerfahrenen und unselbständigen Denken, das in der Gesellschaft und in vielen Berufskreisen sich zeigt, entgegenarbeiten und dem Fanatismus der Nützlichkeitspriester entgegenwirken, die das allein für lernenswert halten, was im Geschäft, wo das Geld im Kasten springt, oder im Amte, wo Strebertum und Opportunität sich mischen, oder im Salon und auf der Bierbank, wo die leere Phrase klingt, zu gebrauchen ist. Das Nützliche in der Welt befördert sich ja von selbst; denn die Menge bringt es hervor, und Hinz und Kunz können es nicht entbehren; das Ideale muß von der Schule gepflanzt werden; nur wenige schätzen und lieben es, und doch thut es so vielen im Drange des irdischen Daseins und in der Prosa des Berufs not. Wenn unser Benjamin an seinem Vater sieht, daß er trotz aller Mühen seines Berufs, trotz aller Standesentbehrungen und Standesenttäuschungen von vornehmer Standesauffassung und vornehmem Standesidealismus erfüllt ist, dann erhält er ein gutes Vorbild; mag er einen Beruf wählen, welchen er will, er wird ihn adeln durch seine Gesinnung, seine Auffassung und seine Berufsfreudigkeit. Und damit sind wir angekommen, wovon wir ausgingen im Anfange unseres Buches, bei Benjamins Glück, von dem das letzte Kapitel handeln mag.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Benjamins Glück.

Das letzte Kapitel kann kurz und bündig sein, da das Beste, was es enthalten könnte, im Schoße der Zukunft liegt — nämlich Benjamins Glück. Ist seine häusliche Erziehung beendet, so zieht er hinaus in die Welt, um selbst an seinem Glück zu schaffen, an dem bisher Vater und Mutter nach dem Maße ihrer Liebe, ihres guten Willens und ihrer Erziehungskunst gearbeitet haben. Die eigentlichen Erziehungsjahre sind nun vorbei. Die Lehrjahre Benjamins beginnen und vergehen hier oder dort: im Bureau, im Comptoir, in den Stätten des Handels, der Industrie und des Gewerbes, auf dem Exerzierplatz oder auf einer deutschen Hochschule. Es kommen Zeiten, wo Benjamin in Jugendlust sich freut mit seinen Genossen, wo er freudig arbeitet und schafft, wo die ernsten Forderungen des Lebens wie an uns alle streng und gebieterisch auch an ihn herantreten, wo Leid und Schmerz auch seinem jungen Herzen in dieser oder jener Form sich nahen; es kommen Tage, wo die Welt im Sonnenglanz vor ihm liegt, und andere Tage, wo Sturm und Wetter um ihn toben. Wie Benjamins Glück in dieser Zukunft, mag sie

sein, wie sie will, sich gestalten wird, das liegt zum guten Teil in seiner Hand und Macht, das hängt von ihm ab, wenn wir ihn so erzogen haben, daß er das Glück zu finden vermag.

Und dieses besteht doch im wesentlichen darin, daß er die menschlichen Unvollkommenheiten, die uns allen anhaften, zu überwinden versteht durch eigene Geisteskraft, daß er vor allem jene Unstetigkeit der Gedanken und Gefühle bekämpft, die dem Menschen so selten erlaubt das zu seinem Frieden und inneren Glück Zusammengehörige zusammen zu halten und als einen starken, gehaltenen und schwankungslosen Akkord fortklingen zu lassen. Es ist keine Frage, daß das Glück im Menschen liegt. Das Freudige, das uns das Schicksal verleiht, beglückt nur dann, wenn es auf rechte Weise aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, was das Schicksal bringt, können wir mildern, wenn wir uns in unserer Gewalt behalten. Wie vieles erkennen wir in ruhigen Augenblicken der Sammlung als unserm Glück zuträglich an, was wir in Augenblicken der Unruhe außerhalb unserer Erinnerung liegen lassen als toten Besitz; wie selten werden wir uns voll bewußt der Kraft unseres Gemütes, die sittliche und lebenskluge Wahrheiten in unser Leben glückbringend hineintragen könnte! Wie oft bereuen wir bei groben Anlässen das Verschieben guter Vorsätze, die Nichtanwendung vernünftiger Grundsätze, wie oft nehmen wir uns vor, bei nächster Gelegenheit mit mehr Klugheit zu handeln, und wie oft unterlassen wir das und lassen gute Vorsätze im kleinen und kleinsten unausgeführt! Wie oft passiert es uns, daß wir, anstatt glücklichmachende Gefühle ersten Ranges zu hegen und glückbringende Zwecke ersten Ranges zu verfolgen, uns

begnügen mit Empfindungen und Zwecken dritten und vierten Ranges, die uns nicht glücklich machen! Es entspringt das aus der Schwäche, aus der Unvollkommenheit unserer Natur, die uns angeboren, aber auch anerzogen ist, und der wir uns so selten durch starken Willen und guten Vorsatz entziehen können, der wir uns aber öfters entziehen sollten. Daß unser Benjamin das lerne, daß er stark werde zu seinem Glück, dazu sollte unser Erziehungsbüchlein beitragen; es sollte die Kraft reinen Fühlens und Empfindens, festen Wollens und häufigen Vollbringens stärken in unserm Benjamin, damit er glücklich werde. Die meisten Eltern erziehen ihre Kinder, weil es eben andere Leute auch thun, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich mit ihrer Erziehung thun sollten. Sie arbeiten deshalb für den Augenblick, aber nicht für dauerndes Glück. Die Verkehrung und Verzerrung der Erziehung erreicht daher in den meisten Fällen mehr oder weniger das Gegenteil von dem, was gute und tüchtige Erziehung bezweckt. Diese falsche, unklare Erziehung will wohlthun, aber sie thut wehe. Sie will dem Kinde die Entsagungen und Schmerzen des Augenblicks ersparen und bereitet ihm Schmerzen und Leiden der Zukunft; sie schont im Augenblick und schädigt auf Jahre hinaus, vielleicht fürs ganze Leben. Sie meint Dank zu verdienen und erntet gewöhnlich den Undank unerzogener Kinder. Die zärtelnde und unklare Erziehung gedenkt glücklich zu machen und schafft nicht selten sehr unglückliche Leute, die mit Seufzen zurückblicken auf ihre Jugend und mit dem vorwurfsvollen Wunsche: „Hätten doch meine Eltern mich besser erzogen!“ Dagegen können guterzogene Kinder mit dem Gedanken an ihrer Kindheit Tage denken: „Es ist ein köstlich Ding dem Manne,

daß er das Joch in seiner Jugend trage.“ Bei ihnen war Hauptzweck der Erziehung, daß sie zum Schöpfer ihrer eigenen Glückseligkeit herangebildet wurden, daß sie, von äußeren Dingen unabhängig, ihr eigenes Wohl in sich selber suchten und fähig wurden in allen Lagen und unter allen Umständen glücklich zu sein. Mögen nun im Leben über solche Kinder Titel und Würden, Geld und Gut, angesehene Stellung und alle Glücksgüter des Lebens kommen, sie werden ihnen angenehme Zugaben sein; den wahren Wert des Lebens aber werden sie in sich suchen und in der glücklichmachenden Auffassung des Lebens und der glücklichmachenden Beeinflussung derer, die ihnen lieb und teuer sind. Möchte zu solchem Glücke unser Benjamin gelangen! „Meine Seele ist mein Königreich und mein Reichtum“, kann er so gut sagen wie der höchstgefürstete und begütertste Mann im Deutschen Reich. Dieses Königreich und diesen Reichtum soll sorgsame Erziehung pflegen und trefflich ausgestalten. Hat sie das gethan, so dürfen wir unsern Benjamin getrost ziehen lassen hinaus in die Welt; als Wandergut nimmt er das Beste mit, was Haus und Familie geben können; die „gute Erziehung“ kann ihm niemand nehmen; mit ihr wird er, wenn Gottes Segen hinzukommt, was sein Name Ben-Jamin bedeutet, — ein „Glückskind“.

Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers herausgegeben von August Sperl. $15^1/_2$ Bog. Geh. 3 M. Mit Goldschn. geb. 4 M.

Leibig, Oskar: **Erlebnisse eines freiwilligen Jägers** im Feldzuge 1870—71. 3. Auflage. Geh. 2 M. 25 ₰. Kart. 2 M. 80 ₰.

Liebmann, Otto: **Vier Monate vor Paris.** 2. Aufl. Geh. 3 M. 50 ₰. Eleg. geb. 4 M. 50 ₰.

Von der Pfordten: **Musikalische Essays.** 248 S. gr. 8°. Geh. 4 M. 50 ₰. Geb. 5 M. 50 ₰.

Roth, Dr. K. L.: **Griechische Geschichte,** nach den Quellen erzählt. Vierte umgearbeitete Auflage von Dr. Adolf Westermayer, Gymnasialrektor. Mit Abbildungen und Karten. gr. 8°. Geh. 6 M. 50 ₰. Eleg. kart. 7 M. In hocheleg. Halbfranz geb. 8 M.

Roth, Dr. K. L.: **Römische Geschichte,** nach den Quellen erzählt. Zweite umgearbeitete Auflage von Dr. Adolf Westermayer, Gymnasialrektor. Mit Abbildungen und Karten. 2 Teile à $25^1/_2$ Bog. gr. 8°. à 4 M. geh. und 4 M. 50 ₰. eleg. kart. In 1 hocheleg. Halbfranzband 9 M.

August Sperl: **Die Söhne des Herrn Budiwoj.** Ein historischer Roman. Zwei Bände. Eleg. geh 10 M. Geb. 12 M.

August Sperl: **Die Fahrt nach der alten Urkunde.** Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechtes. 3. Auflage. Geh. 3 M. 50 ₰. Geb. 4 M. 50 ₰.

Tanera, C.: **Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers** im Jahre 1870/71. Illustriert von Ernst Zimmer. In Prachtband geb. 14 M.

Tanera, C.: **Der Krieg von 1870/71** dargestellt von Mitkämpfern. In Verbindung mit anderen herausgegeben. 7 Bände eleg. kart. à 2 M. 50 ₰.

Tanera, C.: **Deutschlands Kriege** von Fehrbellin bis Königgrätz. Eine vaterländische Bibliothek für das deutsche Volk und Heer. Mit zahlreichen Karten und Plänen. 9 Bände eleg. kart. à 2 M. 50 ₰.

Volkelt, Joh.: **Ästhetik des Tragischen.** XVI u. 445 S. gr. 8°. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Volkelt, Joh.: **Ästhetische Zeitfragen.** Sechs Vorträge. 18 Bog. Geh. 4 M. 50 ₰. Geb. 5 M. 50 ₰.

legen wird, ohne dem Verfasser herzlich dankbar zu sein." Oberschulrat Dr. v. **Bamberg**-Gotha („Gothaische Neueste Nachrichten"): Das Buch enthält einen reichen Schatz erzieherischer Weisheit in anmutendster Form." **„Allgemeine konf. Monatsschrift"**: „Die Langeweile, welche uns recht oft in pädagogischen Schriften begegnet, ist hier glücklich gebannt und Alles leuchtet in farbenfrischer Darstellung. . . . Eine gesunde, erfrischende Luft, bei welcher die Erziehung wohl gedeihen kann, weht uns aus diesen Blättern entgegen." Gymnasial-Direktor Dr. **Franz** („Hamb. Korresp."): „Die Darstellung ist durchweg so lebendig, humorvoll und geistreich, daß es ein hoher Genuß ist, mit dem Verfasser die Entwickelungsjahre des Sohnes Benjamin zu verfolgen." Geh. Rat **Wendt** („Karlsruher Zeitung") rühmt, daß hier „durchaus vortrefflicher Rat" sich finde „für zahlreiche recht wichtige Fragen, die keinem Elternpaar erspart bleiben." Professor **Friedrich Paulsen** („Vossische Zeitung."): „Ein Buch voll gesunden Menschenverstandes und schlichter Weisheit, voll ernsten Sinnes und guter Laune." Die **„Zeitschrift für lat. höh. Schulen"**: „Ein echt deutsches Erziehungs- und Hausbuch, frisch und erquicklich zu lesen, voll von Ernst und Humor." Gymn.-Prof. Dr. **Dyroff** („Würzb. Gen.-Anz."): „Selten wird man ein Buch finden, in welchem die schwierigen Fragen der modernen Kindererziehung so verständlich und klar, so fesselnd und überzeugend, mit so gesundem Urteil und reifer Erfahrung erörtert werden als in diesem auch äußerlich gut ausgestatteten Büchlein." Gymn.-Dir. Dr. **Kretschmann** („Danziger Zeitung"): „Das ist eben das Prächtige an dem Buche: es philosophiert und theoretisiert nicht, es trägt nicht verwässerte Allgemeinheiten vor, sondern in bunter Reihe und Fülle bringt es Bilder aus der Wirklichkeit. ... Alles ist so schlicht wie es wahr ist." **„Köln. Volksztg."**: „Die anregende Kraft, die von dem Buch ausgeht, hebt es über die pädagogische Durchschnitts-Litteratur weit empor." Professor **Hilt** („Dortm. Ztg."): „Der Verf. hat durch seine Schrift mit Talent und praktischem Geschick in unserer Erziehungs-Litteratur eine Lücke ausgefüllt, deren Vorhandensein wohl schon von vielen Eltern und Lehrern mit lebhaftem Bedauern empfunden worden ist." Gymn.-Direktor Dr. **Dettweiler**-Darmstadt („Köln. Ztg."): „Hunderte mit mir werden bei Lektüre des Buches sagen: der Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen."